

Fiktive Gegenstände, Fiktionale Rede und Überzeugungszuschreibungen

Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde an der philosophischen
Fakultät der Universität Freiburg (Schweiz).

Genehmigt von der Philosophischen Fakultät auf Antrag der
Professoren Gianfranco Soldati und Alberto Voltolini.

Freiburg, den 16. März 2010.

Dekan Prof. Dr. Thomas Austenfeld.

Davor Bodrozic

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Fiktionale Werke, Rede und Bezugnahme	17
2.1 Das Ausgangsproblem	17
2.2 Die semantische Fehler-Theorie	24
2.3 Sind fiktionale Bezeichnungen notwendig leer?	31
2.4 Zwei aussichtsreiche Erklärungsstrategien	36
3. Der possibilianische Vorschlag	42
3.1 Weshalb nur <i>ein</i> Holmes?	42
3.2 In der Fiktion gilt...	45
3.3 Was fiktional ist, ist nicht aktual	50
3.4 Possibilianische Probleme	55
4. Der meinongianische Vorschlag	61
4.1 Fiktive Gegenstände existieren nicht	61
4.2 Nicht-existente Gegenstände	63
4.3 Wie Gegenstände zu individuieren sind	66
4.4 Bezug und Existenz	70
4.5 Schwierigkeiten, die (möglicherweise) keine sind	72
4.6 Nicht-existente Gegenstände und fiktionale Bezugnahme	77

5. Der kreationistische Vorschlag	82
5.1 Fiktionale Kreaturen	82
5.2 Wer kreiert wann und wie?	84
5.3 Kreierte Abstrakta	89
5.4 Abstraktheit und Realität	96
5.5 Zur Beschaffenheit fiktionaler Kreaturen	99
5.6 Ein grundsätzlicher Punkt	103
6. Die gegenstandsabgewandte Strategie (I)	109
6.1 Fiktionale Rede ohne fiktive Gegenstände	109
6.2 Fiktionale Darstellungen und fiktionale Äußerungen	112
6.3 Scheinbehauptungen und Scheinbezugnahmen	117
6.4 Scheinbehauptungen und Wahrheit	122
6.5 Waltons Vorschlag	125
6.6 Ein Problem mit Waltons Vorschlag	133
7. Die gegenstandsabgewandte Strategie (II)	136
7.1 Wahrheitsbedingungen	136
7.2 Welche Scheinbehauptung?	138
7.3 Berechtigung zu Scheinbehauptungen	145
7.4 Zur Tragweite des Vorschlags	156
7.5 Scheinbehauptungen und externe Äußerungen	160
7.6 Einwände	167
7.7 Konklusion	187

8. Überzeugungszuschreibungen (I)	191
8.1 Semantische Spannungen	191
8.2 Weshalb Scheinbehauptungen?	198
8.3 Voraussetzungen des Vorschlags	208
8.4 Was tatsächlich behauptet wird	214
8.5 Mögliche Bedenken	228
9. Überzeugungszuschreibungen (II)	241
9.1 Ließe sich der Vorschlag verallgemeinern?	241
9.2 Scheinbehauptungen und Zuschreibungen <i>de dicto</i>	242
9.3 Was für den Vorschlag sprechen könnte	248
9.4 Anwendungen	252
Literatur	267

1. Einleitung

Die Rede über Fiktives und fiktionale Werke ist nicht nur deshalb von theoretischem Interesse, weil sie einen besonderen Teil der Alltagssprache bildet, der notorisch schwer zu fassen ist. Sie ist vor allem auch deshalb interessant, weil sie offenbar eine Art Vorbild oder Modell für die Deutung anderer Sprachbereiche wie des mathematischen, mikrophysikalischen, moralischen, modalen oder psychologischen Diskurses bietet, deren ontologische Voraussetzungen zum Teil als bedenklich erachtet werden und derer man sich auf diese Weise zu entledigen hofft. So genannte „fiktionalistische“ Deutungen nicht-fiktionaler Diskurse scheinen vorauszusetzen, dass der fiktionale Diskurs seinerseits ontologisch unverfänglich ist. Angesichts dessen, wie kontrovers die Ontologie des Diskurses tatsächlich diskutiert wird und wie stark diese Kontroversen den theoretischen Zugang zur fiktionalen Rede prägen, erscheint der fiktionalistische Ausgangspunkt allerdings alles andere als offensichtlich.

Jeder, der die Kriminalgeschichten Arthur Conan Doyles liest, weiß natürlich, dass Sherlock Holmes nicht wirklich existierte und die Geschichten bloße Fiktion sind. Und allen, die einen King Kong-Film sehen, ist klar, dass die dargestellten Ereignisse so nie stattgefunden haben und dass King Kong nicht real ist. (Um sicherzugehen, ist dies bei gewissen Werken sogar explizit vermerkt.) Wird jedoch danach gefragt, ob es *die Figur* Holmes oder *die Figur* King Kong gibt, stehen die Dinge anders und die Aussichten auf Zustimmung sind ungleich größer. Ebenso erscheint es selbstverständlich, die Wirklichkeit solcher Dinge wie Zeitmaschinen oder Hobbits zu bestreiten, um gleich darauf wieder einzuräumen, dass es sich in Fiktionen ganz anders verhält: in Fiktionen gibt es diese Dinge freilich. An solch widersprüchlichen Ausgangsdaten entzünden sich die ontologischen Kontroversen zur fiktionalen Rede.

Es gibt zwei allgemeine Strategien, diese Spannungen theoretisch anzugehen. Die erste, gegenstandsorientierte Strategie besteht darin,

Fiktionen und fiktive Gegenstände einfach als gegeben zu betrachten, jedoch nicht allen Gegebenheiten denselben ontologischen Stellenwert zuzugestehen. So wird differenziert zwischen den Dingen, die es gibt, und jenen, die existieren; oder zwischen den Dingen, die schlechthin, und jenen, die nur aktual bestehen; oder zwischen den Dingen, die aktual bestehen, und jenen, die wirklich sind. Sherlock Holmes, heißt es dann, gebe es zwar, aber er existiere nicht; oder er bestehe, aber eben nicht aktual; oder er bestehe aktual, sei aber nicht wirklich. Solche Differenzierungen sollen die landläufige Unterscheidung zwischen realen und nur fiktiven Individuen theoretisch fundieren, um eine einheitliche und wörtliche Interpretation des fiktionalen Diskurses zu ermöglichen. Auf den ersten Blick scheinen sie aber kaum informativer oder substantieller zu sein als die zu erklärende Unterscheidung. Daher entsteht leicht der Verdacht bloßer Augenwischerei: die Schwierigkeiten werden lediglich neu beschrieben, aber nicht gelöst. Wird etwas einmal als gegeben postuliert, hat es ein absolutes ontologisches Gewicht, das sich nicht mehr (oder allenfalls nur nominell, durch den Einsatz suggestiver Prädikate wie „nicht-existent“, „nicht-aktual“, „unwirklich“, usw.) relativieren bzw. zurücknehmen lässt.

Im Gegensatz zur ersten, gegenstandsorientierten Strategie hängt die zweite, gegenstandsabgewandte Strategie nicht von der Unterscheidung zwischen zwei Arten von Dingen ab. Die Unterscheidung, auf die es hier vielmehr ankommt, ist am besten als eine Unterscheidung zwischen zwei Arten von Bezugnahmen zu verstehen. Einerseits wird geradewegs bestritten, dass es fiktive Entitäten, in welcher Form auch immer, gibt. Zugleich wird darin aber kein Hindernis für erfolgreiche Bezugnahmen in fiktionalen Kontexten gesehen. Denn anders als gewöhnlich sollen Bezugnahmen in diesen Zusammenhängen anscheinend auch dann gelingen, wenn die Bezugsobjekte fehlen. So soll es möglich sein, wahre Aussagen über Holmes zu treffen, obwohl kein entsprechendes fiktives Individuum zur Verfügung steht. Das Problem dabei ist nur, dass vollkommen unklar bleibt, wie der Bezug in solchen Fällen zu konstruieren ist: keine der

gängigen Theorien der Bezugnahme scheint zu greifen, denn erfolgreiche Bezugnahmen werden durchweg als Relationen zu Bezugsgegenständen aufgefasst, wohingegen hier, wo der Bezugsgegenstand ja grundsätzlich fehlt, überhaupt nicht mehr von einer Relation gesprochen werden kann. Angesichts dessen beschleicht einen das Gefühl, die Rede von gelungenen Bezugnahmen kaschiere nur den Versuch, fiktive Gegenstände durch die Hintertür irgendwie wieder einzuführen.

Keine der beiden Strategien erscheint besonders attraktiv. Das zwiespältige Bedürfnis, fiktive Objekte weder richtig anzuerkennen noch ganz auf sie zu verzichten, erwächst jedoch aus der Einsicht, dass weder die Anerkennung noch der Verzicht allein eine befriedigende Lösung verspricht. Für Befürworter fiktiver Gegenstände wäre es zu einfach, sich nur mit der Anerkennung fiktiver Gegenstände zu begnügen und den hartnäckigen Eindruck, dass es Individuen wie Holmes nicht gibt, als bloßen Irrtum abzutun. Ebenso würden es sich Gegner fiktiver Gegenstände zu leicht machen, wenn sie sich nur damit zufrieden gäben, die Existenz fiktiver Gegenstände zu leugnen und fiktionale Bezugnahmen kommentarlos als referenzielle Fehler abzustempeln. Damit würden die Ausgangsspannungen theoretisch nicht ernst genommen, sondern einfach ignoriert. Die beiden Strategien sind jedoch auf ernsthafte Erklärungen ausgerichtet und streben theoretische Lösungen irgendwo zwischen diesen zwei unbefriedigenden Extremen an.

Nun scheint die gegenstandsorientierte Strategie einen Ausweg zu bieten, der soweit noch nicht in Betracht gezogen wurde. Es ist nämlich nicht offensichtlich, dass die alltägliche wörtliche Rede über fiktive Gegenstände auch wirklich auf derlei Gegenstände verpflichtet. Das liegt aber weniger an der ontologischen Verfügbarkeit nicht-existenter, nicht-aktualer oder nicht-wirklicher Objekte als vielmehr an der Tatsache, dass wir mit unseren Alltagsaussagen für gewöhnlich keine Antworten auf substantielle ontologische Fragen geben und sie auch nicht als solche verstehen. Zu rein semantischen Zwecken kann daher,

in einer Art „naiven“ Ontologie, durchaus zwischen realen und fiktiven (bzw. existenten und nicht-existenten, schlechterdings bestehenden und aktual bestehenden, aktualen und wirklichen, usw.) Gegenständen unterschieden werden. Die substantielle ontologische Frage, welche Gegenstände sich am Ende tatsächlich als theoretisch unverzichtbar erweisen, wäre dann erst in einem zweiten Schritt zu klären. Fiktive Entitäten zu befürworten läuft also nicht unbedingt darauf hinaus, sie auch in die „offizielle“ Ontologie aufzunehmen. Solch eine methodische Zweiteilung macht fiktionale Bezugsgegenstände theoretisch verfügbar, allerdings ohne eine offizielle Verpflichtung auf fiktive Objekte. Es wird möglich, die Bezugnahme auf fiktive Individuen wie Holmes sowie die Wahrheit fiktionaler Äußerungen über derartige Individuen zu erklären, ohne gleich annehmen zu müssen, dass es die Individuen in irgendeiner Form gibt.

Eine spontane Reaktion auf dieses Zwei-Stufen-Modell (das sich so weit übrigens problemlos auf die Rede über Zahlen, Possibilia, moralische Eigenschaften, Propositionen, usw. übertragen lässt) wäre die Frage, wie genau die zusätzliche und nicht gerade offensichtliche Unterscheidung zwischen zwei Arten von ontologischer Verpflichtung dazu beitragen soll, die alten Bedenken an der Unterscheidung zwischen zwei Klassen von Gegenständen auszuräumen. Doch das sei hier nur dahingestellt. Denn wie auch immer man zu diesem Modell stehen mag (und es ist keineswegs sicher, dass das Modell bei Befürwortern fiktiver Gegenstände überall Anklang findet): eines der Grundmotive der gegenstandsorientierten Strategie bleibt die Aussicht auf eine möglichst einheitliche und wörtliche Interpretation des fiktionalen Diskurses, und wenn die Annahme fiktiver Gegenstände irgendwie zu diesem Zweck beitragen soll, genügt es nicht zu sagen, sie seien besondere Bezugsgegenstände; es muss auch gesagt werden, wie diese Gegenstände beschaffen sind und welche Prädikate darauf zutreffen. Je nach vorgenommener ontologischer Differenzierung gelangen Befürworter fiktiver Gegenstände hier zu unterschiedlichen Ansichten. Manche sehen sich zur Auffassung fiktiver Gegenstände als

unvollständiger Objekte gedrängt, denen gewisse Eigenschaften wie auch deren Gegenteile fehlen und die in ganz sonderbaren Beziehungen zu anderen Dingen stehen können. So kommt Holmes z.B. weder die Eigenschaft zu, mehr als einen Wohnsitz zu haben, noch die Eigenschaft, nicht mehr als einen Wohnsitz zu haben; oder er hätte eine Begegnung mit Conan Doyle haben können, ohne dass Conan Doyle eine mit ihm hätte haben können. Teils um dies zu vermeiden, sprechen Andere solchen Figuren wie Holmes gewöhnliche Eigenschaften wie die, eine Person zu sein oder einen Wohnsitz zu haben, gänzlich ab und gehen davon aus, dass derlei Eigenschaften ihnen nur in der Fiktion attribuiert werden. Sie halten die Figuren für zeitlose, abstrakte Objekte oder für Ansammlungen bzw. Arten von Eigenschaften. Wiederum Andere betrachten die Figuren als bloße Possibilia, die verstreut sind über verschiedene mögliche Welten. Holmes lässt sich hier nicht mit einer einzigen Person identifizieren, sondern mit einer Vielzahl von Personen auf jeweils unterschiedlichen möglichen Welten.

All diese verschiedenen Auffassungen von fiktiven Gegenständen vertragen sich jedoch nicht mit der Art und Weise, wie wir normalerweise über fiktive Gegenstände reden. Wir sprechen über fiktive Individuen so, wie wir es über gewöhnliche, konkrete Individuen tun würden, die unter das Prinzip des ausgeschlossenen Dritten fallen. Über Holmes sagen wir, er sei eine Person gewesen, die ihren Wohnsitz in London hatte, ohne dabei zu unterstellen, dass es sich eigentlich um ein zeitloses abstraktes Objekt handelt. Und das, was wir da sagen, beziehen wir auf die eine Person Holmes und nicht auf eine Menge von Personen, die sich über viele Welten hinweg verteilt. Sollten unsere Äußerungen tatsächlich von fiktiven Personen und Dingen handeln, dann offenbar von solchen, die eigentlich gewöhnlicher nicht sein könnten. Befürworter fiktiver Gegenstände – ungeachtet dessen, ob die ontologische Verpflichtung, die sie im alltäglichen fiktionalen Diskurs zu erkennen meinen, substantieller oder naiver Art ist – sehen sich hier allesamt zu radikalen Revisionen gezwungen.

Wer sich durch die Anerkennung fiktiver Gegenstände einen

semantischen Vorteil gegenüber den Gegnern fiktiver Gegenstände erhofft, wird also schnell enttäuscht. Die Annahme, dass fiktive Gegenstände die Interpretation des fiktionalen Diskurses vereinfachen oder erleichtern, weil sie eine wörtliche Deutung fiktionaler Äußerungen ermöglichen, ist offenbar falsch. Vollkommen gleich, welche der beiden Strategien verfolgt wird: einige ganz alltägliche und offenkundig wahre Äußerungen über fiktive Gegenstände werden sich nicht wörtlich deuten lassen. Die gegenstandsabgewandte Strategie fördert diese Erwartung nicht, da von vornherein klar ist, dass ohne Bezugsobjekte keine wörtliche Deutung vorgenommen werden kann. Die gegenstandsorientierte Strategie hingegen ist genau durch diese Erwartung motiviert, wird ihr aber nicht gerecht. Vorzugeben, dass sie hier semantisch überlegen oder im Vorteil sei, wäre einfach irreführend. Das ist ein wesentlicher Punkt des ersten Teils der vorliegenden Untersuchung.

Auf beiden Seiten, auf der gegenstandsorientierten wie auf der gegenstandsabgewandten, gibt es mehr oder weniger gelungene Versuche, die Formulierungen, die sich nicht wörtlich nehmen lassen, zu umschreiben oder umzudeuten. Aber das allein genügt nicht. Eine ernst zu nehmende Theorie sollte auch erklären können, warum wir uns so ausdrücken, wie wir uns ausdrücken. Wenn eine Äußerung wie z.B. die, dass Holmes sehr scharfsinnig war, keine Bezugnahme auf Holmes oder keine Zuschreibung von Scharfsinn involviert, wie es die wörtliche Deutung der Äußerung ja vermuten lässt, dann ist zum einen zu klären, was tatsächlich mit der Äußerung semantisch ausgedrückt wird; außerdem muss aber auch gesagt werden, weshalb die Äußerung die potentiell irreführende Form annimmt, die sie annimmt. Warum wirkt es so, als würde einem Individuum namens „Holmes“ die Eigenschaft, scharfsinnig zu sein, zugeschrieben, wenn das überhaupt nicht der Fall ist? Ferner kommt es darauf an, dass die Antworten auf diese Fragen nicht *ad hoc* und bloßes Stückwerk sind, sondern wohl motiviert und möglichst systematisch. Eine ernst zu nehmende Theorie ist nicht einfach eine beliebige Anhäufung individueller Interpretationen für jede

neu auftretende Abweichung. Sie zielt auf eine möglichst gut abgestimmte und begründete semantische Erklärung des gesamten fiktionalen Diskurses.

Hier – und darin liegt eine weitere Einsicht dieser Untersuchung – gerät die gegenstandsorientierte Strategie (spätestens) an ihre Grenzen: die Fixierung auf ontologische Fragen und die Beschaffenheit fiktiver Gegenstände trägt nicht nur keine Früchte mehr, sondern wird geradezu kontraproduktiv. Befürworter fiktiver Gegenstände postulieren diese Gegenstände unter anderem gerade deshalb, weil sie sich davon versprechen, die fiktionale Rede wörtlich interpretieren zu können und Revisionen zu vermeiden. Der Vorschlag nun, dass ausgerechnet die Annahme fiktiver Gegenstände helfen sollte zu erklären, wie und welche Revisionen vorzunehmen sind, birgt eine gewisse Ironie. Die gegenstandsabgewandte Strategie hingegen scheint besser gerüstet zu sein, weil sie von Anfang an unter dem Druck steht, gegenstandsbezogene Wendungen systematisch revidieren zu müssen. Um allerdings an Glaubwürdigkeit zuzulegen, sollte sie bzw. die Unterscheidung zwischen gewöhnlichen und fiktionalen Bezugnahmen anders ausgeführt werden. Eine der aussichtsreichsten Alternativen besteht darin, fiktionale Bezugnahmen als Bezugnahmen aufzufassen, die nur zum Schein vorgenommen werden – Scheinbezugnahmen – und deren „Gelingen“ daher keine Bezugsgegenstände erfordert. Der in der vorliegenden Untersuchung verfolgte Ansatz ist eine Variante dieser Idee.

Dem Vorschlag zufolge bringen Äußerungen, die offenbar auf die Existenz fiktiver Gegenstände verpflichten, tatsächlich keine derartigen Verpflichtungen mit sich. Das liegt daran, dass nicht wirklich, sondern nur zum Schein auf die Gegenstände Bezug genommen und nur zum Schein etwas darüber behauptet wird – es wird lediglich so getan, als ob. Anders als beim gegenstandsorientierten Zwei-Stufen-Modell wird jedoch vorausgesetzt, dass die Formulierungen wörtlich verwendet auch ontologisch verpflichten; nur werden sie eben nicht wörtlich verwendet. Normalerweise dienen gegenstandsbezogene Wendungen wie

Bezeichnungen, Quantoren, Identifikations- oder Zähl ausdrücken, etc. dazu, Gegenstände herauszugreifen und zu unterscheiden. In fiktionalen Äußerungen jedoch, so die Annahme, erfüllen solche Wendungen einen expressiven Zweck, der sich nicht allein durch ihre normale, wörtliche semantische Funktion erklären lässt. Gleichwohl hängt die Erfüllung des expressiven Zwecks von der wörtlichen Funktion der Wendungen ab, denn wir machen uns ihr wörtliches Potential zunutze, um etwas Neues damit auszudrücken: das Potential ist sozusagen nicht im eigentlichen Sinne realisiert, aber dennoch gegenwärtig oder operativ. Kurzum: wir könnten mit einem Namen wie „Holmes“ nicht zum Schein auf ein Individuum Bezug nehmen, wenn Namen nicht normalerweise die Funktion hätten, Individuen zu bezeichnen, ebenso wenig wie wir zum Schein etwas über Holmes behaupten könnten, wenn einschlägige Satzäußerungen normalerweise nicht dazu dienten, Behauptungen aufzustellen.

Doch Scheinbezugnahmen bzw. Scheinbehauptungen sind nicht das Einzige, was mit fiktionalen Bezeichnungen und Äußerungen zum Ausdruck gebracht wird. Wenn es das Einzige wäre, ließe sich nicht erklären, wie solche Äußerungen wirklich wahr oder falsch sein können, da mit bloßen Scheinbehauptungen, im Gegensatz zu echten Behauptungen, kein Anspruch auf Wahrheit erhoben wird. Dem Vorschlag zufolge kann nun aber mit einer Äußerung neben einer Scheinbehauptung – oder vielmehr vermittelt einer Scheinbehauptung – auch eine ernsthafte Behauptung ausgedrückt bzw. aufgestellt werden: indem man vorgibt, etwas zu behaupten, behauptet man ernsthaft etwas Anderes, das tatsächlich wahr oder falsch ist. Die Wahrheitsbedingungen der aufgestellten Behauptung sind dabei eng an die Scheinbehauptung geknüpft. In einfachen Satzäußerungen werden prädikative Ausdrücke auf gegenstandsbezogene Wendungen nach vertrauten syntaktischen und inferentiellen Mustern, die man unter dem Begriff der logischen Oberflächengrammatik zusammenfassen könnte, angewandt. Wenn die Äußerungen wörtlich verstanden werden, entspricht die semantische Bewertung und damit die Zuweisung der

Wahrheitsbedingungen unmittelbar den Vorgaben der logischen Oberflächengrammatik. Werden sie hingegen im übertragenen Sinne verwendet, erfolgt die Zuweisung der Wahrheitsbedingungen indirekt, gewissermaßen durch einen semantischen Filter, in Abhängigkeit vom wörtlichen Verständnis der Äußerungen. Dem Vorschlag zufolge ist die fiktionale Rede eine Art übertragener Rede, bei der Scheinbehauptungen diese semantische Filterfunktion übernehmen. Das, was mit einer fiktionalen Äußerung demnach tatsächlich behauptet wird, ist wesentlich durch die Scheinbehauptung, die mit der Äußerung aufgestellt wird, bestimmt. Gibt man beispielsweise vor, sich auf jemanden wie Holmes zu beziehen und etwas Bestimmtes darüber zu behaupten, dann gilt das, was man mit der Äußerung eigentlich behauptet, als wahr, wenn die vorgebliche Behauptung durch die einschlägige(n) Kriminalgeschichte(n) Doyles berechtigt ist. Dies, grob gesprochen, ist der Kern der gegenstandsabgewandten Variante bzw. das charakteristische semantische Schema, das hier entwickelt und diversen gegenstandsorientierten Ansätzen gegenüber gestellt werden soll.

Der Vorschlag orientiert sich stark an den Arbeiten Kendall Waltons zum Wesen und zur Ästhetik fiktionaler Werke (vgl. insbes. Walton 1990). Dort sind die begrifflichen Grundlagen und die systematischen Zusammenhänge zwischen fiktionalen Werken und der fiktionalen Rede, auf denen der Vorschlag aufbaut, herausgearbeitet. Nach Walton lässt sich das Wesen fiktionaler Werke nicht an einer Unterscheidung zwischen realen und fiktiven Gegenständen oder zwischen wahren und falschen Darstellungen festmachen, sondern an der spezifischen Haltung, die fiktionale Darstellungen ihren Rezipienten abverlangen. Die Darstellungen in fiktionalen Werken stellen keinen Anspruch auf Tatsachentreue oder Wahrheit und zielen daher auch nicht darauf ab, für wahr gehalten zu werden, wie dies bei Darstellungen dokumentarischer Werke der Fall ist. Stattdessen sollen Rezipienten fiktionaler Werke nur so tun, als seien die Darstellungen darin wahr. Die Auffassung fiktionaler Äußerungen als Scheinbehauptungen reflektiert

diesen Punkt und fügt sich reibungslos in die zugrunde liegende Konzeption fiktionaler Werke, ohne jedoch darauf festgelegt zu sein.

Auch wenn der Vorschlag unter die gegenstandsabgewandte Strategie fällt, heißt das nicht automatisch, dass er durch ontologische Vorbehalte gegenüber fiktiven Gegenständen motiviert ist. Die gegenstandsabgewandte Strategie zu verfolgen bedeutet nicht *per se*, die Annahme fiktiver Gegenstände abzulehnen; es spiegelt lediglich die Einstellung wieder, dass eine Hinwendung zu fiktiven Gegenständen das Verständnis bzw. die Klärung der semantischen Fragen, die die fiktionale Rede aufwirft, nicht fördert. Das Hauptmotiv für die Auffassung fiktionaler Äußerungen als Scheinbehauptungen liegt in der normativen Rolle, die fiktionale Werke im Blick auf die fiktionale Rede spielen, und in der Haltung des Als-ob, die sie uns als Rezipienten abverlangen.

In gegenstandsorientierten Auseinandersetzungen über den Status fiktiver Gegenstände wird die Haltung des Als-ob oder der Akt der Scheinbezugnahme bzw. Scheinbehauptung selten ernsthaft thematisiert. Das ist überraschend angesichts dessen, mit welcher Selbstverständlichkeit beides gewöhnlich mit fiktionalen Werken in Verbindung gebracht wird. Vertreter gegenstandsorientierter Ansätze neigen dazu, die Rolle des Als-ob zu unterschätzen, und verwechseln Scheinbezugnahmen mit ernsthafter ontologischer Verpflichtung. Zweifelsohne ließen sich später, nachdem fiktive Gegenstände in die Ontologie aufgenommen worden sind, noch einschlägige Modifikationen an der Theorie vornehmen: im Nachhinein wäre es immer noch möglich zu sagen, es werde mit Blick auf fiktive Gegenstände so getan, als seien sie existent, aktual, wirklich, etc., obwohl sie es eigentlich nicht sind, oder es werde zum Schein auf existente, aktuale oder wirkliche Gegenstände Bezug genommen, obwohl es sich eigentlich um nicht-existente, nicht-aktuale oder unwirkliche Gegenstände handelt. Aber hier verrichtet die Annahme fiktiver Gegenstände keine zusätzliche explanatorische Arbeit mehr und ist völlig losgekoppelt vom ursprünglich damit verfolgten semantischen

Projekt.

Die Auffassung fiktionaler Äußerungen als Scheinbehauptungen versucht zwei vordergründig unverträgliche semantische Aspekte fiktionaler Äußerungen miteinander zu verbinden. Die semantischen Eigenschaften des Sprechaktes, der mit einer solchen Äußerung tatsächlich vollzogen wird, fallen mit den semantischen Eigenschaften der gewählten Formulierung nicht zusammen – die aufgestellte Behauptung ist sozusagen irreführend formuliert. Vermittels der Mechanismen des semantischen Scheins stellt der Vorschlag eine systematische Verknüpfung her zwischen den strukturellen Merkmalen der gewählten Formulierung und dem semantischen Inhalt des vollzogenen Sprechaktes. Darin liegt auch die potenzielle Modellfunktion des Vorschlags für die Erklärung ähnlich irreführend formulierter Behauptungen außerhalb des fiktionalen Diskurses begründet. Auf dieser Einschätzung jedenfalls beruht der anschließend unternommene Versuch, die Erklärung auf bestimmte Fälle von Überzeugungszuschreibungen zu übertragen. Er bildet zugleich den Schlussteil der Untersuchung.

Im Kontext einer Zuschreibung wie „Helge glaubt, dass Marilyn Monroe eine Berühmtheit ist“ scheinen Ausdrücke eine eigenartige semantische Doppelfunktion zu übernehmen. Im Allgemeinen dient eine Bezeichnung wie „Marilyn Monroe“ dazu, ein bestimmtes Individuum herauszugreifen, während ein Prädikat wie „ist eine Berühmtheit“ die Funktion hat, etwas qualitativ zu bestimmen; die Kombination von beidem gibt dann ein bestimmtes Individuum als auf gewisse Weise beschaffen aus. In Zuschreibungen allerdings wird der Einsatz dieser sprachlichen Mittel gewissermaßen ausgeweitet, um einen Zustand semantisch zu klassifizieren: indem wir sagen, *was* Helge glaubt, ordnen wir seine Überzeugung inhaltlich ein. Die Frage ist, wie es sein kann, dass Formulierungen, die eigentlich dazu dienen, Gegenstände herauszugreifen und sie qualitativ zu bestimmen, zugleich auch dazu verwendet werden können, kognitive Zustände semantisch zu klassifizieren.

Die einfachste und nächst liegende Antwort besteht darin zu sagen, dies sei deshalb möglich, weil die Inhalte der kognitiven Zustände mit den wörtlichen Bedeutungen der Formulierungen zusammenfallen. Wenn die Satzglieder, die das Komplement des Verbs einer Überzeugungszuschreibung wie „Helge glaubt, dass Marilyn Monroe eine Berühmtheit ist“ bilden, ihre übliche semantische Funktion erfüllen, präsentieren sie zusammen genommen einen Sachverhalt, der ein bestimmtes Individuum mit einer bestimmten Beschaffenheit verknüpft – im gegebenen Fall den Sachverhalt, dass Marilyn Monroe eine Berühmtheit ist. Offenbar ist es aber gerade das, was Helge für wahr hält, wenn er glaubt, was ihm mit der Überzeugungszuschreibung zugeschrieben wird. Mit anderen Worten, der Inhalt der zugeschriebenen Überzeugung ist genau der Sachverhalt, den die Glieder des Zuschreibungskomplements wörtlich präsentieren. Dadurch wäre die semantische Doppelrolle der Ausdrücke auf elegante Weise erklärt.

Diese schlichte Erklärung funktioniert, solange die zugeschriebene Überzeugung den Tatsachen entspricht und die kognitiven Perspektiven von Zuschreiber und Zuschreibungssubjekt sich einigermaßen decken. Sobald aber die Perspektiven auseinander gehen oder gar kollidieren, und sobald das, was das Subjekt glaubt, (zumindest aus Sicht des Zuschreibers) falsch ist, bricht die Erklärung zusammen. Denn dann scheinen Zuschreibende manchmal zu Formulierungen zu greifen, die wörtlich verstanden nicht nur ihre eigene Perspektive kompromittieren, sondern den zugeschriebenen Zustand auch verkehrt klassifizieren. Gleichwohl finden wir das, was damit behauptet wird, keineswegs inakkurat oder abwegig und haben keinerlei Schwierigkeiten, es mit der kognitiven Perspektive der Zuschreibenden zu vereinbaren. So könnte jemand z.B. sagen, Helge halte Marilyn für berühmter als Norma, und selbst gleichwohl wissen, dass Marilyn und Norma keine unterschiedlichen Personen sind. Wörtlich genommen wäre das, was Helge mit der Formulierung zugeschrieben wird, geradezu absurd: niemand ist der Ansicht, eine Person übertreffe sich selbst an

Berühmtheit. Dennoch wären wir ohne weiteres bereit, das, was mit der Zuschreibung behauptet wird, gegebenenfalls als wahr zu werten, und würden dem Zuschreiber selbst auch keinerlei Unstimmigkeit unterstellen.

Solche Überzeugungszuschreibungen weisen ähnliche strukturelle Merkmale auf wie fiktionale Äußerungen und gleichen ihnen in einer wichtigen psychologischen bzw. epistemischen Hinsicht: auch hier gibt es eine offenkundige Diskrepanz zwischen den semantischen Eigenschaften von Sprechakt und Formulierung – das, was mit der Äußerung behauptet wird, ist in irreführender Weise ausgedrückt; und auch hier steht die gewählte Formulierung in ausdrücklicher Spannung zum kognitiven Standpunkt des Sprechers – der Zuschreibende bedient sich der Formulierung, obwohl ihm klar ist, dass sie wörtlich genommen offenbar nicht den Tatsachen entspricht. Dies, neben der Unzulänglichkeit gängiger alternativer Erklärungsansätze, sollte genügen, um einen Versuch, das im fiktionalen Fall bemühte Erklärungsmodell auf die Zuschreibungen anzuwenden, zu motivieren bzw. zu rechtfertigen.

Die Erklärung wird natürlich nicht genau dieselbe sein wie im fiktionalen Fall, da der durch fiktionale Werke gegebene normative Rahmen hier fehlt. Doch die Zuweisung der Wahrheitsbedingungen erfolgt nach demselben Muster. Demnach nehmen Zuschreiber im Komplement ihrer Zuschreibung nicht wirklich Bezug auf Individuen und deren Umstände, um so den doxastischen Zustand des Zuschreibungssubjekts jeweils semantisch zu klassifizieren, sondern sie geben nur vor, dies zu tun. Indem sie dies aber vorgeben, klassifizieren sie den Zustand tatsächlich nach Gegebenheitsweisen von Individuen. Entsprechend werden die Zuschreibungen dann wahr sein, wenn die jeweils zugeschriebenen Zustände wirklich die einschlägigen Gegebenheitsweisen involvieren. Die Wahrheitsbedingungen der Behauptung, die ein Zuschreiber in solch einem Fall mit seiner Zuschreibung also aufstellt, sind indirekt festgelegt darüber, was er durch die Formulierung vorgibt zu behaupten, ähnlich wie dies bei

fiktionalen Äußerungen schon der Fall war. Die vordergründige Kluft zwischen wörtlichem Verständnis und eigentlicher Behauptung wird durch die Mechanismen des semantischen Scheins überbrückt.

Auch hier ist wieder zu betonen, dass die angebotene Erklärung nicht ontologisch motiviert ist. Fiktionalistischen oder instrumentalistischen Interpretationen nicht-fiktionaler Diskurse liegen häufig ontologische Motive zugrunde. Es wird angenommen, dass ein bestimmter Diskursbereich unliebsame ontologische Verpflichtungen mit sich bringt und dass eine Interpretation nach fiktionalem Modell die Verpflichtungen umgehen kann. Diese Interpretation wird als Ersatz für die ursprüngliche, ontologisch beladene wörtliche Deutung des Diskurses aufgefasst und sie wird angeboten, um zu zeigen, dass und wie der Diskurs seinen Zweck auch ohne die unliebsamen ontologischen Verpflichtungen erfüllen kann. Doch die im Rahmen dieser Untersuchung vorgeschlagene Lesart der Zuschreibungen resultiert nicht aus einer ontologischen Skepsis gegenüber solchen Dingen wie Sachverhalten oder Propositionen, auf die bei der wörtlichen Deutung gewöhnlich rekuriert wird; und sie soll eine wörtliche Interpretation der Zuschreibungen auch nicht ersetzen. Vielmehr ist sie gedacht als theoretische Rekonstruktion unseres faktischen Verständnisses solcher Zuschreibungen.

Die Untersuchung lässt sich in drei Teile gliedern. Der erste, vorwiegend kritische Teil (Kapitel 2-5) setzt sich mit den wichtigsten etablierten gegenstandsorientierten Konzeptionen auseinander. Im zweiten Teil (Kapitel 6-7) wird dann die gegenstandsabgewandte Alternative entwickelt und diskutiert. Im dritten Teil (Kapitel 8-9) schließlich geht es um Überzeugungszuschreibungen und deren Verhältnis zur fiktionalen Rede.

Das nächste Kapitel führt in die Grundproblematik fiktionaler Äußerungen ein. Zunächst werden fiktionale Äußerungen gegen andere relevante Formen von Äußerungen, wie z.B. werkskonstitutive fiktionale Darstellungen, abgegrenzt und die Schwierigkeiten beschrieben, die die Deutung fiktionaler Äußerung aufwirft. Darauf

folgt eine Auseinandersetzung mit den Besonderheiten fiktionaler Bezugnahmen, die die Hauptschwierigkeit bei der Interpretation fiktionaler Äußerungen zu erzeugen scheinen. Aus dieser Auseinandersetzung gehen die gegenstandsorientierte und die gegenstandsabgewandte Strategie als einzig gangbare Interpretationsalternativen hervor.

In den drei Kapiteln danach werden die drei einflussreichsten gegenstandsorientierten Ansätze nacheinander betrachtet und diskutiert: der possibilianische Vorschlag, der fiktive Gegenstände mit bestimmten bloß möglichen Objekten gleichsetzt; der meinongianische Vorschlag, demzufolge fiktive Gegenstände eine Teilmenge nicht-existenter Objekte bilden; und der kreationistische Vorschlag, der fiktive Gegenstände mit abstrakten Artefakten identifiziert. Die drei Gegenstandskonzeptionen unterscheiden sich zum Teil dramatisch voneinander und sind daher unterschiedlichen lokalen und immanenten Schwierigkeiten ausgesetzt. Am Ende der Diskussion wird allerdings auch ein grundsätzlicher Einwand formuliert, der alle drei Varianten gleichermaßen betrifft und sich gegen die gegenstandsorientierte Strategie als solche richtet. Die Kritik ist allerdings nicht von außen herangetragen, sondern misst die Strategie an ihren eigenen Ansprüchen.

Die dann folgenden beiden Kapitel wenden sich der gegenstandsabgewandten Strategie zu. In kritischer Auseinandersetzung mit einem Vorschlag Kendall Waltons wird eine gegenstandsabgewandte Alternative entfaltet. Die Alternative ist voraussetzungsärmer und flexibler als der waltonsche Vorschlag und verträgt sich mit unterschiedlichen Konzeptionen fiktionaler Werke. Sie hält aber an dem bei Walton herausgearbeiteten normativen Zusammenhang zwischen den Darstellungen in fiktionalen Werken und fiktionalen Äußerungen fest. An den Entwurf dieser Variante schließt sich eine kritische Diskussion in Form der Beantwortung einiger Einwände an.

Am Ende wird in zwei Kapiteln noch versucht, die vorgeschlagene

Interpretation fiktionaler Äußerungen auch für die Deutung von Überzeugungszuschreibungen fruchtbar zu machen. Zunächst erfolgt die Anwendung der semantischen Erklärung nur auf eine besondere Gruppe von Zuschreibungen. Im letzten Kapitel wird dann, im Sinne eines Ausblicks, verhältnismäßig großzügig und unkritisch über die Möglichkeit spekuliert, die Deutung auf alle Formen von Zuschreibungen *de dicto* auszuweiten.

2. Fiktionale Werke, Rede und Bezugnahme

2.1 Das Ausgangsproblem

So, wie die Darstellungen dokumentarischer Werke von bestimmten Individuen und Verhältnissen handeln, lassen sich auch Darstellungen fiktionaler Werke mit entsprechenden Individuen und Verhältnissen verknüpfen. Die Verknüpfung ist allerdings nicht zwingend. Während die Darstellungen eines dokumentarischen Werks darauf ausgerichtet sind, wahr zu sein, und gleichsam etwas erfordern, das sie bewahrheitet bzw. erklärt, wie ihr Wahrheitswert zustande kommt, scheint sich die Frage nach Wahrheit im fiktionalen Fall meist gar nicht zu stellen. Ein einfaches Beispiel wie die Geschichte des *Märchenprinzen* veranschaulicht dies:

Der Märchenprinz

Es war einmal ein junger Prinz namens „Ipmul“. Ipmul war sehr wohlhabend. Er hatte zwei Verehrerinnen. Aber er heiratete nur eine davon. Fortan lebten die beiden glücklich und zufrieden zusammen, und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Der Märchenprinz würde uns kaum dazu verleiten, ernsthaft zu überprüfen, ob ein Prinz namens „Ipmul“ wohlhabend war oder nicht, so wenig wie wir auf das Jahr 2001 gewartet haben, um herauszufinden, ob das, was in Kubricks *2001* dargestellt ist, sich wirklich ereignen würde (es sei denn, jemand verwechselte den Science Fiction-Film mit einer Prophezeiung oder einer Dokumentation). Solche Überprüfungen sind nicht erforderlich, weil niemand uns glauben machen will, das Geschilderte sei wahr. Selbst wenn sich die Dinge tatsächlich so zugetragen hätten, wie es im *Märchenprinzen* beschrieben ist, hieße das nicht, dass die Darstellungen sich darauf bezogen haben. Wir wären auf

eine unwahrscheinliche Koinzidenz, einen unglaublichen Zufall gestoßen, aber für das Verständnis und die Bewertung der Darstellungen wäre dies unerheblich.

Noch deutlicher tritt der Punkt vielleicht hervor im umgekehrten, wahrscheinlicheren Fall, in dem die Übereinstimmung zwischen den Darstellungen und der Wirklichkeit ausbleibt. Wenn es bei den Darstellungen eines fiktionalen Werks darauf ankäme, bestimmte Individuen und Verhältnisse wahrheitsgetreu wiederzugeben, wäre es in solchen Fällen angebracht, von Fehlrepräsentationen zu sprechen. Im Allgemeinen tun wir das aber nicht, und das hängt offenbar damit zusammen, dass solche Darstellungen nicht an faktische Darstellungsvorgaben gebunden sind, sondern eine gewisse Autonomie und Ursprünglichkeit besitzen. Sie repräsentieren sozusagen nicht, sondern präsentieren einfach. Deshalb betrachten wir die Wirklichkeit nicht als Maß, an dem solche Darstellungen abgeglichen werden müssten.¹

¹ Vielen fiktionalen Werken liegt durchaus das Bestreben zugrunde, etwas so zu präsentieren, dass es möglichst „realistisch“ erscheint bzw. mit dem vereinbar wäre, was wir unabhängig bereits geneigt sind zu glauben. Doch die angestrebte Wirklichkeitsnähe ist lediglich optional und nicht durchweg bindend. Dies legt nahe, dass sie nur einen sekundären, von außen herangetragenem Zweck erfüllt, der mit der Fiktionalität des Werks nicht unmittelbar zusammenhängt. Wenn wir an einem fiktionalen Werk bemängeln, die Darstellungen seien nicht realistisch genug – ein Vorwurf übrigens, der im Kontext dokumentarischer Werke wenig Sinn zu machen scheint, da die Tatsachentreue intrinsisch vorgegeben ist und die Darstellungen daher überhaupt nicht unrealistisch sein können –, dann beanstanden wir nicht, dass sich das Dargestellte in Wirklichkeit nicht so abgespielt hat; vielmehr kritisieren wir, dass das Präzentierte nicht genügend Ähnlichkeit dazu aufweist, was sich in Wirklichkeit hätte abspielen können. Doch diese Ähnlichkeit steht in keiner unmittelbaren Verbindung zur Natur fiktionaler Werke, sie ist lediglich ein Zweck unter vielen, der mit den Darstellungen eines fiktionalen Werks verfolgt werden kann – unter Umständen sogar durch die Einbeziehung genuiner Repräsentationen, wie es z.B. in historischen Romanen praktiziert wird. In einem mittelbaren Sinn können wir also durchaus unterstellen, Kubrick habe es mit *2001* auf Wahrheitstreue angelegt und versucht, uns einige generelle Wahrheiten über die Evolution und das Wesen des Menschen nahe zu bringen, indem er durch seine Darstellungen einige interessante Assoziationen und Vergleiche mit der Wirklichkeit, so wie wir sie erleben, angeregt hat. Hier wird die Frage nach Wahrheit zwar relevant; allerdings wird dabei nicht gefragt, ob das, was das Werk

Wenn das stimmt, gibt es keinen Druck, besondere Gegenstände zu postulieren, die den Darstellungen fiktionaler Werke entsprächen. Was keineswegs heißen soll, dass diese inhaltlich unbestimmt wären. Sie haben durchaus einen Inhalt, nur verpflichtet sich ihr Autor nicht darauf, dass ihr Inhalt realisiert ist.

Die Lage ändert sich jedoch grundsätzlich, sobald wir die Werkebene verlassen und uns der fiktionalen Rede zuwenden. Fiktionale Werke setzen sich aus Darstellungen zusammen, die von Autoren produziert (oder von Imitatoren reproduziert) werden, um fiktionale Inhalte zu vermitteln. Die fiktionale Rede hingegen besteht aus Äußerungen, die von Autoren oder Rezipienten eines Werkes getätigt werden, um sich über den Werkinhalt auszutauschen. So kann der Satz

(1) Ipmul war sehr wohlhabend

einmal als Bestandteil des *Märchenprinzen* geäußert werden, oder er kann im Rahmen einer Diskussion über den Inhalt des *Märchenprinzen* fallen. Das erste Mal handelt es sich um eine werkskonstitutive Äußerung, das zweite Mal um eine fiktionale. Fiktionale Äußerungen wie die von (1) verändern das Bild nun insofern, als sie mit den entsprechenden werkskonstitutiven Darstellungen einerseits inhaltlich übereinstimmen, andererseits jedoch genuine, auf Wahrheit abzielende

darstellt, wahr oder falsch ist, sondern inwieweit das, was im Werk dargestellt ist, die Einsicht in Wahres fördert.

Zuweilen wird mit dem Status eines Werks und der darin enthaltenen Darstellungen auch gespielt. Es kommt z.B. vor, dass der Autor oder Erzähler uns zunächst glauben machen möchte, was er darstellt, sei tatsächlich so vorgefallen. Irgendwann nehmen die Abläufe eine sonderbare Wendung und wir müssen feststellen, dass wir in die Irre geleitet wurden und die Dinge sich nicht so abgespielt haben können. In solchen Fällen lässt uns der Autor zunächst absichtlich im Unklaren darüber, dass es sich bei dem Werk um ein fiktionales handelt, um uns dann dazu zu bewegen, unsere anfängliche Einstellung gegenüber den Darstellungen zu revidieren.

Zu diversen anderen Versuchen, einen positiven Zusammenhang zwischen fiktionalen Werken und Fragen der Wahrheit herzustellen, siehe die ausführliche Diskussion in Lamarque & Olson 1994.

Repräsentationen zu sein scheinen. Wir können dies sehen, wenn wir die fiktionale Äußerung von (1) vergleichen mit der von

(2) Ipmul war ein armer Mann.

Das, was intuitiv mit der fiktionalen Äußerung von (2) nicht stimmt, ist nicht, dass sie in unangemessener Weise vorgebracht wäre oder Ähnliches, sondern dass sie schlichtweg falsch ist. Offenbar werden durch die werkskonstitutiven Darstellungen, die an sich ja keine inhaltlichen Vorgaben besitzen müssen, bestimmte Vorgaben geschaffen, im Blick worauf dann etwas behauptet werden kann, das sich durch gute Gründe stützen bzw. durch gute Gegengründe anfechten lässt. Fiktionale Äußerungen wie die von (1) oder (2) verkörpern eben solche Behauptungen². Und angesichts dessen, was durch die Darstellungen im *Märchenprinzen* vorgegeben ist, scheint es angebracht zu sagen, die fiktionale Äußerung von (1) sei wahr und die von (2) falsch.

In einem anderen Bereich der fiktionalen Rede wird die Verbindung zur Wahrheit vielleicht noch deutlicher. Während fiktionsinterne – oder kurz: interne – fiktionale Äußerungen wie die von (1) ausschließlich das betreffen, was im entsprechenden Werk selbst beschrieben ist, verhält es sich bei externen fiktionalen Äußerungen wie der von

(3) Ipmul hatte weniger Verehrerinnen als Elvis

etwas anders. Solche Äußerungen gehen über das im Werk Dargestellte hinaus und erfordern eine gewisse Distanz zum Werkinhalt, oder, wenn man so möchte, einen fiktionsexternen Standpunkt. Denn nur dadurch

² Der Begriff der Behauptung wird hier stellvertretend für assertive Äußerungen verwendet. Ebenso gut könnte man auch von Aussagen oder Feststellungen sprechen. Die Untersuchung konzentriert sich durchweg auf assertive Äußerungen, weil die Probleme für diese Art von Äußerungen am eindrucksvollsten erscheinen. Das soll keineswegs bedeuten, dass sich fiktionale Werke und die fiktionale Rede ausschließlich aus assertiven Äußerungen zusammensetzen.

ist es möglich, Informationen von außerhalb des Werkes heranzuziehen und sie mit dem Werkinhalt in Verbindung zu bringen. So werden Vergleiche angestellt zwischen dem, was im Werk dargestellt ist, und dem, was sich in Wirklichkeit abspielt; oder es wird auf die Umstände der Entstehung eines fiktionalen Werkes und seiner Figuren Bezug genommen; oder es wird die Bedeutung hervorgehoben, die ein bestimmtes Werk z.B. in der Literaturgeschichte hat, indem Aspekte und Einflüsse seines Inhalts mit denen anderer Werkinhalte verglichen werden; usw.. In all diesen Fällen spielen reale Verhältnisse eine mindestens ebenso große Rolle wie das, was im Werk dargestellt ist. So wird mit der Äußerung von (3) ein Urteil über die Beliebtheit Ipmuls und Elvis' gefällt. Ob das Urteil zutrifft oder nicht, hängt zum einen von den Darstellungen im *Märchenprinzen* ab: wären die Darstellungen anders ausgefallen, dann hätte das unter Umständen Konsequenzen dafür gehabt, wie Ipmuls Beliebtheit einzuordnen bzw. die Äußerung von (3) zu bewerten ist – vielleicht hätte man dann korrekterweise sagen müssen, dass Ipmuls Beliebtheit derjenigen Elvis' nahe kommt. Zum anderen hängt die Bewertung der Äußerung von (3) aber auch von Tatsachen in der Welt ab: wäre Elvis ein Einsiedler geworden, wäre das Interesse an seiner Person vielleicht geringer ausgefallen als das an Ipmul und die Äußerung von (3) wäre falsch gewesen. D.h. im Unterschied zu internen Äußerungen sind externe Äußerungen nicht ausschließlich nach den Vorgaben oder Inhalten zu bewerten, die durch die werkskonstitutiven Darstellungen geliefert werden; sie verkörpern offenkundig auch Urteile darüber, was tatsächlich der Fall ist, und erheben somit einen genuine Anspruch auf Wahrheit. Gleichwohl sind sie nicht völlig losgelöst von den Inhalten fiktionaler Werke: sie lassen sich ohne diese Inhalte nicht begründen und können nur aufgrund dieser Inhalte wahr sein – gäbe es die fiktionalen Inhalte nicht, könnten auch die entsprechenden externen Äußerungen nicht wahr sein.

Während es also im Falle werkskonstitutiver Darstellungen noch möglich und plausibel erschien, der Annahme entsprechender Gegenstände zu widerstehen, wird der Druck durch die Betrachtung

fiktionaler Äußerungen erheblich verstärkt. Wodurch sonst ließe sich der Wahrheitsanspruch und die semantische Bewertung solcher Äußerungen begründen, wenn nicht durch die Annahme einschlägiger Individuen, worauf die zugeschriebenen Prädikate zutreffen? Und wie käme der Unterschied im Wahrheitswert zwischen fiktionalen Äußerungen wie der von (1) und (2) zustande, gäbe es keine entsprechenden Bezugsgegenstände, die gewisse Eigenschaften besitzen und andere nicht?

Dadurch scheint übrigens wieder ein neues Licht auf die Beurteilung und Behandlung werkskonstitutiver Darstellungen geworfen zu werden. Denn wenn fiktionale Äußerungen inhaltlich auf werkskonstitutive Darstellungen zurückgehen und gleichwohl nicht bezuglos sind, dann erscheint es widersinnig, werkskonstitutiven Darstellungen den Bezug auf Gegenstände abzuspochen. Ein derartiges Zugeständnis wäre verhältnismäßig harmlos, zumal sich die Annahme solcher Bezugsgegenstände offenbar ohnedies nur schwer vermeiden lässt. Zudem hätte man damit eine Erklärung für die inhaltliche Kontinuität zwischen fiktionalem Werk und fiktionaler Rede.

Die Beobachtungen zur fiktionalen Rede stehen jedoch in erheblicher Spannung zur landläufigen Meinung, dass es Individuen wie Ipmul nicht gibt. Wir sind uns darüber im Klaren, dass wir zu Vielem, womit wir durch fiktionale Werke Bekanntschaft erlangen, nicht unabhängig Kontakt haben können. Wir können es weder sehen noch hören noch anfassen (was für die Darstellungen bzw. Darsteller selbst natürlich nicht gilt); auch der gedankliche Zugang ergibt sich ausschließlich durch die Vermittlung fiktionaler Werke. D.h. direkte Begegnungen und Beeinflussungen im Alltag sind unmöglich. Unterdessen wecken und legitimieren die werkskonstitutiven Darstellungen und Beschreibungen diverse Vorstellungen. Diese Vorstellungen müssen sich allerdings nicht immer ergänzen, sondern können und dürfen sogar so weit auseinander gehen, dass das Ergebnis, zu dem der eine Rezipient gelangt, sich mit dem des anderen Rezipienten nicht verträgt. Da sich also weder den Sinnen noch der

Vorstellung intersubjektiv verpflichtende Objekte bieten, entsteht der berechnete Eindruck, dass die einschlägigen Darstellungen fiktionaler Werke keine gegenständliche Entsprechung besitzen.

Nun gibt es unterschiedliche Wege, dieser Spannung zu begegnen. Der Eindruck, dass Personen wie Ipmul nicht wirklich existieren, wird allseits als Datum anerkannt. Allerdings wird das Datum unterschiedlich interpretiert bzw. es werden unterschiedliche Konsequenzen daraus gezogen. Die einen gelangen zu dem semantischen Schluss, dass die in fiktionalen Werken eingeführten Bezeichnungen auch im Rahmen des fiktionalen Diskurses leer sein müssen – solche Bezeichnungen haben dort zwar die Aufgabe zu referieren, erfüllen diese jedoch nicht. Derartige semantische Fehler-Theorien spielen den Zusammenhang zwischen fiktionaler Rede und Wahrheit herunter: was mit den einschlägigen fiktionalen Äußerungen gesagt wird, kann bestenfalls pragmatisch angemessen, aber nicht im eigentlichen Sinne wahr sein.

Andere hingegen bevorzugen eine gegenstandsorientierte Lösung und unterscheiden zwischen gewöhnlichen Individuen und solchen, die rein fiktiv sind. Durch diese Unterscheidung wird einerseits dem Eindruck Rechnung getragen, dass es Personen wie Ipmul nicht wirklich gibt; zugleich wird andererseits jedoch der Bezug fiktionaler Äußerungen gewährleistet. Die Herausforderung besteht dabei vor allem darin, den Stellenwert und die Natur fiktiver Individuen zu spezifizieren.

Neben der gegenstandsorientierten Strategie gibt es aber noch eine weitere, gegenstandsabgewandte Alternative. Vom Standpunkt der gegenstandsabgewandten Strategie ist es nicht entscheidend, ob es Individuen gibt, die fiktionalen Äußerungen wirklich entsprechen oder nicht. Der Schlüssel zum Verständnis und zur Lösung der beobachteten Spannung wird vielmehr in der besonderen Art und Weise gesehen, in der wir Ausdrücke im fiktionalen Diskurs verwenden. Demzufolge dienen Bezeichnungen wie „Ipmul“ in fiktionalen Äußerungen, ähnlich wie in fiktionalen Werken, nicht dazu, Individuen herauszugreifen. Stattdessen wird nur so getan, als werde auf bestimmte Individuen Bezug genommen. Auf diese Weise wird der Eindruck des Fehlens

entsprechender Bezugsgegenstände begründet. Da sich mithilfe solcher nur zum Schein vorgenommenen Bezugnahmen jedoch auch genuine Behauptungen aufstellen lassen, wird zugleich eine Erklärung für die Wahrheitstauglichkeit fiktionaler Äußerungen geboten.

In den folgenden Abschnitten werden wir uns mit den Eigenheiten fiktionaler Bezugnahmen befassen, von deren Verständnis unser besonderes Verständnis fiktionaler Äußerungen wesentlich abzuhängen scheint. Der nächste Abschnitt wird zeigen, was mit der Erklärung, die semantische Fehler-Theorien anzubieten haben, nicht stimmt. Aus den beiden darauf folgenden Abschnitten geht hervor, weshalb die gegenstandsorientierte und die gegenstandsabgewandte Strategie die einzigen beiden Alternativen sind, die Erfolg versprechen.

2.2 Die semantische Fehler-Theorie

Der natürlichste Weg, sich dem Problem fiktionaler Äußerungen zu nähern, führt über die Betrachtung fiktionaler Bezugnahmen³. Denn offenbar ist es nicht der prädikative Teil der Äußerungen, der die Schwierigkeiten erzeugt und mit Blick auf den es Abweichungen oder Auffälligkeiten gegenüber gewöhnlichen, nicht-fiktionalen Äußerungen gibt – beispielsweise kann die Eigenschaft, sehr wohlhabend zu sein, in nicht-fiktionalen Kontexten zugeschrieben werden, ohne dass ähnliche Probleme wie im Falle der fiktionalen Äußerung von (1) entstehen. Die Irritationen scheinen vielmehr mit den einschlägigen fiktionalen gegenstandsbezogenen Wendungen und deren Semantik zusammenzuhängen. Wenn wir also verstehen, wie und worauf wir uns damit beziehen, sofern wir uns überhaupt auf etwas beziehen, dann sollten wir auch dem Verständnis fiktionaler Äußerungen einen

³ Der Ausdruck „Bezugnahme“ wird hier durchgehend in einem allgemeinen, nicht-technischen Sinn verwendet, der unterschiedliche Formen umfasst, über etwas zu sprechen (bzw. nachzudenken). So kann sprachlich auf etwas Bezug genommen werden, indem man es z.B. mit einem Namen benennt, durch ein Pronomen darauf referiert, es kennzeichnet oder aber auch einfach darüber quantifiziert.

entscheidenden Schritt näher gekommen sein. (Die Verhältnisse ändern sich übrigens nicht, wenn das Prädikat kein gewöhnliches, sondern ein fiktionales ist: selbst eine Eigenschaft wie die, eine gute Fee zu sein, kann, wenn überhaupt, nur dort wahrerweise zugeschrieben werden, wo eine entsprechende Bezugnahme erfolgreich vorgenommen wurde.)

Nun kann man es sich leicht machen und einfach behaupten, fiktionale Namen wie „Ipml“ oder „Sherlock Holmes“ seien leer und nichts weiter als eine Art fehlgeschlagener Bezugnahme. Zu den prominentesten Vertretern dieser semantischen Fehler-Theorie gehörten Russell (1905) und, im Anschluss daran, Quine (1953). Sie vertraten eine extreme Variante und bestritten sogar, dass es sich hier um Bezeichnungen im eigentlichen Sinne handelt.⁴ Eine fiktionale Äußerung wie die von (1), so ihr Vorschlag, mag zwar der Syntax nach den Anschein erwecken, als enthielte sie einen Eigennamen, der ein bestimmtes Individuum bezeichnen soll; die zugrunde liegende „logische Form“ jedoch verrät, dass wir es hier eigentlich mit einer russellschen Kennzeichnung bzw. einer quantifizierten Aussage zu tun haben, die überhaupt keine eigenständigen singulären Termini enthält. Alles, was mit der Äußerung von (1) gesagt wird, ist, dass es irgendetwas gibt, das allein ipmlte und sehr wohlhabend war. Zwar kann hier im weitesten Sinne von einer Bezugnahme gesprochen werden, doch hängt der Erfolg der Bezugnahme wesentlich von der Erfüllung des logischen Prädikats der Äußerung ab: es ist nicht so, dass zunächst ein Bezugsgegenstand isoliert wird und dann die Anwendung des Prädikats darauf erfolgt; vielmehr kann die Bezugnahme nur durch die Anwendung des Prädikats gelingen. Da also keine eigenständige Bezugnahme vorausgesetzt ist, lässt sich die Prädikation, und damit die Äußerung selbst, semantisch bewerten, ohne dass zuvor ein bestimmter Bezugsgegenstand feststehen muss. Im Falle fiktionaler Äußerungen wie der von (1) bleibt das logische Prädikat unerfüllt und deshalb

4 Ihr Interesse galt nicht fiktionalen Äußerungen im Besonderen; sie glaubten vielmehr, ein Verfahren gefunden zu haben, sich der semantischen Probleme, die durch leere Bezeichnungen im Allgemeinen aufgeworfen werden, effektiv zu entledigen.

schlägt auch die Bezugnahme fehl. Auf diese Weise erfährt das Problem der Referenz auf Nicht-Existierendes eine allgemeine und schlichte Lösung. Nicht das Nicht-Existierende sorgt für die Schwierigkeiten, sondern die Referenz. Sobald eingesehen wird, dass das, was oberflächlich wie ein singulärer Terminus aussieht, in Wirklichkeit keiner ist, verflüchtigen sich die Probleme.

An und für sich zwingt die Auffassung, dass fiktionale Bezeichnungen leer sind, keineswegs zu so extremen Maßnahmen wie der Elimination der Bezeichnungen. Dass die Bezeichnungen keinen Referenten haben, heißt nicht unbedingt, dass sie keinerlei Beitrag zur Bedeutung der sie enthaltenden Äußerungen leisten bzw. dass die sie enthaltenden Äußerungen sinnlos sein müssen. Ebenso wenig heißt es, dass die sie enthaltenden Äußerungen keinen Wahrheitswert haben können. Es lässt sich einfach stipulieren, dass solche Äußerungen als falsch zu werten sind. Die semantische Bewertung der Äußerungen wäre dann dieselbe wie bei Anwendung des eliminativen Verfahrens, nur wäre die Bezugnahme, bzw. deren Scheitern, anderer Art.

Ganz gleich, welche der Varianten am Ende den Vorzug erhält, im Ergebnis widersprechen sie natürlich alle unserer vortheoretischen semantischen Bewertung fiktionaler Äußerungen wie der von (1) bzw. deren Differenz zu Äußerungen wie der von (2), die es ja ursprünglich eigentlich zu erfassen und erhellen galt. Doch auch dafür ist eine schlichte Erklärung vorgesehen. Das Problem liegt demnach nicht in der Semantik der Äußerungen selbst, sondern in unserer vortheoretischen semantischen Bewertung. Denn eigentlich betrifft die Differenz, die wir zwischen Äußerungen wie der von (1) und der von (2) wahrnehmen, nicht den semantischen Wert der Äußerungen – da die Bezugnahme beide Male fehlschlägt, ist in der Tat keine der beiden Äußerungen als wahr zu bewerten. Dass wir die Differenz dennoch für einen Unterschied im Wahrheitswert halten, liegt daran, dass wir semantische und pragmatische Belange miteinander verwechseln. Obwohl keine der beiden Äußerungen wahr ist, bewerten wir die eine intuitiv als wahr, weil sie angesichts der Darstellungen im *Märchenprinzen* pragmatisch

angemessen ist (sie beruht z.B. auf einer zwar offenkundig falschen, aber für die durch den Kontext gegebenen Zwecke akzeptierten Präsupposition, nämlich dass die Darstellungen im *Märchenprinzen* wahr sind) oder ein wahres pragmatisches Implikat besitzt (z.B. dass im *Märchenprinzen* Ipmul ein wohlhabender Mann ist). Die andere hingegen erscheint uns als falsch, weil es angesichts der Darstellungen im *Märchenprinzen* pragmatisch unangemessen ist, sie zu äußern (sie beruht z.B. auf keiner der für die gegebenen Zwecke akzeptierten Präsuppositionen), oder weil sie pragmatisch etwas Falsches impliziert (z.B. dass im *Märchenprinzen* Ipmul ein armer Mann ist). Aus dieser Perspektive stellt sich das Problem also als vollkommen harmlos heraus.

So beliebt das Manöver der Berufung auf pragmatische Inhalte auch sein mag, um vermeintlich semantische Unstimmigkeiten zu entschärfen; die eigentlichen Schwierigkeiten werden damit, wie so oft, nicht gelöst, sondern lediglich verschoben oder umbenannt. Denn solange nicht erläutert wird, wodurch die Angemessenheit bzw. der pragmatische Inhalt fiktionaler Äußerungen konkret festgelegt wird und wie der semantische Inhalt damit systematisch zusammenhängt, ist die angebotene Erklärung wertlos. Am Ende bleibt ja doch die Frage, ob und wie sich die pragmatische Angemessenheit solcher Äußerungen ohne die Annahme fiktiver Gegenstände begründen lässt. In der Regel wird derlei Fragen allerdings kaum Beachtung geschenkt, sondern einfach darauf vertraut, dass die pragmatische Theorie befriedigende und ontologisch unverfängliche Antworten liefern wird.⁵

⁵ Um beispielsweise zu verstehen, was es bedeutet zu sagen, die Wahrheit der Darstellungen im *Märchenprinzen* sei präsupponiert, müssen wir zunächst verstehen, was es bedeutet, dass ein im *Märchenprinz* enthaltener Satz wie „Ipmul war sehr wohlhabend“ wahr ist, oder was es bedeutet, diesem Satz bzw. seinem Inhalt gegenüber die Haltung des Präsupponierens einzunehmen. Doch dabei werden die ursprünglichen Fragen, die der Verweis auf die Präsupposition eigentlich helfen sollte zu erhellen, lediglich von Neuem aufgeworfen. Wie kann der Satz wahr sein, wenn es keinen Ipmul gibt? Und wie sollte der präsupponierte Inhalt ohne Ipmul konzipiert werden? Sainsbury 2010, Kap. 6, ist um Antworten auf derlei Fragen bemüht. Zu präsupponieren, dass Ipmul ein wohlhabender Mann war, heißt für Sainsbury, zu akzeptieren, dass Ipmul ein wohlhabender Mann war, ohne es wirklich zu glauben, wobei die Bezeichnungen, die im Skopus eines

Selbst wenn dieser Mangel behoben und der Zusammenhang zwischen semantischem und pragmatischem Inhalt offen gelegt würde, wäre immer noch nicht klar, ob die angebotene Erklärung tatsächlich stimmt. Die Gleichsetzung fiktionaler Bezugnahmen mit scheiternden gewöhnlichen Bezugnahmen lässt jedenfalls Zweifel darüber aufkommen. Denn eine solche Gleichbehandlung wird dem Phänomen der fiktionalen Bezugnahme nicht gerecht. Um dies zu sehen, wollen

intensionalen Operators wie *Akzeptieren* stehen, keinen Referenten haben müssen, damit der gesamte Satz semantisch evaluierbar ist (Sainsbury vertritt eine nicht-deskriptivistische, nicht-reduktionistische Auffassung von Bezeichnungen, wonach eine Bezeichnung 'NN' etwas bezeichnet gdw. es (identisch mit) N ist, vgl. Sainsbury 2010, Appendix zu Kap. 2.4, sowie Sainsbury 2005). Darüber hinaus sagt Sainsbury nicht viel Näheres über die Natur der Einstellung des Akzeptierens bzw. Präsupponierens. Er erkennt aber strukturelle Ähnlichkeiten zwischen seinem Vorschlag und Konzeptionen, die mit der in der vorliegenden Arbeit vertretenen Konzeption des semantischen Scheins verwandt sind. Allerdings glaubt er, dass das Konzept davon, was es angemessen ist zu behaupten vor dem Hintergrund dessen, was man gemäß einschlägigen fiktionalen Darstellungen vorgeben oder sich vorstellen sollte, letztlich verzichtbar ist zugunsten eines Konzeptes davon, was es angemessen ist zu behaupten relativ zu bestimmten, durch den einschlägigen fiktionalen Kontext festgelegten Präsuppositionen (vgl. Sainsbury 2010, 125). Die explanatorische Hauptlast bei seinem Vorschlag scheint jedoch nicht auf dem Begriff der Präsupposition zu liegen, denn die Angemessenheit fast jeder Behauptung hängt von Präsuppositionen ab, die durch den jeweiligen Kontext festgelegt werden, sei er fiktional oder nicht. Das Besondere an den Präsuppositionen, die durch fiktionale Darstellungen festgelegt werden, ist doch, dass ihr Inhalt nicht auch geglaubt werden sollte, wie es bei den meisten nicht-fiktionalen Kontexten der Fall ist. Und dieser Unterschied zwischen gewöhnlichen Präsuppositionen und durch fiktionale Darstellungen festgelegten Präsuppositionen scheint sich am besten durch den Unterschied zwischen Glauben und Vorgeben erfassen zu lassen. D.h. es ist alles andere als offensichtlich, dass der Begriff und die Einstellung des Präsupponierens im gegenwärtigen Zusammenhang so viel klarer und explanatorisch fundamentaler ist als der Begriff und die Einstellung des Sich-Vorstellens bzw. des So-Tuns-als-ob. Im Gegenteil, wie auch im Verlauf der folgenden Ausführungen noch deutlich werden sollte, scheint letzterer Begriff für die Klärung spezifischer Fragen im Zusammenhang mit der fiktionalen Rede geeigneter und fundamentaler zu sein als der von Sainsbury bemühte, relativ undifferenzierte und zur Entschärfung unterschiedlichster Diskrepanzen zwischen semantischen und pragmatischen Belangen heranziehbare Begriff der Präsupposition. (Dies soll natürlich keineswegs bedeuten, dass der Begriff der Präsupposition an sich undifferenziert und explanatorisch ineffektiv wäre. Präsuppositionen sind eines der zentralsten und am intensivsten studierten Gebiete

wir zum Vergleich das Beispiel eines nicht-fiktionalen leeren Namens betrachten. Angenommen, ich überfliege den morgendlichen Sportkommentar und lese dabei den Satz

(4) Reiner Zufall rettete die Mannschaft vor einer Katastrophe.

Später berichte ich dann, ein gewisser Reiner Zufall habe die Mannschaft vor einer Niederlage bewahrt, und äußere dabei (4). Offensichtlich habe ich etwas missverstanden, denn in der Zeitung war nie die Rede von einem Reiner Zufall. Da „Reiner Zufall“ von mir als Eigenname verwendet und von meinen Zuhörern auch so aufgenommen wird, es eine entsprechende Person jedoch nicht gibt, enthält meine Äußerung von (4) einen leeren Namen, der sich, falls nötig, wie bei der fiktionalen Äußerung von (1), mithilfe des russellschen Verfahrens eliminieren lässt.⁶ So weit scheint alles analog zu sein zu fiktionalen Bezugnahmen.

Es gibt jedoch einen wichtigen Unterschied, der durch den gegenwärtigen Ansatz nicht erfasst wird. Offenbar ändert nämlich die Information, dass es sich bei einem dargestellten Stoff um Fiktion

der Semantik und Pragmatik. Doch weil sie praktisch allgegenwärtig sind und ihre Verflechtung mit dem semantischen Inhalt von gewöhnlichen, nicht-fiktionalen Äußerungen so vielfältig wie systematisch ist, wurde der Frage, was die spezifischen Merkmale von Präsuppositionen der fiktionalen Rede sind, (noch) zu wenig Beachtung geschenkt. Wegbereitende philosophische Auseinandersetzungen mit dem Begriff der semantischen und pragmatischen Präsupposition sind Strawson 1950 bzw. Stalnaker 1974. Nützliche Einblicke in die systematische Rolle von Präsuppositionen in der dynamischen Semantik im Anschluss an die Arbeiten u.a. von Stalnaker (1974), Karttunen (1974), Lewis (1979a) und Heim (1983) bietet z.B. Beaver 2001).

⁶ Um mich später über mein Missverständnis aufklären zu können, müssen meine Zuhörer mich zunächst auf diese Weise interpretieren. Sollte die Möglichkeit einer Namensverwendung ohne vorausgegangene (bewusste) Namensgebung befremdlich erscheinen, lässt sich das Beispiel problemlos anpassen. So könnte ich, statt einem Missverständnis zum Opfer zu fallen, bei meiner Verwendung von „Reiner Zufall“ auch bewusst vom ursprünglichen Text abweichen und mir einfach einen Scherz erlauben, den meine Zuhörer nicht unbedingt als solchen verstehen müssen, um meine Verwendung von „Reiner Zufall“ als Eigenname zu übernehmen.

handelt, etwas an unserer Wahrnehmung und unserem Verständnis der eingeführten Bezeichnungen und der sie enthaltenden Äußerungen. So wäre ich, angesichts meines Missverständnisses von (4), überrascht zu erfahren, dass die Person Reiner Zufall nicht existiert. Wäre ich indessen von vornherein davon ausgegangen, dass es sich bei dem gelesenen Text um eine ausgedachte Geschichte handelt, hätte der Hinweis, dass es keinen Reiner Zufall gibt, trotz meines Missverständnisses ein viel geringeres Überraschungspotential. Es ist, als brächte uns der Umstand, dass es sich um einen fiktionalen Namen handelt, Gewissheit darüber, dass er niemanden bezeichnet. Daher auch die ausbleibende Überraschung – als solcher hätte der Name niemanden bezeichnen können. Ganz anders dagegen bei nicht-fiktionalen leeren Namen: wenn es hier möglich ist, dass uns das Fehlen eines Referenten überrascht, dann ist das ein Indiz dafür, dass der Name für unser Verständnis ebenso gut hätte referieren können.

Dieser Unterschied sollte sich bemerkbar machen ganz unabhängig davon, welche Auffassung von Namen und Referenz man zugrunde legt, sei es eine deskriptivistische, eine kausal-historische oder einfach eine nicht-reduktive bzw. deflationistische Konzeption. Denn gleichgültig, ob einem gewöhnlichem Namen 'N' der Referent deshalb abgesprochen wird, weil kein Individuum die damit assoziierte Kennzeichnung erfüllt, oder weil kein Individuum am Ursprung der einschlägigen Kausalkette steht, oder weil kein Individuum identisch ist mit N – in jedem dieser Fälle wäre es auch möglich gewesen, dass sich ein Individuum findet, das die jeweilige Referenzbedingung erfüllt. Für einen entsprechenden fiktionalen Namen hingegen scheint dies nicht zu gelten: wenn der Name fiktional ist und niemand seine Referenzbedingungen erfüllt, dann gibt es auch niemanden, der seine Referenzbedingungen hätte erfüllen können. Der gegenwärtige Ansatz liefert uns weder eine Erklärung dieses Unterschieds noch scheint er Raum für einen solchen Unterschied zu lassen.

Wir wollen uns noch einen Augenblick lang bei der Erklärung dieser Beobachtungen zu fiktionalen Namen aufhalten. Die

Auseinandersetzung damit wird uns gleichsam das Gerüst liefern für die Erörterung einschlägiger Lösungsansätze zum Problem fiktionaler Äußerungen.

2.3 Sind fiktionale Bezeichnungen notwendig leer?

Die These, dass fiktionale Namen wie „Ipml“ oder „Sherlock Holmes“ sich nicht nur auf niemanden beziehen, sondern auch auf niemanden hätten beziehen können, wird häufig unter Verweis auf eine Passage in Kripke 1980 begründet:

The mere discovery that there was indeed a detective with exploits like those of Sherlock Holmes would not show that Conan Doyle was writing *about* this man; it is theoretically possible, though in practice fantastically unlikely, that Doyle was writing pure fiction with only a coincidental resemblance to the actual man. (See the characteristic disclaimer: 'The characters in this work are fictional, and any resemblance to anyone, living or dead, is purely coincidental.') Similarly, I hold the metaphysical view that, granted that there is no Sherlock Holmes, one cannot say of any possible person that he *would have been* Sherlock Holmes, had he existed. Several distinct possible people, and even actual ones such as Darwin or Jack the Ripper, might have performed the exploits of Holmes, but there is none of whom we can say that he would have *been* Holmes had he performed these exploits. For if so, which one? (Kripke 1980, 157f.)

Kripke scheint hier zwei unabhängige, einander jedoch ergänzende Überlegungen anzustellen. Die erste sollte etablieren, dass ein fiktionaler Name wie „Holmes“ keine aktuelle Person bezeichnen kann. Die zweite dient dazu zu zeigen, dass, sofern der Name keine aktuelle

Person bezeichnet und es somit tatsächlich keinen Sherlock Holmes gibt, auch keine mögliche Person hätte Sherlock Holmes – bzw. der Referent von „Sherlock Holmes“ – sein können.

Im Zentrum der ersten Überlegung steht die Annahme, dass Referenz mehr als nur ein Zufall ist. Solange ein aktuales Individuum nur zufällig die Beschreibungen erfüllt, durch die ein Name eingeführt wird, kann es nicht als Referent des Namens gelten. Die Beschreibung muss zumindest noch durch eine faktische oder, wie Kripke es im Absatz vor dem zitierten Passus auch nennt, „historische“ Verbindung zwischen der Beschreibung und dem entsprechenden Individuum fundiert sein. Doch eine solche Verbindung liegt bei der Einführung eines fiktionalen Namens wie „Holmes“ nicht vor, wie der Hinweis auf den einschlägigen Widerruf am Ende vieler fiktionaler Werke suggeriert. Angesichts dessen spielt es keine Rolle, wie nahe ein aktuales Individuum den Darstellungen in einem fiktionalen Werk kommt. Wir können systematisch alle qualitativen Unterschiede tilgen und uns den Grenzfall eines aktuellen Individuums vorstellen, das den Holmes-Beschreibungen vollständig entspricht – intuitiv wäre diese Person dennoch nicht der Referent von „Holmes“, sie wäre nicht die Person, von der die Holmes-Geschichten handeln. Doch niemand, der uns sonst im wahren Leben begegnen könnte, käme eher als Referent für „Holmes“ in Frage. Also kann sich ein fiktionaler Name wie „Holmes“ nicht auf ein aktuales Individuum beziehen. Was es unterbindet, ist die fehlende historische Verankerung.

Die zweite Überlegung ergänzt diese Betrachtungen zum Ursprung fiktionaler Namen durch eine zusätzliche Beobachtung. Für gewöhnlich orientieren wir uns, wenn wir über ein bestimmtes Individuum sprechen, an gewissen charakteristischen äußerlichen Merkmalen. Zugleich gehen wir aber davon aus, dass den äußerlichen Merkmalen bestimmte Fakten über die Herkunft und die innere oder strukturelle Beschaffenheit des Individuums zugrunde liegen, die eigentlich konstitutiv sind für seine Identität. Bei der Bezugnahme auf aktuelle Individuen brauchen wir diese Fakten nicht zu spezifizieren: der

Bezug wird hergestellt durch eine historische Verbindung zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem und die identitätsstiftenden Fakten sind festgelegt durch die Gegenwart des bezeichneten Individuums selbst. Anders dagegen verhält es sich, wenn kein aktueller Referent existiert. Da es hier keinen historischen Bezug gibt und kein konkretes Individuum gegenwärtig ist, müssen spezifische Beschreibungen die identitätsstiftenden Fakten festlegen, ansonsten bleiben die Identitätsbedingungen für einen möglichen Referenten unbestimmt. Doch genau das ist bei fiktionalen Namen wie „Sherlock Holmes“ der Fall. Zwar wird der Name in den Holmes-Geschichten im Zuge einer Menge von Beschreibungen eingeführt, doch sind diese zu unspezifisch, um genau eine mögliche Person herauszugreifen – zu viele solcher Personen entsprechen den Anforderungen. Wenn mithin einer der Kandidaten, die die Anforderungen erfüllen, der Referent von „Sherlock Holmes“ ist, wird es jeder dieser Kandidaten sein, und das wäre widersprüchlich. Da es also keine eindeutige Bedingung gibt, die ein mögliches Individuum erfüllen muss, um den Referenten für den fiktionalen Namen abzugeben, kann der Name auch kein mögliches Individuum bezeichnen.⁷ Nachdem mit der ersten Überlegung bereits alle aktuellen Individuen als Referenten fiktionaler Namen ausgeschlossen wurden, haben wir jetzt auch ein Argument für den Ausschluss aller lediglich möglichen Individuen.⁸

⁷ Varianten dieser Überlegung finden sich z.B. auch in Kaplan 1973, Plantinga 1974 und Howell 1979. Wie Brock (2004) betont, wird das Ergebnis dieser Überlegung angesichts der gängigen Meinung, Holmes hätte existieren können, von Kripke selbst als „überraschend“ bzw. „ungewöhnlich“ bewertet. Vgl. dazu Kripke 1980, 23f. bzw. 156.

⁸ Gegebenenfalls könnten die beiden Teilüberlegungen auch für sich genommen als eigenständige Argumente für die Behauptung verstanden werden, dass weder aktuelle noch mögliche Individuen die Referenten fiktionaler Namen sein können. Die erste Überlegung schließt nämlich, so man die dort bemühte historische Verankerung als kausale auffasst, nicht nur aktuelle Individuen, sondern auch bloße Possibilia als Referenten fiktionaler Namen aus, da sich weder bei der Einführung eines fiktionalen Namens noch bei sonstiger Gelegenheit ein kausaler Kontakt zu bloßen Possibilia herstellen lässt (vgl. Kaplan 1989b, 609). Und wenn sich fiktionale Namen auf keine aktuellen Individuen beziehen und deshalb die Identitätsbedingungen für etwaige Referenten unterbestimmt bleiben, wie die

Aber folgt daraus, so könnte man fragen, dass etliche mögliche Individuen die Holmes-Beschreibungen erfüllen, wirklich, dass „Holmes“ sich auf kein solches Individuum beziehen kann? Wir schließen ja auch nicht, dass der Name „Darwin“ kein mögliches Individuum bezeichnen kann, nur weil zu viele von ihnen die Darwin-Beschreibung erfüllen. Darwin ist der Referent von „Darwin“, obwohl es neben ihm noch viele mögliche Individuen gibt, die der Darwin-Beschreibung entsprechen. Könnten wir analog nicht sagen, Holmes sei der Referent von „Holmes“, obwohl neben ihm noch etliche mögliche Personen die Holmes-Beschreibung erfüllen? Nein, denn die Analogie übergeht die in der zweiten Teilüberlegung hervorgehobene Asymmetrie zwischen der Bezugnahme auf aktuelle Personen und jener auf lediglich mögliche Personen. Während es im ersteren Fall einen alternativen, „historischen“ Weg gibt, den Referenten festzulegen, scheinen wir im letzteren Fall auf den deskriptiven Inhalt angewiesen zu sein, da keine andere Form der Referenzfixierung verfügbar ist.⁹ Wenn es also zu viele mögliche Verkörperungen der Darwin-Beschreibung gibt, ist dies für die Referenz des Namens „Darwin“ unerheblich, da die aktuelle Person Darwin auf unabhängigem Wege als Referent etabliert wird. Dagegen

zweite Überlegung geltend macht, dann betrifft das offenbar nicht nur bloße Possibilia, sondern auch alle aktuellen Bezugskandidaten. In beiden Fällen läge ein direktes Argument für die These vor, fiktionale Namen bezögen sich weder auf aktuelle noch auf mögliche Individuen.

⁹ Wäre es nicht dennoch möglich, an der Idee einer unmittelbaren *de re* Bezugnahme festzuhalten, indem ein nicht-deskriptiver, rein rationaler Zugriff auf bloße Possibilia postuliert wird (vgl. Howell 1979)? Zumal diese Art des Zugriffs auch helfen könnte, andere problematische semantische Beziehungen wie die zu abstrakten Gegenständen, etwa im Falle von Prädikaten und Universalien, zu erklären. – Wir können durchaus zugestehen, dass die semantische Beziehung zwischen Namen und bloßen Possibilia oder Prädikaten und Universalien, wenn sie erst einmal etabliert ist, eine unmittelbare sein kann. Doch die Frage, die uns gegenwärtig beschäftigt, ist, wie eine solche Beziehung auf nicht-deskriptivem Wege überhaupt etabliert werden soll. Bei Universalien besteht die Möglichkeit eines ostensiven Verweises auf konkrete Instanzen, aber für bloße Possibilia kommt nichts Vergleichbares in Frage. Hier eine primitive, robuste, rationale Verbindung anzunehmen, erscheint nicht nur unplausibel, sondern wäre theoretisch äußerst unbefriedigend.

ist vollkommen schleierhaft, wie die Referenz auf ein nicht-aktuales Individuum, wie sie im Falle von „Holmes“ angestrebt ist, ohne die entsprechende Beschreibung zustande kommen könnte. Um legitimerweise sagen zu können, es gebe unter den unzähligen möglichen Verkörperungen der Holmes-Beschreibung ein bestimmtes Individuum, das als Referent für „Holmes“ diene, nämlich Holmes, müsste es möglich sein, das fragliche Individuum ohne die Holmes-Beschreibung herauszugreifen. Solange allerdings unklar ist, wie solch eine nicht-deskriptive Bezugnahme auf nicht-aktuale Individuen funktionieren soll, kommt mangelnde deskriptive Spezifität dem Scheitern einer Bezugnahme gleich.

Ähnlich scheint es sich hinsichtlich der ersten Teilüberlegung zu verhalten. Auch hier könnte man versucht sein, eine Analogie zwischen „Holmes“ und „Darwin“ herzustellen. Selbst wenn nämlich ein bestimmtes Aktuale, sagen wir Doyle, zufällig der Darwin-Beschreibung entspräche, wäre es nicht identisch mit dem Referenten von „Darwin“. Allerdings würden wir daraus nicht schließen, der Name könne sich auf kein aktuales Individuum beziehen, denn Darwin ist der Referent des Namens. Übertragen auf den Fall „Holmes“ würde das bedeuten: daraus, dass ein bestimmtes aktuales Individuum, das die Holmes-Beschreibung zufällig erfüllt, nicht mit dem Referenten von „Holmes“ identifiziert werden darf, folgt nicht, dass „Holmes“ sich auf kein aktuales Individuum beziehen kann. Aber auch hier führt uns die Analogie wieder in die Irre, da sie den entscheidenden Unterschied zwischen den beiden Fällen missachtet. Während es bei der Einführung des Namens „Darwin“ nämlich eine konkrete, faktische Verbindung zu einer aktuellen Person gibt, fehlt dem fiktionalen Namen „Holmes“ eine derartige historische Verankerung, und das ist es, worauf sich der Schluss der ersten Teilüberlegung im Wesentlichen zu gründen scheint.

Wenn die beiden Überlegungen zutreffen und wenn also weder aktuelle noch mögliche Personen als Referenten für einen fiktionalen Namen wie „Holmes“ in Frage kommen, dann liegt es in der Tat nahe zu sagen, dass solche Namen sich auf niemanden hätten beziehen

können. Da keine Referenten verfügbar sind und daher keine Möglichkeit bleibt zu referieren, ist man geneigt zu schließen, solche Namen seien notwendig leer. Doch werden damit wirklich die Beobachtungen erklärt, die wir weiter oben zu fiktionalen Bezeichnungen gemacht haben und wodurch wir hofften, Zugang zum Problem fiktionaler Äußerungen und den zugehörigen Lösungsansätzen zu erlangen?

2.4 Zwei aussichtsreiche Erklärungsstrategien

Es ist nicht klar, ob das Fehlen einer historischen Verankerung und die mangelnde Spezifität der Ausgangsbeschreibung die beobachteten Auffälligkeiten wirklich erklären. Wenn die Erklärung nämlich ausschließlich auf diesen beiden Faktoren basierte, dann müsste auch eine Menge ganz gewöhnlicher, nicht-fiktionaler leerer Namen notwendig leer sein. So liegt z.B. im Falle von „Reiner Zufall“ keine konkrete historische Verbindung zu irgendeinem aktuellen Individuum vor, und die Beschreibung, durch die der Name eingeführt wurde, ist ebenfalls nicht spezifisch genug, um genau ein Individuum unter vielen möglichen herauszugreifen. Da der Name sich also weder auf ein aktuelles noch auf ein mögliches Individuum beziehen kann, müsste wie im fiktionalen Fall gefolgert werden, dass er notwendig leer ist. Sowohl für „Sherlock Holmes“ als auch für den Namen „Reiner Zufall“ müsste daher gelten, dass diese Namen unter den jeweiligen Voraussetzungen, unter denen sie eingeführt wurden, unmöglich jemanden bezeichnen. Die Asymmetrie, die uns oben zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Bezugnahmen aufgefallen ist, bliebe allerdings weiterhin ungeklärt: es bliebe weiterhin die Frage, weshalb uns das Fehlen eines Referenten bei nicht-fiktionalen Bezeichnungen wie „Reiner Zufall“ überraschen kann und bei fiktionalen Bezeichnungen wie „Sherlock Holmes“ nicht. Durch die angebotene Erklärung scheint der Unterschied jedenfalls nicht erfasst zu werden.

Der Punkt wird durch eine weitere Beobachtung unterstützt. Die Beobachtung betrifft unsere Fähigkeit, Pläne zu schmieden, Theorien zu entwickeln oder Gegenstände zu entwerfen. Im Zuge dieser Tätigkeiten benennen wir häufig Dinge, die noch nicht realisiert sind. Wir berichten und unterhalten uns darüber, als würden sie bereits existieren. Wenn ein solches Projekt gelingt oder umgesetzt wird, beziehen sich die eingeführten Namen auf reale Gegenstände. Andernfalls bleiben die Namen leer bzw. sie referieren auf bloße Possibilia. Allerdings kann es nun passieren, dass sich ein Projekt grundsätzlich nicht verwirklichen lässt, weil es z.B. einen Widerspruch enthält. So kann es sein, dass ich den Bauplan meiner Zeitmaschine „Maria“ niemals werde umsetzen können, weil sich Zeitreisen als unmöglich erweisen. In dem Fall wird der Name „Maria“ nicht nur leer, sondern notwendig leer sein, was eigentlich typisch sein sollte für fiktionale Bezeichnungen. Intuitiv handelt es sich hier aber weder um ein fiktionales Werk noch um fiktionale Rede, sondern schlicht um einen planerischen bzw. theoretischen Irrtum. Entsprechend groß wäre die Enttäuschung darüber, dass Maria eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit ist und es somit nichts gibt, worauf der Name „Maria“ sich hätte beziehen können. Das Beispiel mag vielleicht weit hergeholt erscheinen, im Grunde brauchen wir jedoch nicht so weit zu gehen, um einzusehen, dass der Vorschlag unangemessen ist. Fast täglich wird unser Verhalten durch technische, wirtschaftliche, religiöse, usw. Überzeugungen und Äußerungen beeinträchtigt, deren Gegenstand sich irgendwann als unmöglich herausstellen könnte. Diese Überzeugungen und Äußerungen hätten trotz der notwendigen Bezugslosigkeit keinen fiktionalen Status.

Der Eindruck, dass sich ein fiktionaler Name wie „Sherlock Holmes“ im Unterschied zu einem nicht-fiktionalen wie „Reiner Zufall“ nicht nur auf niemanden bezieht, sondern auch auf niemanden hätte beziehen können, ist also nicht darauf zurückzuführen, dass der eine notwendiger- und der andere nur kontingenterweise leer ist. Wie wir gesehen haben, liegen die Gründe, die im einen Fall für eine notwendige Bezugslosigkeit herangezogen werden, auch im anderen Fall vor –

zumindest gibt es Fälle nicht-fiktionaler Bezugnahmen, für die dies gilt. Die Unzulänglichkeit der angebotenen Erklärung zeigt sich jedoch nicht nur im Vergleich mit Bezeichnungen außerhalb des fiktionalen Diskurses; dass die unterstellte Bezugslosigkeit nicht unbedingt mit dem Fehlen einer faktischen bzw. historischen Verankerung zu tun haben muss, lässt sich an fiktionalen Bezeichnungen für sich allein genommen schon beobachten. Nehmen wir an, der Name „Sherlock Holmes“ wäre eigentlich historisch verankert. Nehmen wir an, Conan Doyle wäre ursprünglich bei der Erzählung der Holmes-Geschichten durch einen entfernten Bekannten inspiriert worden und dieser Bekannte hätte das in den Geschichten Beschriebene dann in die Tat umgesetzt, allerdings alles ohne Conan DoYLES Wissen – weder der ursprüngliche Einfluss durch den Bekannten noch dessen spätere Taten wären dem Autor bewusst gewesen. Würde sich der fiktionale Name „Holmes“ unter diesen Umständen auf eine aktuelle Person beziehen? Wohl kaum. Den Holmes-Geschichten käme immer noch der Status ausgedachter Episoden zu und Conan Doyle könnte sich immer noch auf den charakteristischen Widerruf stützen, der die Fiktionalität der Handlung und die Zufälligkeit einer Übereinstimmung mit realen Personen unterstreicht. Das bedeutet aber, dass die fehlende historische Verankerung nicht den Ausschlag geben kann, denn die hier erwogene Verbindung zwischen den Holmes-Beschreibungen und Conan DoYLES Bekanntem wird, obgleich historisch verankert, weiterhin als zufällig eingestuft.¹⁰ Wenn wir also den Eindruck haben, ein fiktionaler Name wie „Sherlock Holmes“ bezeichne niemanden bzw. hätte niemanden

¹⁰ Zur selben Einschätzung gelangen wir, wenn wir zulassen, dass dem Autor die historische Verbindung zwischen der fiktionalen Beschreibung und seinem Bekannten vollkommen bewusst ist: Angenommen, Conan Doyle wählt bewusst einen persönlichen Bekannten als Vorlage für seine Holmes-Beschreibungen aus, verfremdet diese dann aber hinreichend; anschließend hebt der Bekannte jedoch jegliche Verfremdung auf, indem er die Holmes-Beschreibungen, ohne Conan DoYLES Wissen, vollständig in die Tat umsetzt. Intuitiv würden wir dabei bleiben, dass die Übereinstimmung zufällig ist und der fiktionale Name „Holmes“ nicht auf Conan DoYLES Bekannten referiert. Mir scheint, an der Intuition ändert sich sogar dann nichts, wenn wir einräumen, dass Conan Doyle von der tatsächlichen Umsetzung der Holmes-Beschreibungen später Notiz nimmt.

bezeichnen können, dann muss die Erklärung dafür woanders liegen.

Wir kommen der Sache näher, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass wir nicht nur dort von Zufall sprechen, wo ein systematischer faktischer Zusammenhang fehlt. Wir sprechen auch dort von Zufall, wo keine einschlägige Absicht im Spiel ist. Wenn sich zwei Menschen nur zufällig über den Weg laufen, dann kann dies zum einen so verstanden werden, dass es keinen konkreten äußeren Anlass gibt, der die Begegnung erklären würde. Es kann aber auch heißen, dass die Begegnung nicht eigens geplant oder beabsichtigt war. Die erste Lesart verträgt sich nicht mit der Rede von einer historisch verankerten, aber dennoch zufälligen Übereinstimmung zwischen fiktionalen Darstellungen und wirklichen Personen. Die Ungereimtheiten verflüchtigen sich jedoch, wenn „zufällig“ im Sinne von „unbeabsichtigt“ verstanden wird. Fiktionale Beschreibungen können reale Vorlagen haben, ohne durch die Absicht begleitet zu sein, etwas Reales zu beschreiben. Mehr noch: sie können auf reale Personen zurückgehen und dabei in der ausdrücklichen Absicht formuliert sein, eben keine realen Personen zu beschreiben. Unter solchen Umständen werden sich die fiktionalen Namen, die anhand der Beschreibungen eingeführt werden, auf keine realen Personen beziehen. Dies gilt selbst dann, wenn die Personen die Beschreibungen, die sie hervorrufen, auch vollständig erfüllen. Natürlich sind solche Fälle äußerst unwahrscheinlich. In der Regel gibt es derart ausgeprägte Übereinstimmungen nicht, noch haben reale Individuen einen so unvermittelten faktischen Einfluss auf die einführenden Beschreibungen. Das betrachtete Beispiel sollte lediglich zeigen, dass es nicht unbedingt das Fehlen einer historischen Verankerung oder das Ausbleiben einer tatsächlichen Übereinstimmung ist, was fiktionale Namen davon abhält, sich auf reale Individuen zu beziehen, sondern der Umstand, dass bei der Einführung der Namen keine entsprechende referenzielle Absicht vorliegt. Insofern wäre es unangebracht, von Fehlreferenz oder vom Scheitern einer Bezugnahme auf reale Individuen zu sprechen. Denn wie wir sehen, haben fiktionale Namen

überhaupt nicht die Funktion, sich auf solche Individuen zu beziehen.¹¹

Diese Erklärung zeigt nicht nur, in welchem Sinne die Übereinstimmung zwischen fiktionalen Beschreibungen historisch verankert und dennoch zufällig sein kann, sondern sie bestätigt auch den Eindruck, dass ein fiktionaler Name wie „Sherlock Holmes“ niemanden hätte bezeichnen können. Wenn nämlich bei der Einführung eines fiktionalen Namens nicht die Absicht besteht, auf eine reale Person Bezug zu nehmen, sondern die, sich eben gerade auf keine reale Person zu beziehen, dann hätte der Name als solcher auch keine reale Person bezeichnen können. Diese Begründung trifft allerdings nicht auf gewöhnliche leere Namen zu. Gewöhnliche Personennamen haben in der Regel die Aufgabe, reale Personen zu bezeichnen, und wenn sie diese aus bestimmten Gründen nicht erfüllen, sind sie leer. Daher kann es uns bei gewöhnlichen Personennamen überraschen, zu erfahren, dass sie sich auf niemanden beziehen. Fiktionale Namen hingegen *sollen* niemanden bezeichnen, insofern erwarten wir es auch nicht und können diesbezüglich nicht enttäuscht werden. Dass „Sherlock Holmes“ niemanden hätte bezeichnen können, ist sozusagen weniger Ausdruck einer metaphysischen Notwendigkeit als vielmehr der Reflex einer apriorischen Gewissheit.

Diese Überlegungen führen uns zu zwei alternativen Erklärungsstrategien. Anders als der bisher betrachtete Vorschlag setzen sie nicht voraus, dass bei der Verwendung fiktionaler Bezeichnungen in fiktionalen Äußerungen semantisch etwas schief geht – fiktionale Bezeichnungen referieren nicht deshalb auf niemanden, weil die standardmäßigen Referenzbedingungen verletzt sind und somit die Bezugnahme ins Leere läuft, sondern deshalb, weil sie in solchen Kontexten von vornherein nicht die Funktion haben, jemanden zu bezeichnen. (Vergleichbares ließe sich für die entsprechenden

¹¹ Vielleicht schließt das, was Kripke unter einer historischen Verbindung versteht, die referenziellen Absichten bei der ursprünglichen Bezugnahme mit ein. In dem Fall sind die vorangegangenen Ausführungen als Erläuterungen zu einem in der Literatur zumindest unterrepräsentierten Aspekt dieser „historischen“ Verbindung aufzufassen.

russellschen Kennzeichnungen sagen: sie kennzeichnen nicht deshalb niemanden, weil keiner die kennzeichnenden Bedingungen erfüllt, sondern deshalb, weil in solchen Kontexten niemand gekennzeichnet werden soll.) Die beiden Strategien unterscheiden sich allerdings darin, wie sie diesen Umstand erklären. Dass sich fiktionale Bezeichnungen wie „Holmes“ oder „Ipmul“ in fiktionalen Äußerungen auf *niemanden* beziehen sollen, bedeutet nicht automatisch, dass sie sich auf *nichts* beziehen. Vom Standpunkt der ersten Strategie betrachtet führen die oben angestellten und zitierten Überlegungen auch keineswegs zu einem solchen Schluss. Zwar hätte „Ipmul“ in einer fiktionalen Äußerung wie der von (1) keine reale Person bezeichnen können; aber das ist unter anderem deshalb der Fall, weil der Name sich bereits auf etwas bezieht, das keine reale Person ist. Die Bezugnahme ist erfolgreich, allerdings ist das Bezugsobjekt entweder nicht real, sondern rein fiktiv, oder eben keine Person. Der zweiten Strategie zufolge hat ein fiktionaler Name wie „Ipmul“ jedoch tatsächlich keinen Bezug im herkömmlichen Sinn. Mit dem Namen wird in einer fiktionalen Äußerung nämlich nur so getan, als würde auf eine reale Person Bezug genommen, und eine Scheinbezugnahme hat als solche a priori keinen genuine Bezug. Der Kontrast zu nicht-fiktionalen Bezeichnungen ergibt sich also im einen Fall auf gegenständlicher Ebene aus der Besonderheit der Bezugsgegenstände. Im anderen Fall scheint er eher in der besonderen Verwendungsweise der gegenstandsbezogenen Ausdrücke als in der Natur von Bezugsgegenständen begründet zu sein.

In der Folge werden wir uns eingehend mit diesen beiden Strategien beschäftigen und sehen, welche Perspektiven sie zur Lösung des Problems fiktionaler Äußerungen bieten. Die nächsten Kapitel befassen sich mit drei unterschiedlichen Varianten der ersten, gegenstandsorientierten Strategie. Daraufhin wenden wir uns der zweiten, gegenstandsabgewandten Strategie zu.

3. Der possibilianische Vorschlag

3.1 Weshalb nur *ein* Holmes?

Der gegenstandsorientierten Strategie zufolge sind fiktionale Äußerungen nicht vollkommen bezugslos, sondern sie handeln von Dingen, die es so in Wirklichkeit nicht gibt. Es wäre daher verkehrt, die Wirklichkeit als Maßstab für ihre semantische Bewertung heranzuziehen. Die semantische Bewertung sollte vielmehr mit Blick auf das erfolgen, was eigentlich Gegenstand der Äußerungen ist.

Die Position, mit der wir uns in diesem Kapitel befassen wollen, orientiert sich an Vorstellungen wie der, dass fiktive Handlungen sich nicht „hier bei uns“, sondern „woanders“, „in einer fiktiven Welt“ abspielen. Sie stützt sich dabei auf Voraussetzungen, die uns bereits von der Interpretation modaler Aussagen her vertraut sind. Es wird angenommen, dass die aktuelle Welt eine von vielen voneinander unabhängigen und abgeschlossenen möglichen Welten ist, die von möglichen Individuen – Possibilia – bevölkert werden. Mögliche Welten verkörpern unterschiedliche Arten und Weisen, wie unsere Welt hätte beschaffen sein können, und die zugehörigen Mengen von Individuen entsprechen unterschiedlichen Arten und Weisen, wie die Population unserer Welt hätte ausfallen können. So gibt es z.B. Welten, wo die Anzahl der Individuen auf der Erde die tatsächliche Anzahl der Individuen um genau zwei übertrifft. Oder es gibt Welten, in denen Elvis, bzw. sein dortiges Gegenstück, kein Popstar, sondern Politiker geworden ist. Die Annahme derartiger Welten ermöglicht eine verhältnismäßig einfache und systematische Interpretation solcher Urteile. Gemäß dieser Interpretation wird bei der Rede über Möglichkeit und Notwendigkeit eigentlich über mögliche Welten quantifiziert: zu sagen, etwas sei notwendigerweise der Fall, heißt zu sagen, dass es in allen möglichen Welten der Fall ist; zu sagen, etwas sei möglicherweise der Fall, heißt zu sagen, dass es in (mindestens) einer möglichen Welt

der Fall ist. (D.h. ohne die Existenz entsprechender Welten wäre eine modale Aussage wie die, dass zwei Individuen mehr die Erde hätten bevölkern können als es tatsächlich der Fall ist, oder die, dass Elvis möglicherweise hätte Politiker werden können, nicht wahr.)

Fiktionale Possibilianer – so wollen wir die Vertreter des gegenwärtigen Vorschlags in der Folge nennen – versuchen nun, die Grundlagen der Interpretation modaler Aussagen auch für die fiktionale Rede fruchtbar zu machen. Die Verwendung fiktionaler Bezeichnungen in fiktionalen Äußerungen wird als Bezugnahme auf bloße Possibilia aufgefasst und die fiktionalen Äußerungen werden mit Blick auf die möglichen Welten bewertet, in denen sich die bloßen Possibilia befinden. Die Äußerungen gelten als wahr, wenn die Bezugsgegenstände die Eigenschaften, die ihnen durch die Äußerungen zugeschrieben werden, in den Welten, die sie bewohnen, besitzen; sie gelten als falsch, wenn die Bezugsgegenstände die zugeschriebenen Eigenschaften in den entsprechenden Welten nicht besitzen. Damit werden unsere ontologischen und semantischen Ausgangserwartungen im Großen und Ganzen eingelöst. Der Eindruck, dass es fiktive Individuen nicht wirklich gibt, bleibt insofern gewahrt, als fiktionale Bezugnahmen sich auf Possibilia richten, die nicht aktual existieren. Dass es die Dinge, worauf sich die Bezugnahmen richten, nicht wirklich gibt, hindert die einschlägigen fiktionalen Äußerungen aber offenbar nicht daran, wahr zu sein, und zwar nicht wahr in der jeweiligen möglichen Welt, sondern tatsächlich wahr. Darüber hinaus machen die angegebenen Wahrheitsbedingungen deutlich, weshalb fiktionale Äußerungen wahr sind, wenn sie wahr sind, und dadurch lässt sich der Unterschied in der semantischen Bewertung fiktionaler Äußerungen wie der von (1) und (2) leicht nachvollziehen.¹²

¹² Wir brauchen uns nicht auf die metaphysische Debatte zur Natur möglicher Welten und Individuen einzulassen. Der hier betrachtete possibilianische Vorschlag wurde sowohl in possibilistischen als auch aktualistischen Varianten vorgebracht und diskutiert. Possibilisten nehmen die Rede von bloß möglichen Gegenständen ernst und teilen Possibilia in zwei Klassen auf: solche, die aktual sind, und solche, die nicht aktual sind, jedoch hätten aktual sein können. Aktualisten hingegen leugnen die Existenz nicht-aktualer Possibilia und sehen sich veranlasst, die Rede

Nun hat aber Kripke, wie wir oben gesehen haben, dafür argumentiert, dass fiktionale Namen wie „Ipmul“ oder „Holmes“ weder reale noch bloß mögliche Personen bezeichnen können. Tatsächlich wird seine Argumentation hier zu großen Teilen auch akzeptiert. Es wird akzeptiert, dass keine reale – und das bedeutet im gegenwärtigen Zusammenhang: keine aktuelle – Person der Referent eines fiktionalen Namens wie „Ipmul“ oder „Holmes“ sein kann: falls wir mit dergleichen Bezeichnungen auf Personen Bezug nehmen, dann nicht auf solche, die aktual bzw. Gegenstücke aktueller Personen in anderen Welten sind. Auch der nächste Punkt der Argumentation findet Zustimmung: da die Beschreibungen, mittels derer fiktionale Namen wie „Ipmul“ und „Holmes“ eingeführt wurden, zu unspezifisch sind, um unter allen Possibilia genau eines herauszugreifen, und da es außer diesen Beschreibungen kein Kriterium gibt, das darüber entscheiden könnte, welches der vielen Possibilia, die die Beschreibungen erfüllen, den Referenten des jeweiligen Namens abgeben soll, lässt sich keines dieser Possibilia mit dem Referenten eines solchen Namens identifizieren. Doch diese Zugeständnisse kommen nicht unbedingt einer Preisgabe der possibilistischen Position gleich: daraus, dass kein Possibile mit dem Referenten des Namens „Holmes“ zu identifizieren ist, muss nicht gefolgert werden, dass „Holmes“ keine Possibilia herausgreifen kann. Es muss nicht einmal bedeuten, dass tatsächlich keine erfolgreiche Bezugnahme auf Possibilia stattgefunden hat. Was Kripke bei seiner Argumentation außer Acht lässt bzw. grundlos ausschließt, so der Einwurf, ist die Möglichkeit einer distributiven Bezugnahme auf eine Vielzahl von Possibilia.

von bloß möglichen Gegenständen im Rekurs auf aktuelle Gegenstände zu erklären. Eine possibilistische Deutung des gegenwärtigen Vorschlags wird u.a. in Lewis 1978 und Kroon 1994 zugrunde gelegt; aktualistische Varianten finden sich z.B. in Ross 1997 oder Bonomi & Zucchi 2003. Für unseren Zusammenhang ist es einfacher, mit einem possibilistischen Bild zu arbeiten. Nichts von dem, was hier gesagt wird, sollte aber von der Auseinandersetzung zwischen Possibilisten und Aktualisten abhängen.

3.2 In der Fiktion gilt...

Der Weg zu dieser Alternative umfasst zwei wichtige Schritte. Zunächst wird die Interpretation fiktionaler Äußerungen formal an die modalen Urteile angeglichen. Der Wortlaut fiktionaler Äußerungen, so die Annahme, spiegelt das, was wir eigentlich damit sagen, nur in verzerrter und verkürzter Weise wider. Was unterschlagen wird, ist ein intensionaler Satzoperator, der sich umgangssprachlich wiedergeben ließe mit „Fiktionalerweise gilt:“, oder besser „In der Fiktion ... gilt:“ (wobei die Leerstelle mit dem Namen der entsprechenden Fiktion bzw. des fiktionalen Werkes zu besetzen ist), vergleichbar den herkömmlichen modalen Satzoperatoren, die wir mit „Notwendigerweise gilt:“ bzw. „Möglicherweise gilt:“ wiederzugeben pflegen. Wenn wir also das, was mit der fiktionalen Äußerung von (1) gesagt wird, transparenter, oder zumindest ausführlicher, fassen wollten, ergäbe sich folgende Formulierung:

- (1') In der Fiktion *Der Märchenprinz* gilt: Ipmul war sehr wohlhabend.

Im Grunde offenbart aber auch diese Formulierung nicht ganz, was sich auf der logischen Ebene abspielt. Logisch gesehen ist der Operator „In der Fiktion ... gilt:“, ebenso wie die modalen Operatoren „Notwendigerweise gilt:“ und „Möglicherweise gilt:“, als Quantor über mögliche Welten aufzufassen. Um genau zu sein, handelt es sich um einen eingeschränkten Allquantor, wobei die Einschränkung dadurch erfolgt, was insgesamt im genannten Werk dargestellt wird. D.h. bei der Bewertung sind alle und nur die Welten relevant, die den Werkdarstellungen entsprechen. Allerdings sind Umfang und Inhalt der Werkdarstellungen notorisch schwer zu bestimmen. Unter anderem ist zu klären, welche Rolle dem Autor, dem Erzähler, den Erzählmustern, Präsuppositionen, Implikaturen, usw. dabei zukommt.

Auf die Details brauchen wir hier nicht einzugehen.¹³ Wichtig ist im Moment zu sehen, was mit der Annahme des Operators bzw. Quantors bewirkt wird. Der Quantor signalisiert nämlich, dass sich die in einem fiktionalen Werk dargestellten Zusammenhänge nicht in einer bestimmten möglichen Welt abspielen müssen, sondern dass sie durch mehrere Welten zugleich realisiert sein können. Entsprechend ist eine fiktionale Äußerung wie die von (1) mit Blick auf mehrere Welten zu bewerten. Die fiktionale Äußerung von (1) ist demnach wahr genau dann, wenn der Matrixsatz von (1') in allen Welten, die der Operator in (1') selektiert – d.h. in allen Welten, die die Darstellungen des *Märchenprinzen* realisieren –, wahr ist.

Natürlich ist damit die Interpretation fiktionaler Bezeichnungen im Skopus des Operators noch nicht geklärt. Durch die Hinzufügung des Operators ändert sich ja nichts an unserem Problem, dem Namen „Ipmul“ ein bestimmtes Possibile als Referenten zuweisen zu müssen. Denn um den Matrixsatz von (1') in den fraglichen Welten auswerten zu können, muss der darin enthaltene Name „Ipmul“ zunächst einen Referenten haben. Aber gerade das ist es, was durch Kripkes Argumentation in Frage gestellt wird. Welches der vielen Possibilia, die die Ipmul-Beschreibung bei der Einführung des Namens im *Märchenprinzen* erfüllen, sollte denn Ipmul sein? Offenbar hat jeder der Kandidaten gleichermaßen Anspruch auf diese Rolle und daher ist keiner von ihnen *der* Referent von „Ipmul“. Solange aber „Ipmul“ keinen Referenten hat, lässt sich der Matrixsatz, und infolge dessen auch der ihn einbettende gesamte Satz, nicht auswerten. Also erscheint die Einführung des Operators im Blick auf das Ausgangsproblem müßig.¹⁴

¹³ Siehe dazu die Diskussion in Lewis 1978, Currie 1990 (Kap. 2), Walton 1990 (Kap. 4), Byrne 1993, Ross 1997 und Bonomi & Zucchi 2003.

¹⁴ Evans (1982, S. 364) scheint diese Bedenken gegenüber dem Nutzen eines solchen Operators, wenn er einem Satz vorangestellt wird, der eine leere nicht-deskriptive Bezeichnung enthält, zu teilen. Er schreibt: „But the recognition of such an operator cannot provide a general solution to the problem posed by ... empty but Russellian singular terms. For if a sentence fails to be properly intelligible when used on its own, the same will hold of any more complex sentence in which it is embedded.”

Die kripkesche Überlegung beruht auf der Annahme, dass der Name „Ipmul“ im gesamten Raum der möglichen Welten ein bestimmtes Possibile zum Referenten hat. Unter dieser Voraussetzung ist die Einführung des Satzoperators tatsächlich nutzlos. Denn der Name entzieht sich dem Skopus des Operators und erhält seinen Referenten unabhängig davon, was der Operator macht. Die Situation ändert sich allerdings grundlegend, wenn wir in Betracht ziehen, dass „Ipmul“ sich nicht auf ein bestimmtes Possibile absolut gesehen beziehen muss, sondern jeweils ein bestimmtes Possibile relativ zu einer möglichen Welt herausgreifen könnte. In dem Fall gäbe es nicht nur einen einzigen Ipmul in allen Welten zusammen, sondern mehrere Ipmuls auf mehreren Welten verteilt. Jede Welt, die die im *Märchenprinzen* gegebenen Beschreibungen realisiert, enthielte ihren Ipmul. Vor diesem Hintergrund beginnt der Schritt, fiktionale Äußerungen im Lichte eines fiktionalen Operators zu interpretieren, durchaus Sinn zu machen. Denn wenn wir unterstellen, dass die Referenz von „Ipmul“ in einer fiktionalen Äußerung von (1) an den Operator in (1') gebunden ist, kommt eine *absolute* Bestimmung *des* Referenten von „Ipmul“ nicht mehr in Frage. Stattdessen erhält „Ipmul“ in jeder der durch den Operator selektierten Welten einen eigenen Referenten.

Die plausibelste Möglichkeit, den Bezug von „Ipmul“ an den fiktionalen Operator zu binden und somit zu verhindern, dass „Ipmul“ sozusagen aus dem Skopus des Operators springt, besteht darin, „Ipmul“ als eine Art Kennzeichnung aufzufassen, die der Ergänzung durch den Operator bedarf. Dies ist der zweite wichtige Schritt hin zur Durchsetzung des Konzepts der distributiven Bezugnahme. Wir kennen das Phänomen, dass eine Kennzeichnung durch zusätzliche, nicht explizit genannte Bestimmungen ergänzt werden muss, um sich semantisch auswerten zu lassen. Wenn ich jemandem sage, jener Tag sei schön gewesen, dann bleibt die Kennzeichnung „jener Tag“ unverständlich, solange sie nicht durch eine zusätzliche Zeitangabe ergänzt wird. Meist können wir auf diese zusätzlichen Angaben verzichten, weil der Gesprächskontext vorgibt, welche Ergänzung

vorzunehmen ist. So weiß mein Gesprächspartner aus dem Gesprächskontext heraus, dass ich mit der Kennzeichnung nicht den gestrigen, sondern Heiligabend 1989 meine. Dies explizit zu machen wäre nicht schwer, lediglich umständlich. Mit dem besagten zweiten Schritt nun wird unterstellt, dass etwas Ähnliches auch mit „Ipmul“ in der fiktionalen Äußerung von (1) geschieht. Demnach kürzt „Ipmul“ hier eine Kennzeichnung ab, die wesentlich auf die Vervollständigung durch den Operator „In der Fiktion *Der Märchenprinz* gilt:“ in (1') angewiesen ist. Der Operator liefert die für die Auswertung zusätzlich benötigte kontextuelle Information, zumal er mit den werkskonstitutiven Beschreibungen assoziiert ist und die möglichen Welten selektiert, die maßgeblich sind für die Bewertung der Kennzeichnung.¹⁵ Durch diese Bindung an den Operator wird sichergestellt, dass „Ipmul“ in (1') keinen weiten Skopus erhält und von Welt zu Welt neu bewertet werden muss. Dies wiederum erlaubt es, Ipmul von Welt zu Welt mit einem anderen Possibile zu identifizieren. Die verschiedenen Ipmuls können sich sehr stark voneinander unterscheiden: der eine kann hoch gewachsen sein, der andere klein, der dritte schnell und der vierte langsam – wichtig ist nur, dass jeder von ihnen als einziger in seiner Welt die im *Märchenprinzen* gegebenen Ipmul-Beschreibungen erfüllt. Wir haben also nicht mehr das Problem, dass *zu viele* Possibilia um die Rolle *des* Referenten von „Ipmul“ konkurrieren, sondern *jeder* legitime Anwärter auf die Rolle ist *ein* Referent. „Ipmul“ ist eine distributive Bezeichnung für alle Possibilia, die in den auserwählten Welten jeweils die Ipmul-Rolle erfüllen. Insofern stellt sich die von Kripke angemahnte mangelnde Spezifität der Beschreibungen nicht als Hindernis heraus,

¹⁵ Eine relativ einfache Umsetzung dieser Idee wäre die folgende. Angenommen, wir repräsentieren den Gesamtinhalt des *Märchenprinzen* durch den Ramsey-Satz: $\exists x_1, x_2, x_3 (M(x_1, x_2, x_3))$. Dann lässt sich das, was mit (1') gesagt wird, etwa so wiedergeben: Für jede Welt w , in der es der Fall ist, dass $\exists x_1, x_2, x_3 (M(x_1, x_2, x_3))$, gilt: $\text{SehrWohlhabend}_w(\exists y (y=x_1))$. Der Ramsey-Satz, der den Welten-Quantor einschränkt, spezifiziert zugleich die Ipmul-Rolle, wodurch die Kennzeichnung ihren Referenten herausgreift. D.h. die Bewertung der Kennzeichnung hängt von den Bedingungen ab, durch die der Quantor eingeschränkt wird.

sondern als ein Garant für Variabilität.¹⁶

Nach dem vorliegenden Vorschlag ist der Satz (1), zumindest im Kontext der fiktionalen Rede, semantisch abhängig vom komplexeren Satz (1'). Denn (1) ist für sich allein genommen nicht interpretierbar, sondern macht nur Sinn insofern, als er in (1') eingebettet ist. Dies ist durchaus vereinbar mit der herkömmlichen Auffassung, dass die Wahrheitsbedingungen eines Satzes eine Funktion der semantischen Beiträge der einzelnen Satzteile sind. (1') ist nämlich wahr, wenn in jeder Welt, die den Darstellungen des *Märchenprinzen* entspricht, das Prädikat „reicher Mann“ auf das dort durch „Ipmul“ herausgegriffene Possibile zutrifft; (1') ist falsch, wenn in keiner Welt, die den Darstellungen des *Märchenprinzen* entspricht, das Prädikat „reicher Mann“ auf das dort durch „Ipmul“ herausgegriffene Possibile zutrifft; und (1') ist weder wahr noch falsch, wenn in einigen Welten, die den Darstellungen des *Märchenprinzen* entsprechen, das Prädikat „reicher Mann“ auf das dort durch „Ipmul“ herausgegriffene Possibile zutrifft, und in anderen nicht. Anhand der Wahrheitsbedingungen wird deutlich, weshalb die fiktionale Äußerung von (1) wahr und die von (2) falsch ist. Die fiktionale Äußerung von (2) verfehlt die Wahrheit deshalb, weil das darin zugeschriebene Prädikat auf keinen der Ipmuls in den fraglichen Welten zutrifft. Wie sich an der dritten Klausel sehen lässt, hätte die fiktionale Äußerung von (2) auch dann die Wahrheit verfehlen können, wenn das zugeschriebene Prädikat nicht auf alle, sondern nur auf einige der Ipmuls in den einschlägigen Welten zugetroffen hätte. Das betrifft im Grunde alle Prädikate, für die die Werkdarstellungen es offen lassen, ob sie zutreffen oder nicht (beispielsweise wir im *Märchenprinz* nichts darüber gesagt, ob Ipmul blauäugig war oder nicht). Auf diese Weise verfährt der Vorschlag mit Fällen fiktionaler Unbestimmtheit.

Bemerkenswerterweise ist Fehlprädikation jedoch nicht der einzige Weg, wie eine fiktionale Äußerung die Wahrheit verfehlen kann. Es kann nämlich durchaus sein, dass bei einer fiktionalen Äußerung die

¹⁶ Lewis 1978 und Ross 1997 lassen unterschiedliche Varianten dieser deskriptivistischen Interpretation zu.

Bezugnahme ins Leere geht. Dies passiert z.B., wenn ich im Rahmen einer internen Unterhaltung über den *Märchenprinzen* sage, Sherlock Holmes sei sehr wohlhabend gewesen, weil ich irrtümlich glaube, Sherlock Holmes sei eine Figur im *Märchenprinzen*. In dem Fall wird sich meine Holmes-Kennzeichnung durch den fiktionalen Operator nicht konsistent vervollständigen lassen und infolgedessen wird die Äußerung nicht wahr sein. Diese Vorhersage stimmt mit dem, was wir intuitiv erwarten würden, überein. Wie wir also sehen, bietet der gegenwärtige Vorschlag nicht nur eine Antwort auf die kripkesche Argumentation. Er wird auch unserer vortheoretischen semantischen Einschätzung fiktionaler Äußerungen gerecht, und zwar ohne unsere Ansichten über den ontologischen Stellenwert fiktiver Gegenstände zu untergraben.

3.3 Was fiktional ist, ist nicht aktual

Die Idee, fiktionale Namen als gebundene, auf Welten relativierte Kennzeichnungen aufzufassen, ist effektiv im Umgang mit Kripkes Überlegung gegen die Identifikation fiktiver Gegenstände mit bloßen Possibilia. Unglücklicherweise werden dadurch die allgemeinen Bedenken gegen die Identifikation fiktiver Gegenstände mit Aktualia wieder akut. Demnach hätte keine aktuelle Person Bezugsgegenstand eines fiktionalen Namens wie „Ipmul“ sein können. Was am gegenwärtigen Vorschlag sollte dies aber verhindern? So weit wurden keine Vorkehrungen getroffen, die es unterbinden würden, dass die aktuelle Welt sich als eine der Welten herausstellt, die die Darstellungen im *Märchenprinzen* realisieren. In dem Fall greift „Ipmul“ in der aktuellen Welt das Individuum heraus, das die Ipmul-Rolle erfüllt, und das macht ein aktuelles Individuum zu einem Ipmul. Ein Ergebnis, das sich mit den bisherigen Beobachtungen und Überlegungen zur fiktionalen Bezugnahme nicht verträgt.

Angesichts dessen wurden diverse Reparaturversuche unternommen. Z.B. wurde vorgeschlagen, die durch das Präfix „In der

Fiktion ... gilt:" vorgenommene Einschränkung zu verstärken und lediglich solche Welten zu berücksichtigen, in denen das entsprechende Werk selbst vorkommt, allerdings dokumentarischen anstatt fiktionalen Charakter hat. So wäre der Matrixsatz von (1') nicht mehr mit Blick auf alle Welten, die die Darstellungen im *Märchenprinzen* realisieren, auszuwerten, sondern nur noch auf solche, in denen der *Märchenprinz* als Darstellung bekannter Tatsachen vorgebracht wird.¹⁷ Da die fraglichen Werke in der aktuellen Welt fiktional sind und nicht dokumentarisch, wären aktuelle Individuen durch diese Maßnahme als Referenten fiktionaler Namen ausgeschlossen.

Der Haken dabei ist, dass durch die Maßnahme nicht nur Aktualia als Referenten fiktionaler Namen ausgeschlossen werden, sondern auch viele andere Gegenstände, die wir unter den gegebenen Umständen als fiktiv einstufen würden. Einige Filme und Erzählungen handeln von Individuen, die nicht in der Lage sind, einen Film oder eine Erzählung überhaupt hervorzubringen. Ein Kurzfilm etwa über das Schicksal der beiden Elementarteilchen „Peter“ und „Paul“ bei der Entstehung des Sterns „Erika“ handelt nicht mehr oder minder von fiktiven Gegenständen als der *Märchenprinz*. Durch die vorgeschlagene Modifikation kommen sie jedoch als Referenten fiktionaler Äußerungen nicht in Frage, da dort, wo sich die Handlung des Films abspielt, keine intelligenten Wesen zugegen sind, um einen entsprechenden Dokumentarfilm zu drehen. Oder ein Roman könnte von einer Gesellschaft handeln, in der es unmöglich ist, dokumentarische Werke zu produzieren, sei es, weil öffentliches Verbot und perfekte Kontrolle dies unterbinden, oder weil niemand imstande ist, von etwas zu berichten, ohne dabei etwas hinzuzudichten. Die in solch einem Roman gegebenen Beschreibungen werden durch Possibilia realisiert, die dem

¹⁷ Siehe Lewis 1978. Indem man sich auf Welten konzentriert, wo der *Märchenprinz* dokumentarischen Charakter hat, wird eigentlich nicht mehr unterstellt, „Ipmul“ werde tatsächlich verwendet, um auf ein mögliches Individuum Bezug zu nehmen; vielmehr wird so getan, als werde „Ipmul“ verwendet, um auf ein reales Individuum zu referieren. So gesehen lässt sich dieser Reparaturvorschlag als Annäherung an den später zu besprechenden, gegenstandsabgewandten Ansatz verstehen.

revidierten Vorschlag zufolge nicht Gegenstand fiktionaler Rede sein können, denn sie halten sich in Welten auf, die der fiktionale Operator ausgrenzt. Intuitiv haben diese Possibilia aber denselben Anspruch, als fiktionale Individuen durchzugehen, wie jene, die die Ipmul-Beschreibungen im *Märchenprinzen* erfüllen. Dies zeigt, dass das Gelingen einer fiktionalen Bezugnahme in unserer Welt nicht abhängig gemacht werden sollte vom Vorhandensein des einschlägigen Werkes in den Welten, die die Werkdarstellungen realisieren.¹⁸

Dieses Ergebnis bringt uns zum nächsten Reparaturversuch. Um bei der semantischen Bewertung einer fiktionalen Äußerung berücksichtigt zu werden, ist es für eine Welt notwendig, dass sie das entsprechende fiktionale Werk realisiert. Hingegen ist es, wie wir eben gesehen haben, nicht erforderlich, das Werk selbst zu beinhalten. Gewissermaßen scheint es sogar hinderlich zu sein. Denn eine Welt, die ein fiktionales Werk beinhaltet und die Werkdarstellungen obendrein realisiert, wird unweigerlich auch Bezugsgegenstände für die entsprechenden fiktionalen Äußerungen bereitstellen. Wie jedoch am Beispiel der aktuellen Welt deutlich wurde, verträgt sich dies nicht mit unseren semantischen Vorstellungen: selbst wenn sich herausstellte, dass die aktuelle Welt den Darstellungen der Holmes-Geschichten entspricht, würden wir nicht sagen, eine aktuelle Person sei Holmes. Das lädt nun ein zu der umgekehrten Vermutung, die gesuchte Anforderung könnte gerade mit dem Nicht-Vorhandensein des fraglichen fiktionalen Werkes in den realisierenden Welten zu tun haben. Dieser Gedanke ist es jedenfalls, der dem alternativen Reparaturversuch zugrunde liegt. Anstatt Welten auszuwählen, worin die einschlägigen werkskonstitutiven Darstellungen vorgebracht werden, um bekannte Tatsachen darzustellen, soll der fiktionale Operator nun nämlich Welten selektieren, die das fiktionale Werk zwar realisieren, es als solches aber nicht enthalten.¹⁹ Damit wird einerseits zugelassen, dass wir mit

18 Dass fiktionale Werke, die ausschließlich von unbelebten Gegenden und Vorgängen handeln, ein Problem für den lewisschen Reparaturvorschlag darstellen, wird u.a. in Currie 1990, Byrne 1993 und Ross 1997 bemerkt.

19 Siehe Ross 1997.

fiktionalen Äußerungen auf Angehörige solcher Welten Bezug nehmen, wo es das entsprechende Werk entweder überhaupt nicht oder nur in dokumentarischer Ausführung gibt; zugleich sind aber aktuelle Individuen als Referenten ausgeschlossen, da wir es ja mit aktuellen fiktionalen Werken zu tun haben.

Allerdings kann auch diese Maßnahme nicht befriedigen. Ein kurzer Blick auf die Behandlung fiktionaler Äußerungen, die sich auf den Inhalt nicht-aktueller fiktionaler Werke beziehen, macht dies deutlich. Betrachten wir die Neuausführung des *Don Quixote* durch Borges' Pierre Menard. Ebenso wie Menard selbst ist auch sein Werk fiktiv, daher existiert es nicht in der aktuellen Welt. Unterdessen könnten wir entdecken, dass eine aktuelle Person die dort gegebenen Beschreibungen erfüllt. Diese Person gehörte gemäß dem vorliegenden Vorschlag dann zu den Bezugsobjekten von „Don Quixote“, allerdings nur da, wo es um das Werk Menards und nicht das von Cervantes geht. Denn unter den gegebenen Umständen wird nur ersteres von beiden Werken durch die aktuelle Welt realisiert, ohne zugleich darin enthalten zu sein. Doch das bedeutet, dass der Vorschlag einen Unterschied vorhersagt, wo intuitiv keiner ist. Es ist nämlich schwer einzusehen, weshalb die besagte Person lediglich bei einer und nicht bei beiden Namensverwendungen als Referent ausfällt. Intuitiv würden wir sagen, der Name könne sich weder im einen noch im anderen Fall auf eine aktuelle Person beziehen.²⁰

Der Punkt macht auf eine grundsätzliche Schwierigkeit des possibilianischen Vorschlags aufmerksam. Es ist jederzeit möglich, dass ein fiktives fiktionales Werk Eingang in ein aktuelles fiktionales Werk findet. Intuitiv scheint es ausgeschlossen, dass sich die in solchen

²⁰ Tatsächlich stehen die Konsequenzen des Reparaturversuchs nicht nur im Konflikt mit unseren Intuitionen. Das hier angebotene Kriterium unterscheidet die von Cervantes beschriebene Menge von Welten von der von Menard beschriebenen insofern, als es die erstere daran hindert, die aktuelle Welt zu enthalten, die letztere jedoch nicht. Da die beiden Beschreibungen aber qualitativ gleich sind, muss es sich um ein und dieselbe Menge von Welten handeln, und die kann die aktuelle Welt nicht einerseits enthalten und andererseits doch nicht enthalten.

fiktiven fiktionalen Werken eingeführten Protagonisten in unserer Welt befinden. Der fiktionale Possibilianer behandelt fiktive fiktionale Werke jedoch als mögliche, in anderen Welten hervorgebrachte Artefakte, deren Inhalt grundsätzlich durch unsere Welt realisiert werden kann. Denn vom Standpunkt solcher Welten bildet unsere Welt eine legitime Kulisse für die Handlung der dort hervorgebrachten Werke, ähnlich wie andere mögliche Welten als Orte für die Handlung unserer Werke zugelassen bzw. bestimmt sind. Im Rahmen des possibilianischen Vorschlags erschiene die Ausgrenzung unserer Welt als eines Handlungsortes für fiktive Romane und Filme daher ad hoc. Ohne diese Ausgrenzung jedoch droht die Gefahr, dass wir uns durch Äußerungen über den Inhalt fiktiver fiktionaler Werke auf aktuelle Individuen beziehen, was absurd ist. Selbst wenn es also gelänge, die Welten, die für die Bewertung von Äußerungen über die Darstellungen gewöhnlicher fiktionaler Werke relevant sind, adäquat zu spezifizieren, wäre die Schwierigkeit, die durch fiktive fiktionale Werke entsteht, nicht vom Tisch. So wäre ein rein technischer Reparaturversuch denkbar, der die Selektion der Welten an die bisher formulierten Anforderungen anpasst: wir könnten einfach sagen, für die Bewertung einer fiktionalen Äußerung seien genau die Welten relevant, die das entsprechende fiktionale Werk realisieren und nicht identisch sind mit unserer Welt. Durch diese Einschränkung wären aktuelle Individuen als Protagonisten sowohl gewöhnlicher fiktionaler Werke als auch fiktiver fiktionaler Werke ausgeschlossen. Aber angesichts der oben gemachten Beobachtung über die Zugänglichkeit unserer Welt vom Standpunkt anderer Welten fällt es schwer, diese technische Einschränkung auch inhaltlich zu begründen. Insofern ist es fraglich, ob der Zugang über Possibilia und mögliche Welten wirklich zu einem angemessenen Verständnis der fiktionalen Bezugnahme und damit nicht zuletzt auch der fiktionalen Rede führt.

3.4 Possibilianische Probleme

So raffiniert der vorgestellte possibilianische Vorschlag auch erscheinen mag: es kommt leicht der Verdacht auf, dass das zugrunde liegende Konzept der distributiven Bezugnahme ad hoc ist und in erster Linie dazu dient, den kripkeschen Einwand gegen den fiktionalen Possibilianismus zu umgehen. Die Annahme einer distributiven fiktionalen Bezugnahme, so der Vorwurf, verschleiert nur den schlichten metaphysischen Umstand, dass kein mögliches Individuum Sherlock Holmes ist. Es mag eine Menge von Possibilia geben, die es ermöglicht, eine semantische Erklärung für die Wahrheit fiktionaler, den Namen „Sherlock Holmes“ enthaltender Äußerungen zu liefern, aber keines dieser Possibilia ist identisch mit Sherlock Holmes selbst, es handelt sich allenfalls um Holmes-Substitute. Mit anderen Worten, bei dem Vorschlag geht es eigentlich überhaupt nicht mehr um das fiktive Individuum Sherlock Holmes noch darum, dieses Individuum, wie zunächst erwartet, als ein nicht-aktuales Possibile auszuweisen; vielmehr wird gezeigt, wie sich die Rede über dieses fiktive Individuum als Rede über andere Individuen auffassen lässt, nämlich über Holmes-Substitute, und dabei wird das ursprüngliche fiktive Individuum Holmes, dessen Identität eigentlich erhellt werden sollte, vollkommen in den Hintergrund gedrängt.

Doch dieser Einwand tut dem Vorschlag unrecht, denn das zugrunde liegende grundsätzliche Problem besteht darin, zu bestimmen, wie die Rede über Möglichkeiten und Possibilia im allgemeinen zu deuten ist. Wenn man beispielsweise unabhängige Gründe gegen das Auftreten eines Possibile in mehreren Welten zugleich sieht, wird das Konzept der distributiven Bezugnahme Anwendung finden, wann immer man über (nicht-aktuale) Possibilia spricht, und zwar unabhängig von der Frage, ob es sich um fiktive Individuen handelt oder nicht. Spekulationen über Elvis' lediglich möglichen Sohn Max beispielsweise werden in jeder möglichen Welt, in der Elvis bzw. sein Gegenstück

einen Sohn dieses Namens besitzt, ein anderes Possibile herausgreifen. Der nicht-fiktionale Name „Max“ wird in dem Fall nicht ein bestimmtes Possibile absolut bezeichnen, sondern distributiv auf unterschiedliche Possibilia in unterschiedlichen Welten referieren. Einfach einzuwenden, dass es sich dabei jeweils nicht um Elvis' möglichen Sohn Max, sondern lediglich um Max-Substitute handle, ohne ein Wort über die Individuation von und die Bezugnahme auf Possibilia überhaupt zu verlieren, wäre unberechtigt.

Aber selbst wenn es nun gelänge, das Konzept der distributiven Bezugnahme auf bloße Possibilia durchzusetzen bzw. unabhängig zu motivieren und den bisher thematisierten Anforderungen der fiktionalen Bezugnahme gerecht zu werden, wären damit längst nicht alle Fragen in Zusammenhang mit dem vorgestellten possibilianischen Vorschlag geklärt. Denn der Vorschlag bringt weitere, bislang noch nicht angesprochene Probleme mit sich. Nur zwei der offensichtlichsten seien hier kurz angesprochen.

Die eine Schwierigkeit besteht darin, dass der Ansatz nur einen bestimmten Teil des problematischen fiktionalen Diskurses abdeckt und dass nicht klar ist, wie er sich auf den anderen Teil systematisch ausweiten lässt. Dem Ansatz zufolge hängt die fiktionale Bezugnahme, wie wir gesehen haben, entscheidend vom fiktionalen Operator „In der Fiktion ... gilt:“ ab: nur Possibilia, deren Welten der Operator selektiert, kommen als Gegenstände fiktionaler Bezugnahmen, und damit als fiktive Individuen, in Frage. Da die Selektion durch die Darstellungen des jeweiligen fiktionalen Werkes festgelegt wird, auf das der Operator verweist, muss ein Possibile, um als fiktives Individuum zu gelten, einer Welt angehören, die die Darstellungen des fiktionalen Werkes realisiert. Der fiktionale Operator trägt auf diese Weise allerdings nicht nur zur Bestimmung des fiktionalen Bezugs bei; die Welten, die er selektiert, sind zugleich die Welten, mit Blick worauf die entsprechenden fiktionalen Äußerungen auszuwerten sind – solche Äußerungen werden nur dann wahr sein, wenn ihr Bezug die zugeschriebenen Eigenschaften in allen durch den Operator selektierten Welten besitzt. Diese (doppelte)

semantische Abhängigkeit vom fiktionalen Operator lässt sich aber allenfalls für interne fiktionale Äußerungen wie die von (1) oder (2) nachvollziehen. Bereits bei externen fiktionalen Äußerungen wie der von (3) scheint die Interpretation keinen Sinn mehr zu machen. Denn es ist vollkommen offen, wie Elvis, bzw. das Gegenstück von Elvis, sich in den Welten, die den Darstellungen des *Märchenprinzen* entsprechen, zu Ipmul verhält. Solche Welten müssen überhaupt kein Gegenstück von Elvis enthalten, da Elvis nicht Gegenstand der Darstellungen im *Märchenprinzen* ist. Deshalb müsste die fiktionale Äußerung von (3) dem fiktionalen Possibilianer zufolge eigentlich wahrheitswertlos sein. Wir bewerten die Äußerung aber als wahr, und das deutet darauf hin, dass wir fiktionale Äußerungen nicht nur mit Blick auf Welten beurteilen, die die Darstellungen eines bestimmten fiktionalen Werkes realisieren. Mit externen fiktionalen Äußerungen wie der von (3) sprechen wir eben nicht nur über das, was in der Fiktion gilt, sondern wir behaupten offenbar etwas, das darüber hinausgeht und reale Verhältnisse betrifft. Entweder müsste der possibilianische Vorschlag grundsätzlich modifiziert werden, um diesem Umstand gerecht zu werden. Oder aber es wird insgesamt auf eine einheitliche Behandlung fiktionaler Äußerungen verzichtet – fiktionale Bezugnahmen in internen Äußerungen wären dann anders zu interpretieren als in externen Äußerungen.²¹ Weshalb diese letztere Option problematisch ist, wird später in Kapitel 5.6 noch deutlich werden.

Die zweite Schwierigkeit betrifft die Rolle von Possibilia als fiktiven Individuen und wird vor allem dort sichtbar, wo fiktionale Werke Unmögliches darstellen. Solche Darstellungen sind zum Teil ungewollt und geschehen aus Versehen. Zum Teil sind sie aber auch beabsichtigt. In beiden Fällen kann es sein, dass der Witz des Werkes gerade von der Darstellung solch einer Unmöglichkeit abhängt und verloren ginge, wenn man sie nicht ernst nähme und versuchte, sie umzuinterpretieren. So verändert z.B. ein Zeitreisender im nachhinein

²¹ Angesichts dessen wird der possibilianische Vorschlag häufig von vornherein nur als partielle Lösung angeboten, die die Behandlung externer Äußerungen ausklammert. Eine bemerkenswerte Ausnahme ist Ross 1997.

ein bereits geschehenes Ereignis, ein Forscher erfindet ein Perpetuum Mobile, ein Erzähler schildert der Nachwelt seine Abenteuer, obwohl er sie nicht überlebt hat, zwei unterschiedliche Individuen teilen dieselbe Identität, eine Münze besitzt nur eine Seite, ein Esel spricht, usw.. Unter Umständen kann sich das, was dargestellt wird, doch als möglich erweisen, wenn man bestimmte essentialistische Annahmen aufgibt – so z.B. im Falle des sprechenden Esels. Für viele der Darstellungen gilt dies jedoch nicht. Da erscheint Fiktives mit Möglichem unvereinbar, und jeder Versuch, es dem Möglichen anzugleichen, täte unserem Verständnis fiktionaler Werke unnötig Gewalt an und machte sie unverständlich. Das bedeutet aber, dass fiktionale Werke eine nachvollziehbare Handlung haben können, obwohl es keine mögliche Welt gibt, die sie realisiert.²²

Die Folgen für die Interpretation fiktionaler Äußerungen liegen auf der Hand. Wann immer ein fiktionales Werk unmögliche Gegenstände beschreibt, kann der fiktionale Possibilianer entsprechende wahre fiktionale Äußerungen nicht von falschen unterscheiden, da für solche Fälle keine Referenten vorgesehen sind. Possibilia können per Definition keine unmöglichen Gegenstände sein. Offenbar unterstehen fiktive und mögliche Gegenstände und Verhältnisse unterschiedlichen metaphysischen Prinzipien, und das äußert sich eben auch darin, dass wir zuweilen geneigt sind, fiktionale Beschreibungen zu akzeptieren, die vom Standpunkt metaphysischer Möglichkeit inakzeptabel erscheinen. In solchen Fällen ist der fiktionale Possibilianer nicht in der Lage zu erklären, wie eine einschlägige fiktionale Äußerung wahr sein kann, da keine entsprechenden Possibilia zur Verfügung stehen. Dies wiederum rückt die Erklärung, die der Ansatz für die Wahrheit anderer fiktionaler Äußerungen anbietet, in ein zweifelhaftes Licht.²³

22 Der Einwand wurde in unterschiedlicher Form u.a. bereits in Lewis (1978), Howell (1979), Currie (1990), Byrne (1993) und Thomasson (1999) vorgebracht und diskutiert.

23 Im Rahmen der möglichen-Welten-Semantik wird der Inhalt einer fiktionalen Beschreibung häufig mit der Menge möglicher Welten identifiziert, in der die Beschreibung wahr ist (vgl. z.B. Lewis 1978, Stalnaker 1978, Ross 1997). So gesehen macht der Einwand geltend, dass sich der Unterschied zwischen intuitiv

Das Unterfangen, den fiktionalen Diskurs an den modalen anzugleichen und Possibilia als fiktive Individuen zu etablieren bzw. zu rehabilitieren, erweist sich also als schwieriger als erwartet. Die Annahme, dass sich die fiktionale Bezugnahme im Skopus eines intensionalen Operators vollzieht, hilft vielleicht zu verstehen, wie die Bezugnahme gelingen und die entsprechende Äußerung wahr sein kann, ohne dass der Bezugsgegenstand tatsächlich, d.h. aktual, existiert. Außerdem scheint sie die fiktionale Bezugnahme deutlich von scheiternden nicht-fiktionalen Bezugnahmen abzugrenzen. Die Frage ist jedoch, ob es sich dabei wirklich um die richtige Abgrenzung handelt: die Differenz zwischen den beiden Arten von Bezugnahme bestand offenbar darin, dass im einen Fall ein reales Individuum hätte das Bezugsobjekt sein können und im anderen nicht, und eben das wird durch die Gegenwart des Operators nicht erklärt bzw. gewährleistet. Überdies macht die Annahme offenbar nur bei einem Teil der fiktionalen Rede Sinn: es ist äußerst unplausibel, die Interpretation externer fiktionaler Äußerungen in gleicher Weise vom intensionalen Operator „In der Fiktion ... gilt:“ abhängig zu machen wie die interner fiktionaler Äußerungen. Und schließlich bleibt die Schwierigkeit, den Anspruch bloßer Possibilia auf die Rolle als fiktive Individuen mit der Wahrheitstauglichkeit interner Äußerungen zu vereinbaren, die von Unmöglichem handeln.

Doch der possibilianische Vorschlag ist nicht die einzige theoretische Alternative, die die semantische Bewertung fiktionaler Äußerungen durch die Zuweisung geeigneter Bezugsobjekte zu erklären

wahren und intuitiv falschen fiktionalen Äußerungen über unmögliche Gegenstände nicht erfassen lässt, da ihnen allen derselbe Inhalt zugesprochen wird, nämlich die leere Menge. Unter diesen Umständen würde sich der Inhalt diverser wahrer fiktionaler Äußerungen zu einem bestimmten Werk ebenfalls nicht unterscheiden, da sie in genau denselben Welten wahr sind. Beispielsweise wird der fiktionalen Äußerung von (1) und der des Satzes „Ipmul hatte zwei Verehrerinnen“ derselbe Inhalt zugesprochen, da sie beide genau in den Welten wahr sind, die durch den Operator 'In der Fiktion *Der Märchenprinz* gilt:' selektiert werden. Eine zusätzliche Strukturierung des Inhalts, etwa durch Implementierung syntaktischer Informationen, könnte im letzteren Fall eventuell Abhilfe schaffen, im ersteren hingegen nicht.

sucht. Die Position, mit der wir es im nächsten Kapitel zu tun haben werden, hat keine Verwendung für das Konzept der distributiven Bezugnahme und kommt ohne die Annahme eines fiktionalen Satzoperators aus. Die semantische Interpretation fiktionaler Bezugnahmen und Äußerungen, so der Vorschlag, muss keineswegs umständlicher sein als die nicht-fiktionaler Bezugnahmen und Äußerungen, wenn man sich nur von der dogmatischen Verknüpfung von Referenz und Existenz löst und um eine adäquate Gegenstandstheorie bemüht.

4. Der meinongianische Vorschlag

4.1 Fiktive Gegenstände existieren nicht

Die Vertreter des Ansatzes, dem wir uns jetzt zuwenden, zeigen sich weniger beeindruckt von der kripkeschen Argumentation als fiktionale Possibilianer. Für sie ist es nicht der Unterschied zwischen Aktualität und Nicht-Aktualität, der für das Verständnis fiktionaler Bezugnahmen und Äußerungen von Bedeutung ist, sondern der zwischen Existenz und Nicht-Existenz. Bislang wurde angenommen, die Bedingung für das Gelingen einer Bezugnahme sei die Existenz des Gegenstands, auf den Bezug genommen wird, und es wurde differenziert zwischen solchen Gegenständen, die aktual existieren, und solchen, die nicht aktual, sondern bloß möglicherweise existieren. Bei der Suche nach geeigneten Bezugsobjekten für fiktionale Bezugnahmen schien man daher auf Angehörige einer dieser beiden Mengen von Gegenständen festgelegt zu sein. Die Situation ändert sich allerdings grundlegend, wenn man bestreitet, dass Gegenstände existieren müssen, damit auf sie Bezug genommen werden kann. Eine solche Haltung wird gewöhnlich mit dem Namen „Meinong“ in Verbindung gebracht. Meinong war der Ansicht, dass eine angemessene Gegenstandstheorie neben dem Bereich existierender Gegenstände auch einen Bereich nicht-existenter bzw. „außerseiender“ Gegenstände anerkennen sollte. Zum Bereich nicht-existenter Gegenstände gehören sowohl konkrete als auch abstrakte Objekte, und neben solchen, die bloß möglich sind, auch solche, die unmöglich sind. Damit ergeben sich ganz neue Optionen im Umgang mit fiktionalen Bezugnahmen und der Interpretation fiktionaler Äußerungen.²⁴

²⁴ Siehe Meinong 1904. Meinongs Vorstellungen wurden u.a. in Rappaport 1978, Parsons 1980, Routley 1980, Zalta 1983 und Priest 2005 aufgegriffen und in unterschiedlichen Varianten weiterentwickelt und diskutiert. Wie die Unterscheidung zwischen existierenden und nicht-existenten Gegenständen sich zu jener zwischen aktuellen und bloß möglichen verhält, wird unter anderem davon

Da nicht-existente Gegenstände legitime Bezugsobjekte sein können, erhält die Frage, wie wir in der Lage sind, über etwas zu sprechen, das in Wirklichkeit nicht existiert, eine fast unverschämte schlichte Antwort: wir nehmen einfach Bezug auf Individuen aus dem Bereich der nicht-existenten Gegenstände. Ob es sich dabei um aktuelle oder bloß mögliche Individuen handelt, ist im Grunde zweitrangig. Denn den Kontrast zum Realen bildet nicht das bloß Mögliche, sondern das Nicht-Existierende. Wenn also gesagt wird, dass ein fiktionaler Name wie „Ipmul“ oder „Holmes“ sich auf keine reale Person bezieht bzw. hätte beziehen können, dann sind damit lediglich existierende Personen als Referenten ausgeschlossen; nicht-existente Personen jedoch kommen immer noch als Bezugsgegenstände in Frage, und zwar unabhängig davon, ob sie aktual sind oder bloß möglich. Ähnlich schlicht wie die Behandlung der Bezugnahme fällt auch die Antwort auf die Frage nach der Wahrheitstauglichkeit von Äußerungen aus, deren Bezugsgegenstand nicht existiert. Um etwas Wahres über Ipmul aussagen zu können, muss dieser nicht unbedingt zum Bereich der existierenden Dinge gehören. Ebenso wie existierende Individuen besitzen nicht-existente Individuen bestimmte Eigenschaften und andere nicht, und das macht sie zu potentiellen Gegenständen wahrer und falscher Urteile. Daher erklärt sich der Unterschied in der semantischen Bewertung fiktionaler Äußerungen wie der von (1) und (2) gewissermaßen ganz von selbst: die fiktionale Äußerung von (1) ist wahr und die von (2) falsch, weil das nicht-existente Individuum, auf das sich der Name „Ipmul“ in beiden Äußerungen bezieht, nicht arm, sondern wohlhabend war. Mit der Anerkennung nicht-existenter Gegenstände lösen sich also die anfänglichen semantischen Fragen und

abhängen, ob abstrakte aktuelle (in meinongschen Worten „subsistierende“) Gegenstände wie z.B. die Zahl Vier zu den existierenden gezählt werden oder nicht. Werden sie dazugerechnet, fällt die Grenze mit der zwischen aktuellen und nicht-aktualen Gegenständen zusammen; werden sie nicht dazugerechnet, liegt die Grenze quer zu jener zwischen aktuellen und nicht-aktualen Gegenständen, denn dann werden auch gewisse aktuelle Gegenstände unter die nicht-existierenden fallen. Ich komme später in diesem Kapitel auf die Unterteilungen im Bereich der nicht-existenten Gegenstände noch zu sprechen.

Schwierigkeiten offenbar einfach auf.

4.2 Nicht-existente Gegenstände

Soweit sieht es aber noch so aus, als sei hier lediglich der Ausdruck „fiktiv“ durch den Ausdruck „nicht-existent“ ersetzt und der problematische Zusammenhang bestenfalls neu formuliert, aber nicht wirklich behandelt worden. Um den Vorschlag ernst nehmen zu können, muss deshalb etwas mehr über die Natur nicht-existenter Gegenstände gesagt werden. Es könnte leicht der Eindruck entstehen, solche Gegenstände seien lediglich geistige Konstrukte, oder Hirngespinnste. (Wie sonst sollte man den Unterschied zwischen Nicht-Existenz und Existenz verstehen, wenn nicht durch den Gegensatz von Schein und Sein?) Aber dem ist nicht so. Folgen wir dem gegenwärtigen Vorschlag, dann sind nicht-existente Dinge ebenso objektiv und geist-unabhängig wie existierende Dinge. Und ebenso wie existierende Dinge werden sie durch Eigenschaften individuiert, die sie besitzen. Während existierende Gegenstände nämlich eins zu eins mit den Mengen von Eigenschaften korreliert sind, die sie instantiieren, korrespondieren nicht-existierende Gegenstände eins zu eins mit den übrigen Mengen von Eigenschaften, die keinen existierenden Gegenständen zukommen.²⁵ Bemerkenswert ist dabei, dass zu diesen übrigen Mengen auch solche gehören, die neben

²⁵ Wolterstorff (1980) verwendet ein ähnliches Prinzip zur Individuation von abstrakten, ewigen „Arten“. Demnach gibt es eine eins-zu-eins-Korrelation zwischen Mengen von Eigenschaften einerseits und Arten andererseits. Nach Wolterstorff sind fiktive Gegenstände bestimmte, nicht durch konkrete Individuen instantiierte Arten. Da diese abstrakten Arten *existierende* Korrelate von (Mengen von) Eigenschaften sind, ist Wolterstorff dem Buchstaben nach kein Meinongianer. Aber sinngemäß lässt sich seine Konzeption fiktiver Gegenstände den meinongianischen zuordnen, zumal sich die meinongianische Unterscheidung zwischen existenten und nicht-existenden Gegenständen hier durch die Unterscheidung zwischen instantiierten und nicht-instantiierten Arten abbilden lässt. Wie dem auch sei, die späteren Kritikpunkte, die sich vornehmlich gegen die Individuation fiktiver Gegenstände durch Mengen von Eigenschaften richten, betreffen nicht nur bekennende Meinongianer, sondern auch Konzeptionen fiktiver Gegenstände, die der wolterstorffschen entsprechen.

einer Eigenschaft auch ihr Gegenteil enthalten – z.B. arm und reich zu sein –, ebenso wie solche, die bestimmte Eigenschaften sowie ihr Gegenteil vollständig auslassen. Dadurch ergeben sich selbst widersprüchliche bzw. unvollständige Objekte. Insofern kann also wirklich gesagt werden, dass ein nicht-existentes Individuum wie Ipmul das ist, was es ist, völlig unabhängig davon, wie wir es beschreiben. Es unterscheidet sich von allen anderen Gegenständen dadurch, dass es eben die Menge von Eigenschaften besitzt, die es besitzt. Was ihm im Vergleich zu wirklichen Individuen fehlt, ist die Eigenheit zu existieren. Das macht es zu einer anderen Art von Gegenstand.

Wenn also manchmal angenommen wird, dass fiktive Gegenstände reine Phantasiegeschöpfe von Autoren sind, dann widerspricht dies dem gegenwärtigen Bild. Und zwar nicht so sehr deswegen, weil „erschaffen“ oder „kreieren“ normalerweise in Zusammenhang gebracht wird mit dem Verleihen von Existenz und wir es hier aber gerade mit Gegenständen zu tun haben, denen eben keine Existenz zukommt; sondern deswegen, weil die Beschaffenheit dieser fiktiven Gegenstände nicht vom Autor bzw. seiner Phantasie abhängt und sie infolge dessen auch nicht durch ihn erschaffen sein können. Der Autor setzt nichts Neues in die Welt. Er sorgt auch für keine Veränderungen an den Gegenständen. Seine Rolle ist vielmehr so zu verstehen, dass er bislang unbekannte Gegenstände entdeckt oder benennt. Allein darin besteht das Privileg des Autors. Er ist der erste, der diesen nicht-existenten Gegenständen begegnet und sie dadurch zu fiktiven Objekten macht, dass er sie beschreibt.²⁶ Dabei ist entscheidend, wie die Beschreibung ausfällt: eine leichte Veränderung in der

26 Parsons macht den Zusammenhang sehr schön deutlich:

I have said that, in a popular sense, an author *creates* characters, but this [...] is hard to analyze. It does not mean, for example, that the author brings those characters into existence, for they do not exist. Nor does he or she make them objects, for they were objects before they appeared in stories. We might say, I suppose, that the author makes them *fictional* objects, and that they were not fictional objects before the creative act. (1980, 188)

Beschreibung bedeutet, dass ein anderer Gegenstand entdeckt oder benannt wird. Das gilt deshalb, weil sich für jede Beschreibung ein Gegenstand findet, der die Beschreibung erfüllt, und ein beschriebener Gegenstand geradezu so beschaffen sein muss, wie er beschrieben ist, da ansonsten nicht klar wäre, um welchen Gegenstand es überhaupt geht. Insofern handelt es sich um eine „billige“, stipulative Art der Entdeckung – durch die Beschreibung wird einfach festgesetzt, wovon das Werk handelt und wovon nicht.²⁷ Das mag zwar etwas Originelles oder Initiatorisches an sich haben, es kommt aber streng genommen keinem Akt der Schöpfung gleich, denn, wie gesagt, das, was entdeckt oder benannt wird, ist bereits das, was es ist, längst bevor es entdeckt oder benannt wurde.

Hier, wie auch in anderer Hinsicht, sind Parallelen zum possibilianischen Vorschlag erkennbar. Auch dort stellte die Ontologie systematisch eine Fülle nicht-realer Individuen neben realen Individuen als Bezugsobjekte bereit. Und auch dort handelte es sich nicht um bloße geistige Produkte, sondern um eigenständige Objekte, die durch geistige Akte allenfalls entdeckt, aber nicht kreiert werden. Doch gegenüber dem possibilianischen Vorschlag ist hier nun eine zusätzliche, vollkommen neue Art von Gegenständen verfügbar, die auch unvollständige und unmögliche Individuen umfasst. Dies entschärft nicht nur das Problem der Inkonsistenz fiktionaler Darstellungen, sondern erlaubt auch einen anderen Umgang mit dem Problem der mangelnden Spezifität solcher Darstellungen. Es ist nicht erforderlich, auf distributive Referenz bzw. einen fiktionalen Operator zurückzugreifen, um fiktionale Äußerungen wie die von (1) semantisch zu bewerten, denn da einer Menge von

²⁷ Stattdessen könnte man natürlich auch von einer genuinen Entdeckung ausgehen: zuerst entdeckt der Autor den Gegenstand, dann gibt er eine Beschreibung davon. Dies macht es jedoch schwer zu erklären, weshalb der Autor den fiktiven Gegenstand nicht fehlbeschreiben kann. Denn wenn es sich um verschiedene Akte handelt, besteht immer die Möglichkeit, dass das, was im ersten wahrgenommen wird, im zweiten eine falsche Darstellung erfährt. Die Schwierigkeit wird dadurch noch verstärkt, dass die entdeckten Gegenstände geist-unabhängig sind. Denn damit besteht die Gefahr einer Fehlentdeckung, die in einer Fehlbeschreibung des fiktiven Gegenstands resultieren kann, selbst dann, wenn der Autor bei der Beschreibung aus seiner Sicht keinen Fehler macht.

Eigenschaften höchstens ein Individuum entsprechen kann und unvollständige Mengen zur Individuation von Gegenständen zugelassen sind, ist es nur *ein* nicht-existierendes (unvollständiges) Individuum, das die mit dem Namen „Ipmul“ assoziierte Beschreibung im *Märchenprinzen* erfüllt. Auf diese Weise erspart sich der Meinongianer eine Menge semantischer Umstände und braucht von den einfachen, für nicht-fiktionale Äußerungen bereits akzeptierten Interpretationsgrundsätzen nicht abzuweichen, um die vortheoretische semantische Bewertung fiktionaler Äußerungen zu erfassen.

4.3 Wie Gegenstände zu individuieren sind

Um die für das meinongianische Vorhaben benötigte Fülle von Gegenständen zu gewährleisten, bedürfte es eines allgemeinen Individuationsprinzips, das jeder Menge von Eigenschaften einen Gegenstand zuordnet, der sie besitzt. Die Individuation von Gegenständen anhand eines solchen Prinzips würde einen lückenlosen und erschöpfenden Vorrat an Bezugsobjekten liefern. Die Schwierigkeit dabei ist nur, dass sich so ein Prinzip nicht uneingeschränkt bzw. unqualifiziert anwenden lässt. Wenn jeder Kombination von Eigenschaften ein Gegenstand entspräche, wie es das Prinzip verlangt, dann ließe sich für irgendeine beliebige (Kombination von) Eigenschaft(en) ein Gegenstand finden, der sie besitzt und der zugleich existiert. Betrachten wir beispielsweise die Eigenschaften, wodurch Ipmul im *Märchenprinzen* charakterisiert wird. Diese Menge von Eigenschaften lässt sich durch die Eigenschaft, zu existieren, zu einer neuen Menge von Eigenschaften ergänzen. Wenn sich wirklich für jede Menge von Eigenschaften ein Individuum fände, das sie besitzt, würde das bedeuten, dass ein Individuum wie Ipmul tatsächlich existiert. Schlimmer noch: da jede Menge von Eigenschaften, die die Eigenschaft, zu existieren, nicht einschließt, erweiterbar ist zu einer neuen Menge, die diese Eigenschaft mit umfasst, wäre man sogar gezwungen zu sagen,

dass jedem nicht-existenten Gegenstand ein existierender entspricht, was offenkundig absurd ist.

Der Meinongianer hat im Wesentlichen zwei Möglichkeiten, dieses Ergebnis zu vermeiden. Die eine besteht darin, ein eingeschränktes Individuationsprinzip zu verwenden und nicht alle Eigenschaften für die Individuation von Gegenständen zuzulassen. Damit würden Eigenschaften im Grunde in zwei Arten unterteilt, die individuierenden und die nicht-individuierenden. Das eingeschränkte Individuationsprinzip wiese dann nur jeder Menge von individuierenden Eigenschaften einen Gegenstand zu. Angenommen also, Eigenschaften wie die, zu existieren oder denkbar zu sein, gehörten zu den nicht-individuierenden, während z.B. reich oder ein Prinz zu sein, zu den individuierenden gehörten. In dem Fall ergäbe die Hinzufügung von Existenz zu der Menge von Eigenschaften, die Ipmul zukommen, keine Menge von Eigenschaften, die von einem neuen Gegenstand besessen wird, da Existenz nicht zu den individuierenden Eigenschaften zählt. Wenn es gelänge, eine prinzipielle Unterteilung von Eigenschaften in diesem Sinne durchzuführen und zu begründen, ließe sich das obige Problem also umgehen.²⁸

Alternativ dazu ist es aber auch möglich, den Besitz von Eigenschaften differenzierter zu betrachten und statt Arten von Eigenschaften Arten des Eigenschaftsbesitzes zu unterscheiden. Demnach können Gegenstände Eigenschaften besitzen, indem sie sie instantiieren oder indem sie sie implementieren. Dies würde es erlauben, das Individuationsprinzip uneingeschränkt anzuwenden, allerdings käme es bei der Individuation der Gegenstände darauf an, in welchem Modus

²⁸ Eine solche Unterteilung wurde eigentlich oben stillschweigend schon vorgenommen, als es hieß, existente Gegenstände würden durch die Mengen von Eigenschaften individuiert, die sie besitzen, und nicht-existente durch die, die keinen existenten Gegenständen zukommen. Offenbar wurde dabei unterstellt, dass es eine natürliche oder intuitive Beschränkung darauf gibt, welche Gegenstände existieren, und damit auch, welche Mengen von Eigenschaften die der Existenz einschließen. So wurde z.B. einfach angenommen, dass sich die Menge von Eigenschaften, die Ipmul zukommen, nicht mit Existenz kombinieren lässt, da ein Gegenstand wie Ipmul ja sonst existieren würde. Allerdings wurde keine Begründung für diese Beschränkung gegeben.

sie ihre Eigenschaften besitzen. Je nachdem, ob ein Gegenstand die Eigenschaft, zu existieren, instantiiert oder nicht, wird er auch die Eigenschaften, die ihm anhand des Individuationsprinzips zugeordnet werden, instantiieren oder implementieren. D.h. wenn ein Gegenstand Existenz instantiiert, wird er die übrigen Eigenschaften, die er dem Prinzip zufolge besitzt, auch instantiieren. Wenn ein Gegenstand Existenz hingegen nicht instantiiert, wird er die Eigenschaften, die ihm gemäß dem Prinzip zukommen, implementieren. Auf diese Weise wird die oben angesprochene Gefahr eines Überschusses an existierenden Gegenständen abgewendet. Ipmul und sein um das Merkmal der Existenz erweitertes Gegenstück implementieren die ihnen zugeschriebenen Eigenschaften zwar, doch keines der beiden Individuen instantiiert sie, da keines der beiden Individuen Existenz instantiiert.²⁹

Beide Optionen sind überaus kontrovers und komplizieren den ursprünglichen Entwurf. Aber das zugrunde liegende Konzept von Gegenständlichkeit bleibt verhältnismäßig einfach. Um ein Gegenstand zu sein, genügt es im Grunde bereits, eine (oder mehrere)

²⁹ Die Unterscheidung zwischen zwei Arten von Eigenschaften wird z.B. in Routley 1980 und Parsons 1980 vertreten: Gegenstände werden durch ihre gewöhnlichen, „nuklearen“ Eigenschaften (wie Rote, Größe oder Detektivsein) individuiert bzw. definiert, während ungewöhnliche, „extranukleare“ Eigenschaften (wie Existenz, Identität oder Konkretheit) sie lediglich qualifizieren. Die Unterscheidung zwischen zwei Arten des Eigenschaftsbesitzes hingegen wird z.B. in Castaneda 1974, Rappaport 1978 oder Zalta 1983 bemüht: Eigenschaften werden demnach durch existente Gegenstände instantiiert bzw. „exemplifiziert“ und durch nicht-existente Gegenstände implementiert bzw. „enkodiert“. Ein Vergleich beider Strategien und eine instruktive, kritische Diskussion findet sich in Fine 1982. Priest (2005) nimmt eine Differenzierung des Besitzes von Eigenschaften vor, nicht indem er zwei Arten des Eigenschaftsbesitzes unterscheidet, sondern indem er den Besitz von Eigenschaften auf Welten relativiert. Es scheint jedoch, als sei diese Form der Differenzierung des Eigenschaftsbesitzes auf die obige abbildbar: Eigenschaften in der aktuellen Welt zu besitzen entspräche demnach dem Besitz von Eigenschaften im Instantiierungsmodus, während der Besitz von Eigenschaften in nicht-aktualen Welten mit dem Besitz von Eigenschaften im Implementierungsmodus korrespondierte. Ich werde später, insbesondere in den Abschnitten 5.5 und 5.6, noch ausführlicher auf die Implikationen zu sprechen kommen, die die Annahme unterschiedlicher Arten von Eigenschaften bzw. unterschiedlicher Modi des Besitzes von Eigenschaften für die gegenstandsorientierte Erklärungsstrategie hat.

Eigenschaft(en) zu besitzen und als Bezug einer Bezeichnung bzw. Beschreibung dienen zu können. Aus Sicht des Meinongianers können diese zwei Bedingungen erfüllt sein, ohne dass das, was sie erfüllt, existieren muss.

Die Loskopplung von Referenz und Existenz verschafft dem Meinongianer eine eigentümliche Zwischenstellung zwischen den ontologischen Befürwortern und den Gegnern fiktiver Gegenstände. Der Streit zwischen dem Meinongianer und dem Gegner fiktiver Gegenstände scheint in erster Linie ein semantischer zu sein und betrifft die Frage, ob fiktionale Bezeichnungen referieren oder nicht – der Meinongianer bejaht sie, der Gegner verneint sie. Der Streit mit dem Befürworter fiktiver Gegenstände hingegen ist primär ein ontologischer, bei dem es darum geht, ob fiktive Gegenstände existieren oder nicht – dem Befürworter zufolge existieren sie, dem Meinongianer zufolge existieren sie nicht. Was den Meinongianer also mit dem Gegner fiktiver Gegenstände verbindet, ist der Umstand, dass er weit weniger Gegenständen Existenz zugesteht als der Befürworter. Doch gemeinsam mit dem Befürworter geht er andererseits davon aus, dass weit mehr Ausdrücke gegenstandsbezogen sind als der Gegner bereit ist zuzugeben.

Dennoch – oder vielleicht gerade deshalb – wird der Meinongianer oft entweder als verkappter Gegner oder als verkappter Befürworter fiktiver Gegenstände eingestuft. Es ist nämlich nicht klar, ob der Gegner nicht mit einer deflationären Konzeption von Gegenständen als reinen Bezugsobjekten leben könnte, solange nur sichergestellt bleibt, dass das Existierende sich in aktualen, konkreten Einzeldingen erschöpft. Dann wäre der prinzipielle Unterschied zwischen der meinongianischen Position und dem Standpunkt des Gegners fiktiver Gegenstände verschwindend klein. Ebenso ist es aber möglich, die meinongianische Position dem Lager der Befürworter fiktiver Gegenstände zuzuschlagen. Denn was für diese offenbar zählt, ist die ontologische Verpflichtung auf zusätzliche Entitäten neben den konkreten, aktualen Einzeldingen, ganz gleich ob diese Verpflichtung

nun durch die Attribution von Existenz belegt wird oder durch Referenz und Quantifikation. Welche Klassifikation hier sinnvoller ist, hängt vermutlich davon ab, welchen Begriff wir für interessanter bzw. grundlegender erachten: den der Existenz oder den der ontologischen Verpflichtung.

Dies sind jedoch nicht die einzigen beiden Optionen. Ein dritter Weg besteht darin, nicht krampfhaft zu versuchen, die meinongianische Perspektive als eine Variante einer der beiden etablierten Positionen zu rekonstruieren, sondern sie einfach als genuine Alternative neben den anderen beiden ernst zu nehmen.

4.4 Bezug und Existenz

Welche Konsequenzen hat die Einführung nicht-existenter Gegenstände nun für den Status und die Behandlung fiktionaler Äußerungen? Die ontologische Extravaganz bringt einen gewissen Komfort im Umgang mit solchen Äußerungen mit sich. Fiktionale Äußerungen wie die von (1) können als das behandelt werden, wonach sie zunächst aussehen. (1) hat die Form eines Behauptungssatzes, entsprechend dürfen wir davon ausgehen, dass mit der Äußerung von (1) eine Behauptung aufgestellt wird. Behauptungen haben naturgemäß die Funktion, wahr zu sein, ebenso wie die darin vorgenommenen Bezugnahmen die Aufgabe haben, Gegenstände herauszugreifen. Wenn eine solche Äußerung die besagte Funktion nicht erfüllt, dann gibt es dafür normalerweise zwei mögliche Erklärungen: es kann sein, dass die vorgenommenen Bezugnahmen ins Leere gehen; oder aber die durch die Bezugnahmen herausgegriffenen Dinge fallen nicht unter die Prädikate, die ihnen durch die Äußerung zugeschrieben werden. Für den Meinongianer entfällt die erste Art von Erklärung und damit auch das Problem, nicht zwischen wahren und falschen fiktionalen Äußerungen unterscheiden zu können. Dies hat folgenden Grund. Eine fiktionale Äußerung wie die von (1) wird im Anschluss an einschlägige werkskonstitutive

Äußerungen getätigt. Diese werkskonstitutiven Äußerungen können aber keine leeren Bezugnahmen enthalten, denn sie sind gleichsam Teile eines langen Taufaktes, dessen Gelingen durch die großzügige Ontologie nicht-existenter Gegenstände sichergestellt ist. Der Name „Ipmul“ muss einen Referenten haben, da jeder Menge von Prädikaten jeweils ein Gegenstand korrespondiert, somit auch der Menge von Prädikaten, die im *Märchenprinzen* auf den Namen „Ipmul“ (bzw. die entsprechenden Pronomina, Kennzeichnungen und Quantoren) angewandt wird. Durch die Erzählung hat der Autor vorgegeben, für welchen nicht-existenten Gegenstand der Name „Ipmul“ zu verwenden ist, und diese Verwendung wird in der fiktionalen Äußerung von (1) übernommen. Da die Verwendung des Namens durch den Autor nicht leer sein kann, gilt dasselbe auch für die sich daran anschließende Verwendung des Namens in den entsprechenden fiktionalen Äußerungen. Wenn also eine fiktionale Äußerung falsch sein sollte, dann nur aus dem Grund, weil das durch die Bezugnahme herausgegriffene Objekt nicht die Eigenschaften besitzen, die ihm durch die Äußerung zugeschrieben werden.³⁰

Wie wir bereits festgestellt haben, ist bei der fiktionalen Äußerung von (1) dieser Grund nicht gegeben. Deshalb ist die Äußerung im Gegensatz zu der von (2) wahr. Dass dem Referenten keine Existenz zukommt, ist zwar bemerkenswert, jedoch irrelevant für die Bewertung der Äußerung, denn damit wird nicht behauptet, dass dieser Gegenstand existiert. Der Mangel an Existenz macht Ipmul zu einem besonderen Gegenstand, er macht „Ipmul“ aber nicht zu einem leeren Namen. Darin liegt ja eben die Pointe des meinongianischen Ansatzes: die gemeinhin angenommene Verbindung zwischen Referenz und Quantifikation auf der einen Seite und Existenz auf der anderen wird gekappt. Referenz und Quantifikation sind harmlose, verhältnismäßig leicht gelingende semantische Vorgänge, während die Frage, ob es einen Gegenstand gibt,

³⁰ Das bedeutet allerdings nicht, dass die Bezugnahme in keinem Sinne fehlschlagen kann. Auch wenn es nicht möglich ist, dass ein singulärer Terminus überhaupt keinen Referenten hat, kann es durchaus sein, dass der Referent nicht der beabsichtigte ist.

eine ontologische ist und damit zusammenhängt, wie die Welt, und unter Umständen auch der Gegenstand, beschaffen ist. Die semantischen Vorgänge ontologisch aufzuladen ist aus dieser Sicht irreführend und mündet in einer unnötigen theoretischen Verschlackung.

Damit sind die Grundzüge des gegenwärtigen Vorschlags skizziert. Wie wir sehen, scheint die Annahme nicht-existenter Gegenstände spezifisch an unsere semantischen Bedürfnisse bezüglich fiktionaler Äußerungen angepasst zu sein. Daher liegt es nahe, sie als Erklärungsgrundlage für das eigentümliche semantische Verhalten dieser Äußerungen heranzuziehen.

4.5 Schwierigkeiten, die (möglicherweise) keine sind

Dem Meinongianer wird häufig vorgehalten, dass seine Ontologie unnötig aufgebläht ist, da man die relevanten Explananda auch mit geringerem ontologischem Aufwand erklären kann. Dieser Vorwurf des Verstoßes gegen die Regeln der ontologischen Ökonomie ist allerdings nicht unkontrovers. Dass es viele Dinge derselben Kategorie gibt, ist noch kein Anzeichen für eine ausschweifende Ontologie; man würde am falschen Ende sparen, wenn man Gegenstände einer bestimmten Kategorie ausschließen, doch Gegenstände einer anderen Kategorie, die in relevanter Hinsicht ähnlich sind, beibehalten wollte – wenn man z.B. auf nicht-existente Gegenstände verzichten, an bestimmten abstrakten oder rein möglichen Gegenständen aber festhalten wollte. Es müsste erst gezeigt werden, dass diese Gegenstände insgesamt entweder überflüssig sind oder sich in den relevanten Hinsichten doch nicht hinreichend ähneln.³¹

Ein anderer populärer Einwand richtet sich gegen die Manöver,

³¹ Ein klassisches Beispiel für diese Art von Kritik am meinongianischen Ansatz bietet Quine 1953. Vergleichbare Reaktionen auf derartige Sparsamkeitsargumente finden sich u.a. in Howell 1979 und Thomasson 1999. Zu einer detaillierten Erwiderung auf die quinesche Kritik am meinongianischen Ansatz, siehe Routley 1982.

die der Meinongianer vornimmt, um seine Konzeption von Gegenständen konsistent bzw. plausibel zu machen. Es entsteht nämlich der Eindruck, dass die Annahme unterschiedlicher Arten von Eigenschaften bzw. unterschiedlicher Modi des Eigenschaftsbesitzes ad hoc ist und ausschließlich der Vermeidung einschlägiger Probleme dient: was fehlt, ist ein unabhängiges Motiv und eine prinzipielle Fundierung dieser Unterscheidungen.³² (Ohnedies ist unklar, ob die Unterscheidungen wirklich an der richtigen Stelle ansetzen, zumal wir Gegenstände nicht immer nur anhand der zugeschriebenen Eigenschaften auszusondern scheinen und eigenschaftsbezogene Differenzierungen insofern nutzlos wären.³³) Diese Bedenken sind, ebenso wie die zuvor genannten, allerdings allgemeiner methodologischer oder ontologischer Natur und betreffen nicht nur den meinongianischen Ansatz, sondern jede Konzeption von Gegenständen, die versucht, etwaige Mängel durch eine differenziertere Betrachtung von Eigenschaften bzw. des Verhältnisses von Gegenständen zu Eigenschaften zu kompensieren. Wir werden im nächsten Kapitel noch Gelegenheit haben, uns mit diesen Problemen auseinanderzusetzen. Hier jedoch wollen wir uns Einwänden zuwenden, die nur den meinongianischen Ansatz betreffen und sich speziell gegen die Annahme nicht-existenter Gegenstände richten.

32 Siehe z.B. Thomasson 1999, 100ff., oder die Diskussion in Priest 2005, Kap. 4.2.

33 So stellt sich z.B. die Frage, wie der meinongianische Ansatz dem Umstand gerecht wird, dass (a) fiktionale Werke von qualitativ gleich beschriebenen, aber numerisch verschiedenen Dingen handeln können, und dass (b) zwei Werke von ein und demselben fiktiven Gegenstand handeln können, obwohl sie ihn unterschiedlich beschreiben. (Derartige Fälle werden z.B. in Howell 1979 diskutiert.) Hier scheint der Meinongianer gezwungen zu sein, durch zusätzliche, unabhängige Modifikationen nachzuhelfen: ist z.B. in einem fiktionalen Werk die Rede von mehreren, nicht eigens voneinander unterschiedenen Gegenständen, muss er unterstellen, dass implizit über Eigenschaften quantifiziert wurde, durch die sich die Gegenstände unterscheiden; wird hingegen in mehreren Werken immer wieder derselbe Gegenstand aufgegriffen und unterschiedlich beschrieben, bleibt die Option, von einem langen, werkübergreifenden Entdeckungs- oder Taufakt zu sprechen, an dem gegebenenfalls mehrere Autoren beteiligt sind. (Reaktionen dieser Art finden sich z.B. in Parsons 1980 oder Zalta 1983; zu einer kritischen Diskussion, vgl. Fine 1982 und 1984.)

An der Idee nicht-existierender Gegenstände wird oft beanstandet, sie beruhe auf einer unverständlichen Unterscheidung zwischen (Außer-)Sein und Existenz und sei deshalb selbst unverständlich. Denn wenn wir uns auf nicht-existente Gegenstände beziehen können, dann müssen diese Gegenstände ja in irgendeiner Form *da* sein, es muss sie geben. Nicht zu existieren kann also nicht bedeuten, dass es die entsprechenden Gegenstände nicht gibt, denn das wäre offenkundig widersprüchlich. Wenn aber zu existieren nicht dasselbe ist wie zu sein oder zu bestehen, was anderes kann es dann damit auf sich haben? Der Meinongianer bleibt uns hier eine Erklärung schuldig, und solange er diese Erklärung nicht liefert, bleibt die Annahme nicht-existenter Gegenstände unverständlich.³⁴

Es ist klar, dass der Meinongianer den Ausdruck „existiert“ nicht im Sinne des Existenzquantors „es gibt“ versteht, sondern ihn entweder als ein Prädikat auffasst, das einen objektualen Quantor einschränken kann, oder ihn als einen alternativen, substitutionellen Quantor interpretiert.³⁵ Zugegeben, häufig scheinen wir mit „existiert“ dasselbe zu meinen wie mit „es gibt“ – z.B. würden wir es als spitzfindig erachten, zwischen „Es gibt keine Einhörner“ und „Einhörner existieren nicht“ zu unterscheiden. Andererseits sieht es aber auch oft so aus, als seien diese Ausdrücke weder eindeutig noch gleichbedeutend – wir sagen z.B. „Es gibt Dinge, die gibt es nicht“, oder wir unterstellen, dass es Dinge gibt, um sie miteinander zu vergleichen, betuern aber zugleich, dass diese Dinge nicht wirklich existieren. Es ist nicht entschieden, welche Praxis hier den Vorrang hat. Insofern spricht der Sprachgebrauch nicht nur gegen die Unterscheidung von Sein und Existenz, sondern er stützt sie auch.

Doch der Meinongianer ist nicht unbedingt auf diese

³⁴ Varianten dieses Einwandes finden sich z.B. in Russell 1905, Quine 1953 oder van Inwagen 1977. Rappaport (1978), Parsons (1980), Routley (1982) und Priest (2005) u.a. unternehmen eine Verteidigung.

³⁵ In jüngerer Zeit erfreut sich die prädikative Auffassung immer größerer Beliebtheit auch unter Nicht-Meinongianern. Vgl. z.B. Evans 1982, Salmon 1998 oder McGinn 2000 zu einer kritischen Diskussion und Verteidigung dieser Auffassung.

Unterscheidung festgelegt. Er kann zugeben, dass es alles, was nicht existiert, auch nicht gibt und dass alles, was es nicht gibt, auch nicht existiert. Das muss ihn aber nicht daran hindern, über Dinge zu quantifizieren, die nicht existieren (bzw. die es nicht gibt). Für den Meinongianer hat weder der partikuläre noch der Allquantor existentielle Implikationen. D.h. die Quantoren „irgendein x“ und „jedes x“ lassen es völlig offen, ob es die Dinge, worüber quantifiziert wird, gibt oder nicht. Quantifikation ist eine semantische Operation über einem bestimmten Gegenstandsbereich, die neutral ist gegenüber dem existentiellen Status der Gegenstände. Ob etwas ein Gegenstand ist, hängt also nicht davon ab, ob es existiert oder nicht, sondern in erster Linie davon, ob es Eigenschaften besitzt und somit unterscheid- und quantifizierbar ist. Worauf es dem Meinongianer hier ankommt, ist mithin nicht die Unterscheidung zwischen Sein und Existenz, sondern die zwischen Quantifikation (bzw. Referenz) und Existenz. Der Punkt ist nicht einfach ein terminologischer. Aus meinongianischer Sicht ist die Verknüpfung von Quantifikation (bzw. Referenz) und Existenz ein unzulässiger theoretischer Zug, der nicht nur unserer vortheoretischen Auffassung davon, was Gegenstände sind, nicht gerecht wird, sondern der unter Umständen auch die Möglichkeiten empirischer Theoriebildung unnötig bzw. ideologisch beschränkt.

Es ist allerdings nicht klar, weshalb die fraglichen Unterscheidungen – sei es die zwischen Sein und Existenz oder die zwischen Quantifikation und Existenz – wirklich auf eine substantielle Analyse von Existenz verpflichten sollten, wie der obige Einwand zu unterstellen scheint. Was spricht dagegen, Existenz als eine primitive Eigenschaft zu behandeln, die sich einer nicht-trivialen Analyse entzieht? Schließlich halten wir auch die Unterscheidung zwischen roten und nicht-roten oder zwischen nur möglichen und nicht nur möglichen Gegenständen für sinnvoll, obwohl es notorisch schwer fällt, eine nicht-triviale Analyse von Rote oder Möglichkeit anzugeben.

Vielleicht mag es unrealistisch sein, gerade bei so fundamentalen Begriffen wie dem der Existenz nicht-triviale Analysen einzufordern.

Zumindest sollten wir aber, sofern wir einen Begriff verstehen und wissen, dass er zutrifft, auch in der Lage sein anzugeben, wie wir dies wissen können.³⁶ Doch genau das scheint im Falle des Begriffs der Existenz nicht mehr gegeben zu sein, wenn man zulässt, dass es auch Individuen gibt, die zwar geistbegabt und sich ihrer selbst bewusst sind, aber nicht existieren. Obwohl Sherlock Holmes nicht existiert, glaubt er ebenso wie wir, dass er existiert. Und nichts von dem, was er über sich und seine Umgebung herausfinden kann, könnte ihn davon überzeugen, dass er nicht existiert. Wir selbst hingegen wissen, dass wir existieren. Wie aber kommen wir dazu, dies zu wissen, wenn sich unsere epistemische Lage in der Hinsicht überhaupt nicht von der holmesschen unterscheidet? Der Meinongianer ist hier offenbar gezwungen zu sagen, dass wir diese Frage nicht beantworten können. Denn das Cogito, das uns normalerweise zum Schluss auf die eigene Existenz berechtigt, kann der Meinongianer nicht als Evidenz für Existenz in Anspruch nehmen, da nach seinem Dafürhalten viele fiktive Individuen das Cogito für sich in Anspruch nehmen, ohne daraus auf ihre Existenz schließen zu dürfen. Für den Meinongianer mag das Cogito stattdessen vielleicht Evidenz für das eigene Bestehen sein, aber welche Evidenz gesteht er uns dann für unser Urteil zu, dass wir existieren? Natürlich könnte ich mich bei einem Freund erkundigen und er könnte mir bestätigen, dass ich existiere. Aber genau dieselbe Auskunft könnte sich Holmes bei seinem Freund Watson einholen. Insofern scheint die übliche externe Evidenz dem Meinongianer hier auch nicht weiter zu helfen. Damit wäre er aber letztlich darauf verpflichtet zu sagen, dass wir den Existenzbegriff entweder nicht verstehen oder dass wir nicht wissen, dass er bei uns selbst zutrifft.³⁷

36 Solch eine Verknüpfung zwischen Semantik und Epistemologie wird in Peacocke 1999 eingefordert und überzeugend begründet.

37 Die Kernidee findet sich in einem Argument, das Lewis gegen ein nicht-indexikalisches Verständnis von Aktualität vorbringt und das er seinerseits ursprünglich D.C. Williams zuschreibt. Vgl. Lewis 1986 (Kap. 1.9).

4.6 Nicht-existente Gegenstände und fiktionale Bezugnahme

Selbst wenn sich die erhobenen Bedenken gegen die Annahme nicht-existenter Gegenstände ausräumen ließen, wäre immer noch nicht nachgewiesen, dass diese Annahme die Eigentümlichkeiten der fiktionalen Bezugnahme und Rede wirklich aufklären kann. Der possibilianische Vorschlag bemühte zusätzlich noch einen fiktionalen Operator, um den Ausschluss realer Individuen als Bezugsobjekte fiktionaler Bezeichnungen zu bewirken und so den Kontrast zu nicht-fiktionalen Bezugnahmen aufrecht zu erhalten – wie sich gezeigt hat, mit mäßigem Erfolg. Der Meinongianer hingegen möchte ohne einen solchen Operator auskommen, tut sich allerdings mit der Erklärung der Asymmetrie zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Bezugnahmen ebenfalls schwer. Die Annahme nicht-existenter Bezugsgegenstände jedenfalls kann diese Anforderung alleine nicht erfüllen. Die Schwierigkeiten haben mit den allgemeinen Grundsätzen zu tun, wonach die Zuweisung nicht-existenter Referenten bei fiktionalen Äußerungen erfolgt.

Betrachten wir die fiktionale Äußerung von (1). Was die Zuweisung eines Referenten in diesem Fall motiviert, ist offenbar der Umstand, dass die Äußerung einen Namen enthält, zusammen mit dem Bedürfnis, die Äußerung wörtlich zu interpretieren. Was die Zuweisung des Referenten allerdings ermöglicht, ist der geradezu unerschöpfliche Vorrat an nicht-existenten Gegenständen – die Syntax fordert einen Referenten, die Ontologie stellt ihn zur Verfügung. Dadurch wird Referenz im Grunde zu einer Trivialität. Angesichts der Vielzahl verfügbarer Bezugsgegenstände wird es für einen fiktionalen Namen wie „Ipmul“ oder „Holmes“ praktisch unmöglich, keinen Bezug zu haben. Die Annahme nicht-existenter Individuen erlaubt es so zwar, fiktionalen Bezeichnungen Referenten zuzuordnen, und trägt damit auch dazu bei, die Wahrheitstauglichkeit fiktionaler Äußerungen zu begründen. Sie hilft uns aber nicht, den besonderen Stellenwert der

fiktionalen Bezugnahme zu erfassen. Denn dieselben Grundsätze, welche fiktionalen Bezeichnungen Referenten bescheren, garantieren, dass jeder andere singuläre Terminus, den wir gemeinhin für leer halten, einen Referenten findet. So wird sich z.B. auch „Reiner Zufall“ in meiner Äußerung von (4) auf ein nicht-existierendes Individuum beziehen, und die Äußerung wird daher als wahr oder falsch zu bewerten sein, je nachdem, ob das nicht-existierende Individuum Reiner Zufall die ihm zugeschriebene Eigenschaft besitzt oder nicht. Die mit „Reiner Zufall“ vorgenommene Bezugnahme ist aber offenkundig keine fiktionale, wie auch die Äußerung selbst keine fiktionale ist. Die Anerkennung nicht-existierender Individuen als Bezugsobjekte mag vielleicht helfen, die Wahrheitstauglichkeit einschlägiger Äußerungen zu erklären; sie trägt jedoch nicht zur Klärung der Frage bei, weshalb wir den Eindruck haben, dass nicht-fiktionale Bezugnahmen reale, existierende Individuen als Referenten hätten haben können, auch wenn sie sich tatsächlich nicht auf solche Individuen beziehen, während dies bei fiktionalen Bezugnahmen offenbar nicht der Fall ist. Letztere Frage hat, wie wir bereits festgestellt haben, mit den unterschiedlichen referentiellen Absichten bzw. mit den unterschiedlichen referentiellen Funktionen zu tun, die den Bezeichnungen in ihren jeweiligen Kontexten zukommen – „Reiner Zufall“ soll in meiner Äußerung von (4) eine reale Person bezeichnen, „Ipmul“ in der fiktionalen von (1) soll es eben nicht. Dieser Punkt scheint zunächst unabhängig von der Annahme nicht-existenter Gegenstände zu sein, und deshalb wird er durch die Annahme nicht unbedingt erhellt.

An und für sich stellt das aber noch kein Problem für den meinongianischen Ansatz dar. Die Erklärung für die Wahrheitstauglichkeit fiktionaler Äußerungen braucht keineswegs mit der Erklärung der Asymmetrie zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Bezugnahmen zusammenzufallen. Die Erklärungen können verschieden sein und sich dennoch ergänzen. Zwar hat der Meinongianer den Zusammenhang zwischen nicht-existenten Gegenständen und der Absicht, sich nicht auf ein reales Individuum zu

beziehen, streng genommen noch nicht erläutert. Aber dieser lässt sich leicht erraten. Sind nicht-existierende Gegenstände nämlich erst einmal als Bezugsobjekte verfügbar, erscheint es ganz natürlich, sich gegebenenfalls nicht auf ein existierendes Individuum beziehen zu wollen, sondern auf ein nicht-existierendes, so wie es ja auch ganz natürlich ist, wenn Bezugsobjekte zweier Geschlechter verfügbar sind, sich nicht auf ein Individuum des einen Geschlechts beziehen zu wollen, sondern auf eines des anderen. Gewissermaßen liefert die Aufnahme nicht-existierender Individuen in die Ontologie so einen Rahmen, in dem die Absicht, sich mit einer Bezeichnung nicht auf ein reales Objekt zu beziehen, eigentlich erst verständlich wird. Damit trägt sie zur Begründung der unterschiedlichen referentiellen Funktionen fiktionaler und nicht-fiktionaler Bezeichnungen bei und darüber vermittelt auch zur Erhellung des Kontrastes zwischen diesen beiden Arten der Bezugnahme.

Dieser Beitrag ist allerdings fragwürdig. Die Annahme nicht-existierender Individuen kann durchaus ein Grund sein, weshalb man einen Personennamen wie „Ipmul“ oder „Holmes“ verwendet und dennoch nicht auf eine reale Person Bezug nehmen möchte. Dies reicht jedoch nicht hin, um zu erklären, weshalb ein solcher Name keine reale Person als Bezugsobjekt hätte haben können. Die Analogie mit geschlechtsdifferenzierenden Bezugnahmen jedenfalls deutet in eine vollkommen andere Richtung. Die Annahme, dass nicht alle Individuen demselben Geschlecht zugehören, ist sicher ein Grund dafür, weshalb jemand eine Bezeichnung in der Absicht verwenden kann, sich auf ein Individuum des einen und nicht des anderen Geschlechts zu beziehen. Doch dies scheint kein Garant dafür zu sein, dass mit der Bezeichnung tatsächlich auch ein Individuum des beabsichtigten Geschlechts herausgegriffen wird. Beispielsweise kann ich mich mit dem Namen „Andrea“ auf eine Frau beziehen wollen und damit aber tatsächlich einen Mann bezeichnen. (Solche Situationen treten nicht nur im Zusammenhang mit Eigennamen auf, die über mehrere Sprachgemeinschaften hinweg gebräuchlich sind, jeweils aber mit

unterschiedlichem Geschlecht assoziiert werden; selbst für Pronomina, deren Genus ja grammatikalisch eindeutig festgelegt ist, lassen sich mit etwas Phantasie einschlägige Verwechslungsszenarien konstruieren.) Trifft die besagte Analogie zu, dann sollte es möglich sein, sich mit einer Bezeichnung auf ein nicht-existierendes Individuum beziehen zu wollen und dennoch auf ein existierendes Individuum zu referieren. Aber genau das ist, wie wir festgestellt haben, im Falle fiktionaler Bezugnahmen ausgeschlossen. Ein fiktionaler Name wie „Ipmul“ oder „Holmes“ hätte sich grundsätzlich nicht auf ein existierendes Individuum beziehen können, und dieser Umstand wird durch die Absicht, sich auf ein nicht-existierendes Individuum zu beziehen, offenbar nicht erklärt. Die Verbindung, die zwischen einer solchen Absicht und der eigentlichen Referenz auf ein derartiges Individuum angenommen wird, scheint nicht stark genug zu sein, um die Asymmetrie zwischen fiktionaler und nicht-fiktionalen Bezugnahme erklären zu können.

Nun ist die hier erwogene Erklärung gewiss nicht die einzig denkbare. Mit der Erklärung wurde versucht, eine Verbindung zwischen der Annahme nicht-existenter Individuen und der besonderen referentiellen Funktion fiktionaler Bezeichnungen, die ja für den Kontrast mit nicht-fiktionalen Bezeichnungen maßgeblich zu sein scheint, herzustellen. Da diese beiden Faktoren aber, wie wir gesehen haben, eigentlich voneinander unabhängig sind, ist es nicht einmal unbedingt erforderlich, eine solche Verbindung herzustellen. Zwar bliebe die Erklärung dann eigentümlich abgeschnitten von der Frage der Wahrheitstauglichkeit fiktionaler Äußerungen, aber das Spektrum an Erklärungsmöglichkeiten würde sich deutlich vergrößern. Glücklicherweise brauchen wir uns hier jedoch nicht auf weitere Spekulationen über derlei Erklärungen zum Kontrast zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Bezugnahmen einzulassen. Denn wie wir noch sehen werden, erweist sich schon die Erklärung, die der Meinongianer für die Wahrheitstauglichkeit fiktionaler Äußerungen angibt, als unbefriedigend. Dies hat zu tun mit der kategorialen Unverträglichkeit bestimmter Prädikate, die wir bereit sind, Dingen im

Rahmen fiktionaler Äußerungen zuzuschreiben und als zutreffend zu bewerten. Angesichts dieser Unverträglichkeit stellt sich die Frage, wie das, was wir mit solchen Äußerungen behaupten, überhaupt durch irgendeinen Gegenstand bewahrheitet werden kann. Bevor wir uns jedoch diesem allgemeinen Problem zuwenden, wollen wir uns noch mit einer dritten gegenstandsorientierten Lösungsvariante befassen, die von diesem Problem noch unmittelbarer betroffen zu sein scheint.

5. Der kreationistische Vorschlag

5.1 Fiktionale Kreaturen

Die in den vorangegangenen zwei Kapiteln diskutierten Interpretationsansätze setzten beide einen vorgefassten Bereich nicht-realer Gegenstände neben dem Bereich realer Gegenstände voraus. Ein nicht-realer Gegenstand wurde zu einem fiktiven Gegenstand, indem ihn der Autor eines fiktionalen Werkes entdeckte bzw. erstmals im Rahmen eines solchen Werkes darauf Bezug nahm. Die so eingeführten fiktiven Gegenstände dienten dann auch als Bezugsgegenstände für fiktionale Äußerungen wie die von (1) und ermöglichten damit die semantische Bewertung dieser Äußerungen. Der dritte gegenstandsorientierte Interpretationsvorschlag indes geht anders vor. Er setzt keine Fülle nicht-realer Objekte voraus. Der Autor eines fiktionalen Werks entdeckt bei der Erstellung seines Werks keine bereits verfügbaren, nicht-realen Gegenstände, die allein durch die Darstellung in einschlägigen Werken fiktionalen Status erlangen können. Vielmehr erschafft er bis dahin nicht vorhandene Individuen und macht sie der Öffentlichkeit zugänglich, indem er im Werk gewisse Charakterisierungen vornimmt und Bezeichnungen einführt. Eben darin besteht auch das Merkmal ihrer Fiktionalität: die neu entstandenen Individuen sind fiktiv, da sie von Autoren fiktionaler Werke bei der Erstellung dieser Werke erschaffen wurden. Das Merkmal bleibt somit zwar etwas Relationales, aber es ist für die Gegenstände, die es besitzen, konstitutiv und nicht nur äußerlich, wie es noch zuvor bei den anderen beiden Ansätzen der Fall war. Unabhängig davon, was Autoren fiktionaler Werke tun und wie ihre Werke aufgenommen werden, lässt sich gar nicht sagen, was die betreffenden Gegenstände eigentlich sind.

Der kreationistische Standpunkt – d.h. der Standpunkt, fiktive Gegenstände seien buchstäblich und wesentlich Erzeugnisse von Autoren fiktionaler Werke – genießt in neuerer Zeit immer größere

Popularität und äußert sich in den unterschiedlichsten Varianten.³⁸ Von „geistigen Kreaturen“, „imaginären Geschöpfen“ und „intellektuellen Artefakten“ ist die Rede, aber auch von „intentionalen Gegenständen“, „bloßen Bezugsobjekten“ und „theoretischen Postulaten“. Die verbale Vielfalt sollte aber nicht über die substantiellen Gemeinsamkeiten hinwegtäuschen. Neben der Annahme, dass fiktive Individuen Autorengeschöpfe sind, gibt es noch weitere ontologische und semantische Voraussetzungen, auf die jede der kreationistischen Varianten verpflichtet ist. So gehen fiktionale Kreationisten, ähnlich wie Meinongianer und anders als fiktionale Possibilianer, allesamt davon aus, dass es sich bei fiktiven Individuen wie Holmes und Ipmul nicht um bloß mögliche, sondern um aktuelle Gegenstände handelt. Doch anders als Meinongianer und ähnlich wie Possibilianer unterstellen Kreationisten, dass fiktive Individuen existieren – dies scheint sich ja unmittelbar aus ihrer Auffassung fiktiver Individuen als kontingenter Autorengeschöpfe zu ergeben.³⁹ Im Unterschied zu Meinongianern und Possibilianern haben Kreationisten aber nicht mehr die Option zu sagen, Holmes und Ipmul seien Personen aus Fleisch und Blut, denn offenbar haben Autoren nicht die Fähigkeit, aktuelle Personen einfach so zum Leben zu erwecken.

38 Zu den Verfechtern der Auffassung gehören u.a. Searle (1974), van Inwagen (1977), Kaplan (1989b), Levinson (1993), Schiffer (1996), Salmon (1998), Thomasson (1999), McGinn (2000), Soames (2002), Predelli (2002), Goodman (2003), Voltolini (2006). Kripke wird nachgesagt (z.B. in Evans 1982 oder Salmon 1998), in seinen unveröffentlichten Locke Lectures 1973 bereits eine Variante des Ansatzes vertreten zu haben.

39 Ausnahmen bilden Fine 1982 und Crittenden 1991. Fine und Crittenden sind fiktionale Kreationisten, halten fiktive Individuen aber dennoch für nicht-existente Gegenstände. Dass etwas kreiert worden ist, muss für sie nicht bedeuten, dass es Existenz erlangt hat; stattdessen kann damit auch gemeint sein, dass es einfach aktual geworden ist. Beide Autoren vertreten eine deflationäre Konzeption fiktiver Gegenstände: fiktive Individuen haben den Status bloßer Bezugsobjekte, die am Ende vermutlich auf die Umstände ihrer Benennung und Beschreibung reduzierbar sind. Eine ähnliche Konzeption scheint auch Künne (1983, Kap. 2, §1, sowie Anhang) zu vertreten. Er hält fiktive Individuen wie Holmes oder Ipmul für nicht-existente Gegenstände und glaubt, dass die Geschichten, in denen sie eingeführt werden, entstehen und somit zeitgebunden sind, was wiederum darauf hindeutet, dass auch fiktive Individuen zeitgebunden sind.

All dies ist mit den bisherigen Beobachtungen zur fiktionalen Bezugnahme zunächst vereinbar: die fiktionalen Namen „Holmes“ und „Ipmul“ beziehen sich in den sie enthaltenden fiktionalen Äußerungen weder auf reale Personen noch hätten sie sich darauf beziehen können; die Individuen, die sie bezeichnen und auch bezeichnen sollen, existieren aktual, sind allerdings keine Personen. Mit der Bereitstellung von Bezugsgegenständen sind im Prinzip auch die Voraussetzungen für eine Erklärung der Wahrheitstauglichkeit fiktionaler Äußerungen geschaffen: demnach müssten die Äußerungen wahr sein, wenn die Bezugsgegenstände die zugeschriebenen Eigenschaften besitzen, und falsch, wenn sie die Eigenschaften nicht besitzen. Die Frage ist allerdings, ob sich aktual existierende Autorengeschöpfe wirklich für diesen Zweck eignen, und wenn sie sich eignen, wie unser Eindruck, dass es fiktive Gegenstände nicht gibt, zu erklären ist.

5.2 Wer kreiert wann und wie?

Im Rahmen des kreationistischen Vorschlags sind fiktionale Werke und die Art und Weise, wie wir damit umgehen, von unmittelbarer und genuiner ontologischer Relevanz. Wir verschaffen uns darüber nicht nur Zugang zu fiktiven Gegenständen, sondern die Natur fiktiver Gegenstände hängt regelrecht davon ab – die Gegenstände spiegeln sich, wenn man so will, in der fiktionalen Praxis nicht (nur) wider, sondern sie sind zugeschnitten auf die fiktionale Praxis.

Nun könnte man meinen, es seien vor allem die Darstellungen der Autoren in den Werken, wovon sich die Annahme und der ontologische Status fiktiver Gegenstände herleitet, bilden sie (die Darstellungen) doch die Grundlage für jede Auseinandersetzung mit fiktionalen Inhalten. Aber das ist nicht unbedingt der Fall. Mit der Behauptung, dass fiktive Gegenstände bei der Erstellung fiktionaler Werke kreiert und dass dabei einschlägige Beschreibungen eingesetzt und fiktionale Bezeichnungen eingeführt werden, ist nicht automatisch gesagt, dass sich die

Beschreibungen und Bezeichnungen in den Werken auch auf die kreierte Gegenstände beziehen. Nach Auffassung vieler Kreationisten ergibt sich das Motiv für die Postulierung fiktionaler Geschöpfe nicht primär aus den Darstellungen bzw. der Interpretation der Werke selbst. Solche Darstellungen lassen sich deuten, ohne die Existenz fiktionaler Geschöpfe annehmen zu müssen. Mit ihnen wird weder ein Anspruch auf Wahrheit erhoben noch fragen wir uns ernsthaft, ob sie wahr sind oder nicht. Daher halten es viele Kreationisten auch nicht für nötig, Darstellungen fiktionaler Werke besondere Bezugsgegenstände zuzuweisen: Arthur Conan Doyle führte zwar, als er die Holmes-Geschichten verfasste, den Namen „Sherlock Holmes“ ein und knüpfte ihn an die Beschreibung eines überaus cleveren Detektivs; er verfolgte damit aber nicht die Absicht, sich ernsthaft auf einen Detektiv zu beziehen; stattdessen gab er damit nur vor, auf einen Detektiv Bezug zu nehmen.

Nach diesem Verständnis entsteht der eigentliche Druck, die Existenz fiktionaler Geschöpfe anzunehmen, erst durch fiktionale Äußerungen, und zwar insbesondere durch externe fiktionale Äußerungen. Wenn jemand etwa sagt, dass Conan Doyle der Schöpfer von Sherlock Holmes ist, dann scheinen wir dies ernst zu nehmen und gemeinhin für wahr zu halten. Die beste und einfachste Erklärung für die Wahrheit dieser Aussage, so die Überlegung, liefert die Annahme eines fiktionalen Geschöpfes, das durch Arthur Conan Doyle zum Leben erweckt wurde. D.h. es sind kompetente und reflektierte Auseinandersetzungen mit fiktionalen Werken und nicht fiktionalen Werke selbst, im Rekurs worauf die Annahme fiktiver Geschöpfe begründet wird. Wäre niemand da, um die Werke zu rezipieren und darüber nachzudenken bzw. sich kritisch darüber auszutauschen, gäbe es auch keinen Anlass anzunehmen, die Autoren der Werke hätten im Rahmen ihrer Arbeit neue Gegenstände erschaffen.

Natürlich lässt sich das Verhältnis werkskonstitutiver Darstellungen und fiktionaler Geschöpfe im Rahmen des kreationistischen Vorschlags auch anders verstehen. Die Annahme

fiktiver Geschöpfe mag zwar primär durch die Deutung fiktionaler Äußerungen motiviert sein; es fragt sich aber, weshalb eine ontologisch derart kostspielige Investition nicht überall dort zum Tragen kommen sollte, wo sie auch von Nutzen sein kann – z.B. bei der Bestimmung des semantischen Inhalts werkskonstitutiver Darstellungen. Fiktionale Namen wie „Holmes“ oder „Ipmul“ können demnach auch in werkskonstitutiven Darstellungen fiktive Individuen bezeichnen, nur wird dabei so getan, als handle es sich nicht um Autorengeschöpfe, sondern um Personen aus Fleisch und Blut. Dieser Schritt macht es leichter, die inhaltliche Kontinuität zwischen diversen fiktionalen Werken und insbesondere zwischen fiktionalen Werken und der sich daran anschließenden fiktionalen Rede nachzuvollziehen, und das scheint die Erklärung unserer fiktionalen Praxis insgesamt zu vereinfachen und zu vereinheitlichen.⁴⁰

Ob Autoren mit den fiktionalen Bezeichnungen in Werken nun selbst auf fiktive Gegenstände Bezug nehmen oder stattdessen solche Bezugnahmen in späteren fiktionalen Äußerungen nur ermöglichen, lässt sich durch die Betrachtung der Darstellungen in fiktionalen Werken allein jedenfalls nicht entscheiden. Dasselbe gilt, wie gesagt, für die Bestimmung des ontologischen Status fiktiver Gegenstände. Dass fiktive Gegenstände Geschöpfe von Autoren fiktionaler Werke sind, geht aus den werkskonstitutiven Darstellungen nicht direkt hervor. Dies ergibt sich nach Auffassung vieler fiktionaler Kreationisten nur aus der Betrachtung von Reaktionen und Urteilen, die über die in fiktionalen

⁴⁰ Diese Position vertreten z.B. Thomasson (1999, 2003) und Predelli (2002). Die andere, vorangegangene Variante wird u.a. in Searle 1974, van Inwagen 1977, Kaplan 1989b, Schiffer 1996, oder Voltolini 2006 unterstützt (den Ausführungen in Salmon 1998 und van Inwagen 2003 zufolge setzte sich Kripke in seinen *Locke Lectures* 1973 ebenfalls für letztere Variante ein). Salmon (1998) wiederum bestreitet, dass Autoren fiktionaler Werke mit den fiktionalen Bezeichnungen in ihren Darstellungen genuine Bezugnahmen vornehmen, da er bestreitet, dass sie die Bezeichnungen im eigentlichen Sinne verwenden (statt nur vorgeben, sie zu verwenden). Er glaubt aber, dass durch die spätere Bezugnahme in fiktionalen Äußerungen auch die entsprechenden Ausdrücke in den Werken – gewissermaßen nachträglich und ohne Zutun der Autoren – zu genuin verwendeten Bezeichnungen werden und referenziellen Status erlangen.

Werken dargestellten Verhältnisse hinausgehen. Solche Urteile legen z.B. auch nahe, dass fiktive Individuen keine zeitlosen, sondern zeitgebundene Entitäten sind, d.h. dass sie zu bestimmten Zeitpunkten oder in bestimmten Zeiträumen entstehen und später vielleicht auch wieder vergehen.⁴¹ Behauptete jemand etwa, Aristoteles sei ein großer Verehrer Sherlock Holmes' gewesen, dann machte uns das stutzig und wir würden klarstellen, dass es zu Aristoteles' Zeiten noch keinen Sherlock Holmes gegeben habe, da die Figur erst sehr viel später entstanden ist. Die Entstehung und vor allem Identität der Individuen scheint wiederum an die schöpferische Aktivität bestimmter Personen geknüpft zu sein. Die Entstehung von Holmes wird beispielsweise mit der schriftstellerischen Tätigkeit Arthur Conan Doyles in Verbindung gebracht. Wenn Conan Doyle nicht geschrieben hätte, was er geschrieben hat, wäre Sherlock Holmes nicht entstanden bzw. er wäre nicht das geworden, was er ist. Angenommen, es stellte sich heraus, dass ein Teil der Holmes-Geschichten nicht von Arthur Conan Doyle, sondern von einer gewissen Anna Semloh geschrieben worden ist und dass diese von Conan Doyle und dessen Werk keine Notiz genommen hat: in dem Fall würden wir sagen, die Geschichten handelten von *zwei* brillanten Detektiven, von Conan Doyles' Holmes und von Semlohs Holmes, anstatt nur von einem. Selbst qualitative Ähnlichkeiten scheinen in dem Zusammenhang eine geringere Rolle zu spielen als die konkreten Umstände der Entstehung. Hätte Semloh die Geschichten Conan Doyles gekannt und sich zum Ziel gesetzt, eine Reihe eigenständiger Geschichten zu verfassen, die Wort für Wort mit jenen Conan Doyles übereinstimmen (wie Borges' Pierre Menard dies ja im Hinblick auf Cervantes' *Don Quixote* unternommen hat), dann wäre bei Gelingen des Projekts ein fiktives Individuum entstanden, das von Conan Doyles Holmes vielleicht qualitativ kaum zu unterscheiden, aber gleichwohl neu ist. Es sind Beobachtungen dieser Art, die Anlass dazu

⁴¹ Die Frage, ob fiktive Gegenstände, nachdem sie erschaffen wurden, irgendwann einmal auch wieder von der Bildfläche verschwinden (etwa nachdem alle Erinnerung und alles, was an sie erinnern könnte, verschwunden ist), ist kontrovers. Vgl. dazu die Diskussion in Thomasson 1999 und Voltolini 2006, Kap. 3.4.

geben, unsere Rede von fiktiven Gegenständen als Autorengeschöpfen ernst zu nehmen und für eine kreationistische Konzeption dieser Gegenstände einzutreten.

Ein fiktives Individuum zu kreieren heißt nun allerdings nicht, wie man zunächst vielleicht vermuten könnte, einen neuen Gegenstand in eine mögliche oder rein fiktive, nicht-aktuale Welt zu setzen. Nach Auffassung fiktionaler Kreationisten befinden sich fiktive Geschöpfe keineswegs in anderen Welten, sondern sind ebenso wie ihre Schöpfer Angehörige unserer eigenen Welt. D.h. es handelt sich um aktuelle Individuen, die aus aktuellen Schöpfungsakten oder -vorgängen hervorgehen. Vergleichbares gilt in Bezug auf die Frage der Existenz: es gibt keinen gesonderten Bereich nicht-existenter Individuen, der die Erzeugnisse autorialer Schöpferakte umfasst; die Individuen, die durch Autoren fiktionaler Werke erzeugt werden, sind Gegenstand literatur- bzw. kunstwissenschaftlicher Untersuchungen und existieren, ebenso wie Gesetze oder Quanten existieren und Gegenstand rechtswissenschaftlicher bzw. naturwissenschaftlicher Untersuchungen sind.

Auch wenn es zunächst nicht den Anschein haben mag, lassen sich diese Annahmen mit unseren Ausgangsbeobachtungen zur fiktionalen Bezugnahme und zum ontologischen Status fiktiver Individuen in Einklang bringen. Eine entscheidende Rolle spielt dabei, dass die Individuen nicht konkret, sondern abstrakt sind und sich grundsätzlich dem Zugriff durch die Sinne entziehen. Als Conan Doyle Sherlock Holmes erschuf, erschuf er keinen Detektiv aus Fleisch und Blut, dem wir persönlich begegnen könnten – dazu sind selbst Autoren nicht imstande. DoYLES Holmes ist ein abstraktes Geschöpf, das keine sinnlich erfahrbaren Merkmale besitzt. Dies ermöglicht es fiktionalen Kreationisten, unseren Eindruck, dass es Holmes nicht wirklich gibt, zu erklären, ohne die Existenz von Holmes leugnen zu müssen. Denn der Eindruck gründet sich im Wesentlichen darauf, dass wir Holmes nicht empirisch fassen bzw. aufspüren können, und das wird durch den kreationistischen Vorschlag bestätigt. Die Existenz des abstrakten

Geschöpfes Holmes erweist sich so als verträglich mit der Nicht-Existenz des Detektivs Holmes. Auf dieselbe Weise wird im Grunde auch die Spannung zwischen der angenommenen Aktualität fiktiver Gegenstände und der Einsicht, dass ein fiktionaler Name wie „Holmes“ sich auf niemanden bezieht bzw. hätte beziehen können, aufgelöst. Denn auch im Rahmen des kreationistischen Vorschlags gilt, dass es bei der Einführung des Namens „Holmes“ weder eine faktische Verbindung zu einer bestimmten aktuellen Person gab noch die Absicht bestand, sich auf eine solche zu beziehen. Dies schließt aber abstrakte aktuelle Geschöpfe als Bezugsgegenstände fiktionaler Namen in fiktionalen Äußerungen keineswegs aus.

Doch damit sind längst nicht alle Fragen vom Tisch. Wir wissen z.B., was es heißt, konkrete Artefakte herzustellen, und gehen davon aus, dass es sich dabei um kausale Vorgänge mit sinnlich erfahrbaren Erzeugnissen handelt. Mit abstrakten Individuen kann es offenbar aber keinen kausalen Kontakt geben. Wie hat man sich angesichts dessen den Herstellungsvorgang hier zu denken? Und wie kann die Existenz abstrakter Entitäten überhaupt von konkreten Personen und Vorgängen abhängen? Neben diesen metaphysischen Unklarheiten hinterlässt die Abstraktheit fiktiver Gegenstände offensichtlich auch psychologische bzw. semantische Schwierigkeiten. Wenn nämlich unser Eindruck, dass es fiktive Gegenstände nicht gibt, wirklich damit zu tun hat, dass sie abstrakt sind, weshalb haben wir diesen Eindruck dann nicht bei allen abstrakten Gegenständen? Und (diese Frage ist längst überfällig) wenn fiktive Geschöpfe tatsächlich abstrakt sind, wie ist dann überhaupt die Wahrheit interner Äußerungen zu erklären, in denen fiktiven Geschöpfen personen- oder körperbezogene Merkmale zugeschrieben werden?

5.3 Kreierte Abstrakta

Die Idee, dass fiktive Gegenstände abstrakte Autorengeschöpfe sind, ist

ontologisch zumindest in zweierlei Hinsicht kontrovers. Zum einen bedeutet es, dass die Existenz abstrakter Entitäten zeitgebunden ist, und diese Vorstellung kann befremdlich wirken, zumal wenn man an paradigmatische abstrakte Entitäten wie Universalien oder Zahlen denkt, die zeitlos sind und weder entstehen noch vergehen. Zum anderen ist unklar, wie abstrakte Gegenstände sich erschaffen lassen vor dem Hintergrund, dass das Erschaffen eines Gegenstands beinhaltet, seine Entstehung zu bewirken. Konkrete Gegenstände wie Tische entstehen in der Regel, indem sie aus einzelnen Bestandteilen zusammengefügt werden, doch dieses Modell ist nicht ohne Weiteres auf abstrakte fiktive Objekte übertragbar: es ist eine Sache, einzelne Worte, Farben, Bilder usw. zu einem Text, Gemälde, Film oder Darstellungen anderer Art zu komponieren, aber das scheint nicht dasselbe zu sein wie ein abstraktes fiktives Objekt zusammenzustellen, nicht zuletzt deshalb, weil abstrakte Gegenstände in keine mechanischen Beziehungen oder allgemein in keine Ursache-Wirkungsrelationen eintreten können.

Fiktionale Kreationisten sehen hier jedoch kein besonderes Problem. Es sei überhaupt nicht ungewöhnlich, gewisse abstrakte Gegenstände als menschliche Erzeugnisse aufzufassen. Neben ewigen oder zeitlosen Entitäten wie Zahlen und Universalien kennen wir eine Vielzahl abstrakter Gegenstände, die intersubjektiv zugänglich und zeitlich gebunden zu sein scheinen. So schmieden wir z.B. Pläne, spielen Spiele und schließen Ehen. Wir führen Währungen ein, verabschieden Gesetze und gründen Staaten. Diese sowie viele andere gesellschaftliche Institutionen werden bei ganz konkreten Anlässen durch konkrete autorisierte Individuen ins Leben gerufen. Und ähnlich wie sich fiktive Gegenstände in konkreten fiktionalen Werken offenbaren, manifestieren sich diese anderen abstrakten institutionellen Geschöpfe in konkreten Gegenständen wie Banknoten, schriftlichen oder bildlichen Urkunden und Dokumenten, sowie dergleichen mehr. Der Unterschied zwischen fiktiven Gegenständen und den anderen zeit- bzw. geistabhängigen abstrakten Objekten liegt u.a. in den unterschiedlichen Praktiken, in die sie eingebunden sind und durch die

sie individuiert werden.

Auch der Zusammenhang zwischen fiktionalen Geschöpfen und Kausalität bzw. Komponierbarkeit ist längst nicht so eindeutig, wie es oben dargestellt wird. Die Schwierigkeit sollte nicht von der Frage abhängen, ob abstrakte Individuen überhaupt verursacht werden bzw. die Relata von Kausalbeziehung bilden können oder nicht, denn Kreationisten brauchen fiktionale Geschöpfe nicht als Relata von Kausalbeziehungen zu betrachten. Wenn überhaupt, dann ist es die Entstehung eines fiktionalen Geschöpfs, das durch die Tätigkeit des Autors bewirkt wird, und dabei handelt es sich um ein Ereignis und kein Individuum. Was aber problematisch sein soll an der Vorstellung, dass Ereignisse, die abstrakte Entitäten involvieren, in Ursache-Wirkungsbeziehungen eintreten können, wäre erst noch zu klären. Wenn man z.B. unterstellt, dass an jedem Ereignis ohnedies irgendeine Eigenschaft oder Beziehung beteiligt ist, dann ergibt sich, dass abstrakte Entitäten bei allen Ereignissen involviert sind, und das würde die Frage nach der kausalen Relevanz von Ereignissen wie dem der Entstehung eines fiktionalen Geschöpfs deutlich entschärfen.⁴² Im Übrigen ist es nicht erforderlich, abstrakte fiktive Gegenstände als (Komponenten von) Relata von Kausalbeziehungen aufzufassen, jedenfalls nicht, um sie als kreierte Komposita begreifen zu können: es genügt, wenn das, was fiktionale Geschöpfe repräsentiert, Kausalbeziehungen eingeht. Wenn zugestanden ist, dass komplexere Darstellungen kausal aus ihren Bestandteilen zusammengesetzt werden, weshalb sollte dann nicht zugestanden werden, dass sich das, was durch die Bestandteile repräsentiert oder ausgedrückt wird, ebenfalls zu einer komplexeren Einheit zusammenfügen kann (oder zumindest als Funktion dessen verstanden werden kann, was durch die Bestandteile repräsentiert wird)? Durch das Zusammenfügen der repräsentierenden Bestandteile zu einer

⁴² Kim (1993) zufolge lassen sich Ereignisse beispielsweise als geordnete Tripel aus Individuen, Eigenschaften und Zeiten auffassen. Wenn wir Mengen oder mengentheoretische Konstrukte überdies als abstrakte Entitäten begreifen, dann wären Ereignisse unter solchen Konzeptionen sogar selbst als abstrakte Entitäten einzustufen (siehe z.B. Lewis 1986, 83f.).

komplexeren Darstellung würde sich das Repräsentierte also indirekt ebenfalls zu einer neuen Einheit zusammenfügen (im einfachsten Fall wäre ein fiktionales Geschöpf vielleicht als ein Bündel von Eigenschaften aufzufassen, die die ihm durch den Autor zugeschriebenen Prädikate ausdrücken).

Doch es erscheint müßig, sich auf derartige Diskussionen einzulassen, wenn erst gar nicht akzeptiert wird, dass die Schöpfungsrelation im Falle fiktionaler Geschöpfe in kompositorischen oder kausalen Begriffen verstanden werden muss. Bei konkreten Erzeugnissen wie Tischen mag die erfinderische Tätigkeit die Entstehung des Produkts vielleicht durch Komposition bewirken. Aber es erscheint unangemessen, ähnlich mechanistische Erklärungen bei abstrakten Geschöpfen zu erwarten. Dies hieße doch nur, abstrakte Gegenstände und Verhältnisse konkreten ungebührlich anzugleichen. Wenn schon daran festgehalten wird, dass das Erschaffen eines Gegenstandes im Grunde immer ein kausaler Vorgang sein muss, dann nur vor dem Hintergrund eines offeneren Verständnisses von Kausalität, das sich nicht allein am Modell der Erzeugung konkreter Objekte orientiert. Die Alternative dazu bestünde darin, die Beziehung nicht immer nur als eine kausale, sondern gegebenenfalls auch als eine begriffliche oder logische aufzufassen. Dafür spricht folgende Überlegung.

Offenbar haben wir keine Mühe, von der Behauptung eines Satzes wie

- (5) Doyle führte den Namen „Sherlock Holmes“ in seinen Kriminalgeschichten ein

überzugehen zur Behauptung eines Satzes wie

- (6) Doyle kreierte Sherlock Holmes.

Um von (5) auf (6) zu schließen, brauchen wir keinerlei empirische

Untersuchungen anzustellen, es genügt, dass wir die beiden Sätze verstehen. Während (5) aber lediglich von Doyles Umgang mit dem Namen „Sherlock Holmes“ handelt, ist in (6) die Rede von Doyles Verhältnis zum Individuum Sherlock Holmes. Diese Art von semantischem Abstieg ist in anderen Fällen nicht möglich. Wird etwa in einem Tatsachenbericht der Name „Aristoteles“ gebraucht, sind wir weit davon entfernt zu folgern, der Berichterstatter habe einen entsprechenden Referenten kreiert. Offenbar gewährt die Sprache im Rahmen der fiktionalen Rede einen gewissen metaphysischen Zug. Sie gestattet es, einen bestimmten Gegenstand zu postulieren, der dann zum Produkt eines schöpferischen Vorgangs erklärt wird. Dies kann als Beleg dafür genommen werden, wie niedrig die Existenzanforderungen im Falle fiktiver Geschöpfe eigentlich sind: für die Existenz eines solchen Geschöpfs reicht es logisch hin, einen neuen Namen in einem fiktionalen Werk einzuführen – es bedarf keines unmittelbaren kausalen Kontakts zwischen Autor und dem Geschöpf selbst. Angesichts dessen wäre es naiv zu glauben, man könne sich der ontologischen Verpflichtung auf fiktive Geschöpfe entledigen, indem man versucht, Äußerungen wie die von (6), in denen explizit darauf Bezug genommen wird, zugunsten von Äußerungen wie der von (5) aus dem fiktionalen Diskurs zu verbannen, denn deren Wahrheit schließt die Existenz fiktiver Geschöpfe bereits stillschweigend ein.⁴³

Trotz all dem könnten grundsätzliche Skrupel bleiben, das

43 Vgl. z.B. Thomasson 2003, Abschn. 2. Schiffer (1996) nennt Übergänge wie die von (5) auf (6) „pleonastische“ Paraphrasen. Voltolini (2006, Kap. 3.2, insbes. Anm. 23 und 24) bezweifelt, dass die Einführung fiktionaler Bezeichnungen anhand vorgeblicher Bezugnahmen und Beschreibungen in einem Werk allein schon hinreicht, um fiktive Gegenstände zu kreieren. Was über diese Art von Prozess hinaus für die Erschaffung fiktiver Gegenstände aus seiner Sicht noch erforderlich ist, ist eine Menge von Eigenschaften, die der einführenden Beschreibung korrespondiert und durch diese mobilisiert wird. Nach seiner Auffassung wird ein fiktiver Gegenstand durch diese beiden Komponenten – die jeweilige Art von Einführungsprozess und die dadurch mobilisierte Menge von Eigenschaften – auch konstituiert. Die Frage dabei ist allerdings, welcher Art die Mobilisierungsbeziehung sein muss, um bewirken zu können, dass zwei vollkommen unterschiedliche abstrakte Entitäten zu einer dritten zusammenzufügen.

Verhältnis zwischen Autoren und fiktiven Gegenständen im Sinne einer Erzeugung zu verstehen. Der Verweis auf andere vermeintlich durch uns erschaffene abstrakte Gegenstände wie z.B. Pläne liefert keinen zwingenden Beleg. Selbst wenn wir einen Plan als einen abstrakten Gegenstand auffassen und sagen, wir hätten ihn in einem bestimmten Zeitraum entwickelt, bleibt fraglich, ob es wirklich der abstrakte Gegenstand selbst ist, den wir hervorgebracht haben, oder nicht vielmehr eine konkrete Instanz davon. Oder wenn wir eine Schachpartie spielen, die so vorher noch nicht gespielt wurde: es scheint zumindest ebenso plausibel, hier von der Beschreitung eines unentdeckten, aber schon vorhandenen Weges zu sprechen wie von der Erschaffung eines neuen, noch nicht da gewesenen. D.h. es gibt stets die Alternative, die nicht-fiktionalen Beispiele so zu verstehen, als manifestiere sich die Entdeckung eines ewig existierenden, platonischen abstrakten Gegenstands in der konkreten Erzeugung einer seiner Instanzen. Doch wenn es keinen klaren nicht-fiktionalen Fall gibt, in dem ein abstrakter Gegenstand kreiert wird, weshalb sollte dies dann für fiktionale Fälle zutreffen? Da außer dem Verweis auf die nicht-fiktionalen Fälle keine weiteren Anhaltspunkte gegeben werden, bleibt kontrovers, ob fiktive Gegenstände wirklich erzeugt werden können anstatt, wie im meinongianischen Modell, lediglich entdeckt zu werden.⁴⁴

Allein solche Skrupel ergeben noch keinen Einwand. Denn auf alternative Optionen hinzuweisen heißt noch nicht, den Vorschlag selbst auszuhebeln. Die Idee besteht ja gerade darin, sich vom vorherigen Modell zu distanzieren und es durch ein plausibleres zu ersetzen. Ginge man davon aus, fiktive Gegenstände seien zeitlos und würden irgendwann entdeckt, dann wäre es schwer zu erklären, warum es nur die entdeckten geben sollte und die unentdeckten nicht. Nimmt man erst einmal an, Sherlock Holmes sei ein zeitloses abstraktes Individuum, welchen Grund hat man dann, die Existenz seines 12. oder 18. Bruders zu leugnen, der ja auch nur ein abstraktes Individuum wäre und sich von

⁴⁴ Einen ähnlichen Punkt machen z.B. Yagisawa (2001) und van Inwagen (2003), wenn sie den Ansatz von Thomasson (1999) kritisieren.

Holmes u.a. eben dadurch unterschiede, dass er unentdeckt geblieben ist? Wenn es Holmes immer schon gegeben hat und mithin auch dann gegeben hätte, wenn niemand ihn entdeckt hätte, wie sollte sich der Eintritt unzähliger anderer noch unentdeckter Artgenossen in unsere Ontologie unterbinden lassen? Solche Gegenstände sind billig und unaufdringlich: sie nehmen keinen Platz weg und behelligen uns in keinsten Weise – es macht keinen Unterschied, ob sie da sind oder nicht, solange wir sie nicht entdecken. Um sich ihrer zu entledigen, bedürfte es daher eines unabhängigen Individuationsprinzips, aus dem erhellt, weshalb Holmes zum Bestand der von uns angenommenen Gegenstände gehören sollte und sein 18. Bruder etwa nicht, und es ist alles andere als offensichtlich, wie ein solches Prinzip aussehen könnte. Der gegenwärtige Vorschlag hingegen vermeidet dieses Problem. Da abstrakte Gegenstände hier nicht alle zeitlos sein müssen, können manche von ihnen an geistige Schöpfungsakte in der Zeit gebunden sein. Diese Schöpfungsakte lassen sich als Kriterium verwenden, um zu erklären, weshalb wir Gegenstände wie Sherlock Holmes in unsere Ontologie aufnehmen sollten und andere, unentdeckte fiktive Gegenstände nicht. Die Bindung gewisser abstrakter Gegenstände an die Zeit bzw. den Geist scheint der Preis zu sein, den man bezahlt, um der Ausbreitung beliebiger abstrakter bzw. fiktiver Gegenstände einen Riegel vorzuschieben, und eben das war eines der Hauptmotive des gegenwärtigen Ansatzes.

Ist dieser Preis zu hoch? Zwar tritt nun zu einer ungeklärten epistemologischen Beziehung eine metaphysische hinzu – abstrakte Gegenstände werden nicht nur entdeckt, sondern zum Teil eben auch erschaffen –, und dies geht auf Kosten der theoretischen Transparenz. Andererseits wird durch die Unterscheidung zwischen zeitlosen und zeit- bzw. geistgebundenen abstrakten Gegenständen der Bestand an abstrakten Gegenständen nicht nur drastisch verringert; die Unterscheidung ermöglicht es darüber hinaus auch, die intuitive Differenz zwischen objektiven oder universellen abstrakten Gegenständen, wie z.B. Zahlen, und solchen, die beliebiger und weniger

robust erscheinen, wie z.B. Pläne oder Ehen, theoretisch einzulösen. Dies würde die Kosten, die durch die Forderung einer zusätzlichen, gleichsam primitiven Schöpfungsrelation entstehen, aufwiegen. Falls fiktive Individuen also tatsächlich als abstrakte Gegenstände einzustufen wären, stellt die Annahme zeitgebundener Abstrakta gegenüber der Annahme zeitloser Abstrakta eine genuine, ernst zu nehmende Alternative dar.

5.4 Abstraktheit und Realität

Mehr Schwierigkeiten als die Vorstellung, dass fiktive Individuen zeitgebunden sind und durch konkrete schöpferische Akte entstehen können, bereitet vielleicht die kreationistische Erklärung dafür, weshalb wir den Eindruck haben, solche Individuen existierten nicht. Wie wir gesehen haben, sind fiktive Geschöpfe wie Holmes und Ipmul nach Auffassung fiktionaler Kreationisten keine bloß möglichen oder nicht-existenten Objekte, sondern ebenso real wie alles andere, was sich in unserer Welt befindet. Wenn wir solche Individuen dennoch nicht für real halten, dann wird das darauf zurückgeführt, dass sie abstrakt sind und sich unserer Wahrnehmung entziehen.

Sollte die Abstraktheit der Gegenstände aber tatsächlich die Antwort auf die Frage liefern, weshalb wir den Eindruck haben, dass es fiktive Individuen wie Holmes und Ipmul nicht gibt, dann müssten wir denselben Eindruck auch in Bezug auf die Existenz anderer abstrakter Entitäten wie z.B. natürlicher Arten oder Zahlen haben, an die die fiktiven Individuen hier ja ontologisch angeglichen werden. Für jemanden mit ausgeprägten nominalistischen Neigungen mag dies vielleicht sogar stimmen, und zwar womöglich aus demselben Grund, auf den fiktionale Kreationisten den Eindruck der Nicht-Existenz im Falle fiktiver Geschöpfe zurückführen: abstrakte Entitäten sind prinzipiell nicht wahrnehmbar. Aber viele von uns, die diese Neigungen und die grundsätzlichen Vorbehalte gegen abstrakte Entitäten nicht

teilen, sehen hier einen Unterschied und tun sich schwer, fiktiven Gegenständen Existenz zuzugestehen. Dass es so etwas wie Zahlen oder natürliche Arten gibt, erscheint hingegen weit weniger fragwürdig. Dies deutet aber darauf hin, dass die kreationistische Erklärung des Eindrucks der Nicht-Existenz fiktiver Individuen inadäquat ist oder zumindest relevante Aspekte auslässt.

Possibilianer und Meinongianer sehen sich mit derartigen Problemen nicht konfrontiert. Sie lassen Raum in ihrer Ontologie für nicht-reale Objekte, bzw. sie bemühen sich darum, die Annahme nicht-realer Objekte ontologisch zu begründen, und können sich auf diese ontologischen Voraussetzungen berufen, um unseren Eindruck der Nicht-Existenz zu erklären. So kann sich eine normale Korrelation ergeben zwischen Gegenständen, die nicht real erscheinen, und Gegenständen, die nicht real sind. Kreationisten hingegen behandeln fiktive Individuen als reale Gegenstände. D.h. im Unterschied zu den anderen beiden Ansätzen sind es hier reale und keine nicht-realen Objekte, die den Eindruck erwecken, nicht real zu sein, und diese Unregelmäßigkeit gilt es zu erklären. Da unklar ist, was es für einen Gegenstand heißen könnte, etwas Nicht-Reales zu sein (es sei denn, die Ontologie sähe andere, nicht-fiktive nicht-reale Gegenstände vor), liegt die Schwierigkeit vor allem darin, diejenigen Merkmale bei realen Gegenständen auszumachen, die den Eindruck der Nicht-Existenz spezifisch stützen. Genauer, es sollte erläutert werden, weshalb es diese Merkmale sind und nicht andere, die den Eindruck stützen. Das Merkmal der Abstraktheit scheint diese Anforderungen nicht zu erfüllen, da es sowohl solchen Gegenständen zukommt, die den Eindruck der Nicht-Existenz erwecken, als auch solchen, die es eben nicht tun.

Man könnte versucht sein, den kreationistischen Erklärungsvorschlag zu ergänzen oder zu verbessern, indem man auf ein zusätzliches Merkmal fiktiver Individuen verweist, das sie von anderen abstrakten Gegenständen wie Zahlen oder natürlichen Arten abhebt und das für den Eindruck der Nicht-Existenz mit verantwortlich sein könnte.

Das Merkmal, das sich hier anbietet, ist das der Kreiertheit: bei fiktiven Individuen handelt es sich um von Autoren erschaffene, bloß erdachte Gegenstände, wohingegen Zahlen und natürliche Arten unabhängig von uns existieren. Fiktive Individuen werden daher als etwas empfunden, das unserer Kontrolle untersteht und durch uns bzw. ihre Urheber beliebig manipulierbar ist, während nicht-kreierte abstrakte Gegenstände sich hier als resistent erweisen und sich unserem Einfluss entziehen. Aus diesem Grund nehmen wir geistunabhängige abstrakte Gegenstände wie Zahlen und natürliche Arten in größerem Maße ernst und billigen ihnen einen anderen ontologischen Stellenwert zu als fiktiven Geschöpfen.

Doch man muss nicht lange suchen, um zu sehen, dass diese Ergänzung nicht weit trägt. Zu erschaffenen abstrakten Gegenständen zählen u.a. auch solche Dinge wie gesetzliche Vorschriften oder individuelle Pläne. Sie besitzen die Kombination von Merkmalen, die hier eigentlich den Eindruck der Nicht-Existenz erklären sollten, werden von uns aber offenbar im selben Sinne ernst genommen und für real gehalten wie natürliche Arten oder Zahlen. Denn wir richten uns nach den Vorgaben akzeptierter Gesetze und Pläne, um gesellschaftliche und persönliche Angelegenheiten zu regeln und zu bewältigen, ebenso wie wir uns die Kenntnis komplexer Zahlenverhältnisse zunutze machen, um natürliche oder soziale Vorgänge besser zu erfassen. Hingegen scheint nichts im praktischen Alltag (abgesehen vielleicht vom fiktionalen Diskurs selbst) davon abzuhängen, wie sich abstrakte fiktive Geschöpfe zueinander verhalten, und diese Asymmetrie schlägt sich in unserer Einschätzung des ontologischen Stellenwerts der Gegenstände nieder. Offenbar lässt sich der Eindruck der Nicht-Existenz also nicht auf die Kombination von Abstraktheit und Kreiertheit zurückführen, denn sonst läge er nicht nur bei fiktiven Individuen, sondern auch bei Gesetzen oder Plänen gleichermaßen vor.

Der kreationistische Ansatz ist allerdings keineswegs darauf festgelegt, den Eindruck der Nicht-Existenz auf die Abstraktheit, oder überhaupt die Natur fiktiver Gegenstände zurückzuführen. Eine andere, mehr versprechende Strategie bestünde z.B. darin, den Eindruck der

Nicht-Existenz an die Art und Weise zu knüpfen, wie wir auf fiktive Gegenstände Bezug nehmen bzw. wie wir solche Bezugnahmen aufnehmen, was wiederum voraussetzen würde, dass sich die Bezugnahme im fiktionalen Fall grundsätzlich vom nicht-fiktionalen Fall unterscheidet. Damit käme die Erklärung in die Nähe des noch zu besprechenden gegenstandsabgewandten Ansatzes. Diese Annäherung wird, wie es scheint, durch den nächsten Punkt noch stärker unterstützt.

5.5 Zur Beschaffenheit fiktionaler Kreaturen

Der noch ausstehende Punkt, dessen Besprechung längst überfällig ist, ist semantischer Natur. Das Problem stellt sich ganz einfach dar. Wenn Ipmul keine konkrete Person ist, sondern ein abstraktes Geschöpf, dann kann dieses Geschöpf nicht wohlhabend sein, oder männlich, oder ein Prinz, denn solche Eigenschaften kommen nur konkreten Individuen zu. Wie aber lässt sich dann die Wahrheit interner fiktionaler Äußerungen wie der von (1) erklären? Es scheint, als würde der Spielraum, den die Annahme fiktiver Geschöpfe für die Semantik fiktionaler Äußerungen zunächst eröffnet, durch die Abstraktheit der Geschöpfe gleichsam wieder verbarriadiert. Die Verfügbarkeit von Referenten ermöglicht es einerseits, den Wahrheitsanspruch fiktionaler Äußerungen zu begründen, doch die Beschaffenheit der Referenten hebt diese Möglichkeit andererseits unmittelbar wieder auf. Als abstrakte Individuen können Ipmul oder Holmes viele der Eigenschaften, die ihnen in den einschlägigen fiktionalen Werken und der sich daran anschließenden fiktionalen Rede zugeschrieben werden, nicht besitzen. Infolgedessen bleibt auch schleierhaft, weshalb fiktionale Äußerungen wie die von (1) wahr und die von (2) falsch sein sollten. Da Ipmul ein abstraktes Individuum ist, handelt es sich beide Male gleichermaßen um eine Fehlprädikation, und das heißt, dass keine der beiden Äußerungen wahr sein kann. Die angebotene Erklärung ist daher unzulänglich – nicht deshalb, weil es keine Referenten gibt, sondern weil die Referenten die

ihnen zugeschriebenen Eigenschaften nicht besitzen.

Vorderhand ließe sich dem Problem begegnen, indem man die problematischen Äußerungen einfach neu interpretiert. Wann immer es den Anschein hat, als würde einem fiktiven Gegenstand eine Eigenschaft zugeschrieben, die ein abstrakter Gegenstand so nicht besitzen kann, ist die Zuschreibung nicht als eine Prädikation im herkömmlichen Sinn zu verstehen. Denn neben den Eigenschaften, die ein fiktiver Gegenstand besitzt, könnte es auch Eigenschaften geben, die der Gegenstand nur quasi-besitzt. Oder es könnte alternativ dazu auch Quasi-Eigenschaften geben, die der Gegenstand besitzt. In beiden Fällen würde das oben angesprochene Problem umgangen, da es nun möglich wäre, einen Unterschied zu machen zwischen intuitiv wahren und falschen fiktionalen Äußerungen. Denn die fiktionalen Äußerungen von (1) und (2) wären nun keinesfalls mehr beide als Fehlprädikationen einzustufen. Die Äußerung von (1) könnte nämlich deshalb als wahr gewertet werden, weil dem fiktiven Gegenstand Ipmul eine Eigenschaft zugeschrieben wird, die er, wenn schon nicht besitzt, so doch zumindest quasi-besitzt; hingegen wäre die Äußerung von (2) als falsch zu werten, weil Ipmul die zugeschriebene Eigenschaft weder besitzt noch quasi-besitzt. Alternativ dazu könnte die Äußerung von (1) auch für wahr erklärt werden, weil Ipmul die dabei zugeschriebene Quasi-Eigenschaft besitzt, wohingegen sich die Äußerung von (2) als falsch herausstellen würde, da Ipmul die zugeschriebene Quasi-Eigenschaft nicht besitzt. Durch diesen Zug wäre die Erklärung wieder differenziert genug, um die fraglichen Unterschiede zu erfassen.⁴⁵

Nun kann man freilich versuchen, die Unzulänglichkeit einer

⁴⁵ Diese Art, mit dem Problem umzugehen, die uns von der Diskussion des meinongianischen Ansatzes her vertraut ist (siehe insbesondere Abschnitt 4.3 oben), wurde in unterschiedlichen Varianten in van Inwagen 1977, Salmon 1998, Thomasson 1999 oder Voltolini 2006 unterstützt. Statt von „Quasi-Eigenschaften“ oder vom „Quasi-Besitz von Eigenschaften“ zu sprechen, gibt es auch hier wieder die Möglichkeit, den Besitz von Eigenschaften auf unterschiedliche Kontexte zu relativieren (siehe die Bemerkungen zum Vorschlag in Priest 2005). Sobald man sich aber darum bemüht, die Kontexte systematisch einzuteilen in markierte und nicht-markierte, wird die kontextualistische Lösung auf eine der anderen beiden Lösung abbildbar.

ontologischen Erklärung durch noch freizügigere ontologische Annahmen zu kompensieren. Die Annahme fiktiver Gegenstände lässt sich durch eine Doppelung der Instantiierungsbeziehung oder die Doppelung von Eigenschaften ergänzen. Aber wird die ursprüngliche Aufgabe auf diese Weise wirklich gelöst, oder bedeutet die ontologische Doppelung nicht vielmehr eine Doppelung oder Verschiebung des eigentlichen Problems? Eine der Herausforderungen für den kreationistischen Ansatz bestand darin, die Gegenstände zu spezifizieren, die es ermöglichen sollen, die Wahrheit fiktionaler Äußerungen zu erklären. Nachdem sich die ausgemachten Gegenstände für diesen Zweck als ungeeignet erwiesen haben, weil unklar blieb, wie diese Gegenstände die ihnen zugeschriebenen Eigenschaften besitzen können (was wiederum Fragen über die Beschaffenheit der Gegenstände selbst aufwirft), erscheint es wenig erhellend, die Unklarheiten durch die Annahme von Quasi-Eigenschaften oder des Quasi-Besitzes von Eigenschaften beseitigen zu wollen. Denn was diese Quasi-Eigenschaften sind (bzw. was es mit dem Quasi-Besitz von Eigenschaften auf sich hat), ist zumindest ebenso mysteriös wie die Frage, wie es kommt, dass abstrakte Gegenstände eine Eigenschaft wie z.B. die, wohlhabend zu sein, besitzen. Ebenso unklar ist auch, welche Gegenstände überhaupt Quasi-Eigenschaften instantiieren (bzw. Eigenschaften quasi-instantiieren) können. Weshalb z.B. sollten nur abstrakte Geschöpfe als Träger dafür in Frage kommen? Weshalb nicht auch konkrete Possibilia oder nicht-existente Gegenstände? Oder gar ganz gewöhnliche Individuen wie Elvis? Könnten wir nicht sagen, dass es Elvis ist, der die ipmulschen Quasi-Eigenschaften besitzt und als Referent von „Ipmul“ fungiert, sofern er nur unter dem Gesichtspunkt dieser seiner Quasi-Eigenschaften betrachtet wird? – Die Einführung von Quasi-Eigenschaften bzw. des Quasi-Besitzes von Eigenschaften eröffnet vielleicht eine alternative Sicht darauf, wo die relevanten Fragen bezüglich der Wahrheitstauglichkeit fiktionaler Äußerungen zu stellen sind; eine ernsthafte Auseinandersetzung mit diesen Fragen bleibt jedoch aus. (Genau genommen wird selbst das semantische

Problem der Wahrheitstauglichkeit damit nicht angemessen beantwortet, denn die ontologische Doppelung legt eine entsprechende semantische Doppelung nahe: die Einführung von Quasi-Eigenschaften bzw. des Quasi-Besitzes von Eigenschaften trägt eigentlich weniger dazu bei zu erklären, wie einschlägige fiktionale Äußerungen wahr sein können, als vielmehr dazu, wie sie quasi-wahr sein können.) Mithin wird das Ausgangsproblem auf diese Weise auch nicht gelöst, sondern bestenfalls neu gestellt, schlimmstenfalls jedoch einfach verschleiert.

Die Schwierigkeit wird durch folgenden Vergleich vielleicht noch anschaulicher. Denn die Unterscheidung zwischen dem Besitz und dem Quasi-Besitz von Eigenschaften bzw. zwischen dem Besitz von Eigenschaften und von Quasi-Eigenschaften bietet sich auch bei anderen Dingen als fiktionalen Geschöpfen an. Besonders nahe liegende und intuitive Beispiele sind Abbildungen oder Darstellungen von Gegenständen. So könnten wir sagen, der Filmdarsteller von Elvis besitze zwar nicht die Eigenschaft, US-amerikanischer Staatsbürger zu sein, aber er quasi-besitze sie (bzw. er besitze die Quasi-Eigenschaft, US-amerikanischer Staatsbürger zu sein, nicht jedoch die Eigenschaft, US-amerikanischer Staatsbürger zu sein) – tatsächlich ist der Darsteller britischer Staatsbürger. Oder wir könnten sagen, das Abbild einer Tabakpfeife, besitze nicht die Eigenschaft, aus Holz zu sein, vielmehr werde die Eigenschaft dadurch lediglich quasi-besessen – tatsächlich handelt es sich um ein Gebilde aus Ölfarbe, usw.. Wenn solche Anwendungen der Unterscheidung zulässig sind, wäre das für den kreationistischen Vorschlag allerdings ungünstig. Denn sie führen zu einer Angleichung fiktionaler Geschöpfe mit Darstellungen von Gegenständen statt mit dargestellten Gegenständen selbst, und das kann nicht in der Absicht fiktionaler Kreationisten liegen. Das abstrakte Geschöpf, das als Bezug von „Sherlock Holmes“ dienen soll, stellte sich dann als eine Art Holmes-Darstellung heraus statt als Holmes selbst (semantisch wären fiktionale Geschöpfe eher anzusiedeln auf der Ebene abstrakter fregescher Sinne bzw. propositionaler Komponenten als auf der von Bezugsobjekten): wie die meisten anderen Darstellungen von

Holmes, besitzt das abstrakte Geschöpf nicht die Eigenschaft, Detektiv zu sein, sondern quasi-besitzt sie allenfalls, während das von Conan Doyle beschriebene Subjekt offenbar Detektiv ist. Um dies zu vermeiden, müssten fiktionale Kreationisten ihre Unterscheidung zwischen dem Besitz und dem Quasi-Besitz von Eigenschaften klarer eingrenzen und unabhängig motivieren. Ansonsten entsteht der Eindruck, sie sei ad hoc und verschleierte bloß den Umstand, dass es sich bei abstrakten fiktionalen Geschöpfen um ontologische Postulate handelt, die lediglich die Merkmale fiktionaler Präsentationen simulieren statt fiktive Gegenstände zu verkörpern. Doch welche explanatorische Funktion könnte eine weitere Ebene von Präsentationen übernehmen, die nicht schon durch die ursprüngliche Ebene fiktionaler Präsentationen abgedeckt worden wäre?

5.6 Ein grundsätzlicher Punkt

Das Problem der Re-Interpretation bzw. der Doppelung im Bereich der Eigenschaften betrifft aber nicht nur die kreationistische Konzeption, sondern alle übrigen gegenstandsorientierten Ansätze, wenngleich die Äußerungen, die das Problem erzeugen, vermutlich diejenigen sind, wodurch die kreationistische Konzeption ursprünglich motiviert ist. Wie wir sehen konnten, umfasst der fiktionsexterne Teil der fiktionalen Rede auch solche Äußerungen, die von einem theoretischen bzw. meta-fiktionalen Standpunkt getätigt werden. Bei solchen Äußerungen abstrahieren wir von den Darstellungen in den zugehörigen fiktionalen Werken und klassifizieren fiktive Gegenstände auf eine Art und Weise, die sich aus den Darstellungen in den Werken nicht nur nicht herleiten lässt, sondern damit offenbar auch unverträglich ist. Wir reden nicht von den psychischen und physischen Eigenschaften Sherlock Holmes', etwa seinem Scharfsinn oder seiner hageren Statur, wie wir es im Kontext interner fiktionaler Äußerungen tun würden; und wir vergleichen Holmes diesbezüglich auch nicht mit anderen fiktiven Individuen oder

mit realen Personen, wie es im Rahmen des externen fiktionalen Diskurses auch möglich wäre. Stattdessen sprechen wir von Holmes als einem Geschöpf Arthur Conan Doyles, und sagen Dinge wie

- (7) Erste Bekanntschaft mit der Figur Holmes machte die Öffentlichkeit zunächst nur durch einige kurze Kriminalgeschichten im *Strand Magazine*.

Das, was wir mit solchen Äußerungen über fiktive Individuen behaupten, steht im Widerspruch dazu, wie wir sie aufgrund der werkskonstitutiven Darstellungen in internen (und vielen externen) fiktionalen Äußerungen zu beurteilen pflegen. Eine literarische Figur zu sein, die durch Kriminalgeschichten in einer Zeitschrift bekannt wurde, ist eine Eigenschaft, die das Individuum Holmes nicht haben kann, falls es wirklich so beschaffen sein sollte, wie es in diesen Kriminalgeschichten zu lesen ist. In den Geschichten selbst ist Holmes kein literarisches Geschöpf, sondern ein Detektiv aus Fleisch und Blut, der bisweilen in seiner Wohnung in der Baker Street anzutreffen ist und zumindest der Londoner Öffentlichkeit konkreter und unmittelbarer bekannt sein dürfte als durch Kriminalgeschichten im *Strand Magazine*.

Äußerungen wie die von (7) machen deutlich, weshalb Vertreter gegenstandsorientierter Ansätze im Allgemeinen gezwungen sind, die oben angesprochene Re-Interpretation bzw. Doppelung vorzunehmen. Wenn wir von fiktiven Individuen als literarischen Figuren oder Autorengeschöpfen sprechen, scheinen wir uns auf abstrakte Gegenstände zu beziehen – d.h. die einschlägigen Äußerungen können nur wörtlich wahr sein, wenn das Bezugsobjekt etwas Abstraktes ist. Andererseits scheint ein Großteil der internen und externen Äußerungen bei wörtlichem Verständnis aber zu verlangen, dass die Träger der dabei zugeschriebenen Eigenschaften konkrete Individuen sind, denn, wie bereits bemerkt, kein abstrakter Gegenstand kann ein Detektiv, ein Prinz oder ein wohlhabender Mann sein. Völlig unabhängig davon also, welche Konzeption von fiktiven Gegenständen man zu Grunde legt:

kein Gegenstand ist so beschaffen, dass er die Anforderungen erfüllen kann, die durch die wörtliche Wahrheit fiktionaler Äußerungen insgesamt an Gegenstände gestellt werden. Daher scheint eine Doppelung im Bereich der Eigenschaften (oder eine vergleichbare Form der Re-Interpretation) für gegenstandsorientierte Erklärungsansätze unvermeidbar.

Eine der Lehren, die daraus gezogen werden können, ist, dass das Motiv für gegenstandsorientierte Ansätze nicht darin bestehen kann, eine konservative, wörtliche Interpretation des fiktionalen Diskurses hervorzubringen. Weder Satzbau noch Wortwahl lassen erahnen, dass die Prädikate in fiktionalen Äußerungen semantisch anders zu bewerten sind als in nicht-fiktionalen. Prädikate wie „x war sehr wohlhabend“ oder „x wurde von y erschaffen“ sind mit nicht-fiktionalen Bezeichnungen auf gleiche Weise kombinierbar wie mit fiktionalen, und darum lässt sich der prädikative Teil einer fiktionalen Äußerung von dem einer entsprechenden nicht-fiktionalen Äußerung zunächst nicht unterscheiden. Die semantische Deutung fiktionaler Äußerungen unter Berufung auf Quasi-Eigenschaften (bzw. den Quasi-Besitz von Eigenschaften) stellt mithin eine klare Abweichung vom herkömmlichen Verständnis der verwendeten Ausdrücke dar. Deshalb kann der Grund für die Postulierung fiktiver Gegenstände nicht darin bestehen, eine konservative und wortgetreue Interpretation fiktionaler Äußerungen zu ermöglichen, denn die Postulierung fiktiver Gegenstände ist es ja gerade, die eine revisionistische Deutung der Prädikate erst erforderlich macht. Wenn dies aber nicht der Grund für die Postulierung fiktiver Gegenstände sein soll, was dann?

Nun, die Annahme fiktiver Gegenstände könnte auch dadurch begründet werden, dass sie überhaupt eine Perspektive für die systematische Interpretation fiktionaler Äußerungen bietet. Diese Interpretation ist zwar keine wörtliche; aber sie ist doch konservativ zumindest insofern, als sie die syntaktische Oberflächenstruktur der Äußerungen respektiert. Der Preis dafür ist die Doppelung im Bereich der Eigenschaften, und es erscheint müßig, sich über den ontologischen

Aufwand zu streiten, solange keine vernünftige semantische Alternative zur Verfügung steht.

Das Problem hier ist jedoch dasselbe wie im speziellen Fall des kreationistischen Ansatzes im Abschnitt zuvor. Es ist stets möglich zu versuchen, die sprachliche Oberfläche ontologisch zu simulieren. Wenn man nur großzügig und erfinderisch genug ist, lassen sich für jeden singulären Terminus und für jedes Prädikat neuartige Individuen und (Quasi)Eigenschaften konstruieren, worauf die Termini und Prädikate abgebildet werden können. Doch die Oberflächenstruktur der Äußerungen zu respektieren, indem man entsprechende ontologische Einheiten postuliert, bedeutet nicht, dass man die Unterscheidungen und Probleme auf der sprachlichen Ebene erklärt und gelöst hat. Denn solange die neuen ontologischen Einheiten ihrerseits unerklärt bleiben, liegt nichts weiter vor, als eine Neu-Formulierung der ursprünglichen Unterscheidungen und Probleme auf einer anderen Ebene. Die eigentlichen Schwierigkeiten bleiben weiterhin bestehen, sie erscheinen nur in neuem Gewand. Es mag vielleicht sein, dass wir am Ende doch auf die Postulierung fiktiver Individuen und eine primitive Unterscheidung zwischen Eigenschaften und Quasi-Eigenschaften (bzw. zwischen dem Besitz und dem Quasi-Besitz von Eigenschaften) zurückgeworfen sind. Dies wäre der Fall, wenn sich keine bessere Alternative zu den gegenstandsorientierten Ansätzen mehr fände. Solange es aber Alternativen gibt, müssen wir uns mit diesen Konsequenzen nicht begnügen.

Ließe sich das gesamte Problem aber nicht einfach umgehen, indem man zwei verschiedene Konzeptionen von fiktiven Gegenständen kombiniert und sagt, die verschiedenen fiktionalen Äußerungen handelten eigentlich von verschiedenen Arten von Individuen? Meta-fiktionale Äußerung würden sich dann auf abstrakte fiktive Individuen beziehen, andere externe und interne Äußerungen hingegen auf konkrete. So würde „Holmes“ in unterschiedlichen Kontexten unterschiedliche Gegenstände bezeichnen. Einmal wäre Holmes eine abstrakte Romanfigur, aber kein Detektiv, und ein andermal ein

konkreter Detektiv, aber kein Geschöpf Conan Doyles. Wäre damit nicht ein Weg gefunden, die Annahme von Quasi-Eigenschaften und Ähnlichem zu vermeiden?

Gegen eine solche Mehrdeutigkeit fiktionaler Bezeichnungen sprechen jedoch gemischte wahre Äußerungen wie die des Satzes

- (8) Holmes ist einer der bestkonzipierten und berühmtesten Detektive der Literaturgeschichte.

Gewiss, es wäre möglich, selbst hier irgendwie ein zweites Bezugsobjekt einzuführen. Allerdings wäre solch eine Bewertung von „Holmes“ ad hoc und insgesamt nicht minder revisionistisch als die Bemühung von Quasi-Eigenschaften (bzw. des Quasi-Besitzes von Eigenschaften). Das vorliegende Beispiel unterstreicht noch einmal, dass es keinen Ausweg aus dem Revisionismus gibt: entweder man hält an der herkömmlichen Interpretation von Eigennamen fest und sagt, „Holmes“ beziehe sich auf ein ganz bestimmtes Individuum, nämlich Holmes – in dem Fall muss der prädikative Teil von (8) semantisch neu bewertet werden; oder man deutet die Prädikate in (8) weiterhin so, wie man es von außerhalb der fiktionalen Rede her gewohnt ist – dann kann der Name „Holmes“ nicht mehr für ein bestimmtes Individuum vorgesehen sein. So oder so gibt man ein wörtliches Verständnis der Äußerung auf, denn kein Individuum kann etwas Konzipiertes und zugleich ein Detektiv sein.

Bemerkenswert ist übrigens, dass wir beim Hören und Lesen gemischter Äußerungen wie der von (8) keinerlei Widerstand empfinden. Wir reagieren nicht irritiert, wie es etwa der Fall wäre, wenn uns jemand ernsthaft davon berichten würde, dass er gestern einer Person begegnet sei, die ein Neuneck ist. Im letzteren Fall würden wir unterstellen, der Mann sei verrückt oder er sei der deutschen Sprache nicht mächtig oder meine in Wirklichkeit etwas anderes. Denn offensichtlich begeht er einen Kategorienfehler, wenn er etwas für eine Person und ein Neuneck zugleich hält, und dieser Kategorienfehler ist

das erste, was uns an seiner Aussage auffällt und uns unmittelbar dazu bringt, dem Mann gewisse Kompetenzen abzusprechen. Nähmen wir fiktionale Äußerungen wie die von (8) in derselben Weise auf, wäre angesichts des dabei unterlaufenen Kategorienfehlers eine vergleichbare Reaktion zu erwarten. Doch eine solche Reaktion bleibt aus. Dies stützt die Ansicht, dass unser Verständnis dieser Äußerungen kein wörtliches ist. Ansonsten müssten wir ähnlich irritiert auf sie reagieren wie auf die Behauptung, man sei einer neuneckigen Person begegnet.

Die gegenstandsabgewandte Erklärungsstrategie, mit der wir uns in den nächsten beiden Kapiteln befassen werden, bemüht sich erst gar nicht um eine wörtliche Interpretation fiktionaler Äußerungen. Der Umstand, dass wir uns gegen Äußerungen wie die von (8) nicht sträuben, lässt sich nämlich einfach auch als Indiz dafür werten, dass es uns um die Bezugnahme auf fiktive Individuen nicht allzu ernst sein kann. Denn wenn es uns damit ernst wäre und wir die Verpflichtung auf ein bestimmtes fiktives Individuum unterstellen würden, hätten wir auch bestimmte Mindestexpectationen bezüglich der Beschaffenheit des Individuums, z.B. die, dass es entweder abstrakt oder konkret sein muss. Diese Erwartungen würden durch die Zuschreibung der Prädikate in (8) bei wörtlichem Verständnis notwendig verletzt, und dies würde zu Irritationen führen. Da die Irritationen aber ausbleiben, waren die Erwartungen von vornherein nicht da. Die Annahme, dass mit fiktionalen Namen nicht wirklich auf fiktive Individuen Bezug genommen wird, impliziert einerseits, dass die Wahrheit fiktionaler Äußerungen nicht von der Beschaffenheit fiktiver Individuen abhängt. Andererseits ist aber die Aufnahme solcher Individuen in die Ontologie damit keineswegs ausgeschlossen. Es wird lediglich bestritten, dass die Annahme fiktiver Individuen zum besseren Verständnis des semantischen Verhaltens fiktionaler Äußerungen beiträgt.

6. Die gegenstandsabgewandte Strategie (I)

6.1 Fiktionale Rede ohne fiktive Gegenstände

Die Annahme fiktiver Individuen bildet nicht den einzigen Zugang zum Inhalt fiktionaler Äußerungen. Mindestens ebenso plausibel erscheint es, die semantischen Eigentümlichkeiten der Äußerungen durch Eigentümlichkeiten der Bezugnahme zu erklären statt durch Eigentümlichkeiten der Bezugsobjekte. So orientiert sich die gegenstandsabgewandte Strategie stärker an der Verwendung fiktionaler Bezeichnungen als an der Beschaffenheit fiktiver Gegenstände. Ihr zufolge verkörpern fiktionale Äußerungen keine Behauptungen über fiktive Individuen, da wir uns mit fiktionalen Bezeichnungen nicht auf solche Individuen beziehen, sondern vielmehr so tun, als nähmen wir Bezug auf reale Individuen. Dies erlaubt es nicht nur, die bisher gemachten Beobachtungen über die Rolle referentieller Absichten und kommunikativer Zwecke bei der Interpretation fiktionaler (sowie nicht-fiktionaler) Äußerungen einzulösen. Der grundsätzliche Unterschied zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Bezugnahmen wird ebenfalls erfasst: anders als genuine Bezugnahmen sind nur zum Schein vorgenommene Bezugnahmen als solche nämlich a priori bezugslos. Und schließlich erhalten wir so auch eine plausible Erklärung für unseren Eindruck, dass es Individuen wie Ipmul oder Holmes nicht gibt, denn da wir nur vorgeben, uns darauf zu beziehen, verpflichten wir uns nicht auf die Existenz bzw. Annahme solcher Individuen.

Die Hauptschwierigkeit für die gegenstandsabgewandte Strategie wird darin bestehen, die Wahrheitstauglichkeit fiktionaler Äußerungen zu erklären. Da nur zum Schein auf etwas Bezug genommen wird und nur zum Schein Behauptungen aufgestellt werden, fragt es sich, wie die Äußerungen zu ihrem Wahrheitswert gelangen. Mit vorgeblichen Behauptungen behaupten wir ja eben nichts, und wir verpflichten uns auch nicht auf die Wahrheit der Äußerungen. Daher ist unklar, weshalb

die Äußerungen überhaupt als wahr bewertet werden können bzw. sollten.

Die gegenstandsabgewandte Lösung des Problems beruht auf der Beobachtung, dass Äußerungen, mit denen man nur vorgibt, etwas zu behaupten, verwendet werden können, um zugleich tatsächlich etwas zu behaupten: indem man so tut, als stellte man eine Behauptung auf, stellt man wirklich eine Behauptung auf, wobei das, was man wirklich behauptet, etwas anderes ist als das, was man vorgibt zu behaupten. Die Behauptung, die eigentlich mit einer fiktionalen Äußerung aufgestellt wird, zielt auf Wahrheit ab und hat genuine Wahrheitsbedingungen, die nicht etwa mit fiktiven oder nicht-fiktiven Individuen, sondern mit der Angemessenheit der zum Schein aufgestellten Behauptung zu tun haben. So gilt eine fiktionale Äußerung wie die von (1) als wahr, wenn die dabei zum Schein aufgestellte Behauptung durch die Darstellungen im *Märchenprinzen* berechtigt ist. In gewisser Weise werden fiktionale Darstellungen also dadurch, was vorgeblich behauptet wird, klassifiziert. Damit erhalten wir eine Erklärung für die Wahrheitstauglichkeit fiktionaler Äußerungen, die nicht auf die Annahme fiktiver Individuen angewiesen ist, die sich mit der Annahme aber dennoch verträgt.

Der Hinweis auf die Neutralität dieser Erklärung gegenüber der Annahme fiktiver Individuen gibt Gelegenheit, vorab mit einem Vorurteil aufzuräumen, das die Motivation gegenstandsabgewandter Lösungen betrifft und durch eine bestimmte Sicht auf gegenstandsorientierte Ansätze begünstigt wird. Aus dieser Sicht lässt sich die gegenstandsorientierte Erklärungsstrategie in zwei unterschiedliche Projekte gliedern. Das eine zielt darauf ab, die vortheoretischen Daten, die die fiktionale Rede liefert, durch die Annahme fiktiver Objekte zu systematisieren. Das andere ist darum bemüht, die eigentliche Natur der angenommenen Objekte zu bestimmen und so die vortheoretischen Daten ontologisch zu fundieren. Das erstere Projekt, das sich auf der Ebene der vortheoretischen Daten bewegt und vornehmlich semantisch motiviert ist, – die „naive“

Ontologie sozusagen – befasst sich mit der Identität und der Individuation fiktiver Gegenstände, während das letztere Projekt – die „substantielle“ oder „kritische“ Ontologie – danach fragt, ob die angenommenen fiktiven Gegenstände ontologisch primitiv und unverzichtbar sind oder ob sie sich letztlich nicht eliminieren oder auf etwas reduzieren lassen, das eigentlich nicht fiktiv ist. Vor diesem Hintergrund erscheint die gegenstandsabgewandte Strategie leicht als eine Lösung, die die beiden Projekte vermengt und die vortheoretischen Daten einfach aus reduktionistischer bzw. eliminativistischer Verblendung leugnet oder verfälscht. Die Aufgeschlossenheit der Strategie gegenüber der Annahme fiktiver Gegenstände macht jedoch deutlich, dass dies ein Irrtum sein muss und dass die zugrunde liegenden Motive nicht ontologischer (bzw. reduktionistischer) Natur sein können. Fiktive Gegenstände mögen postuliert werden oder nicht, und sie mögen am Ende auf Nicht-Fiktives reduzierbar sein oder nicht – vom Standpunkt des gegenstandsabgewandten Zugangs sind diese Fragen zweitrangig. An erster Stelle steht die Einsicht, dass ohne eine Auseinandersetzung mit den Mechanismen des semantischen Scheins bereits auf der Ebene der vortheoretischen Daten keine angemessene Erklärung möglich ist.

In diesem und im nächsten Kapitel soll der gegenstandsabgewandte Ansatz entwickelt und begründet werden. Die ersten beiden Abschnitte dieses Kapitels befassen sich mit der eigentlichen Motivation und dem Verhältnis des Ansatzes zu den bisher diskutierten wesentlichen Fragen. In den restlichen drei Abschnitten des Kapitels geht es dann um die Beziehung fiktionaler Äußerungen zur Wahrheit. Von besonderem Interesse ist dabei der Beitrag Kendall Waltons. Die Lösung, die er zum Problem der Wahrheitstauglichkeit fiktionaler Äußerungen anbietet, wird zugleich die Grundlage für die oben angedeutete, allgemeine Formulierung des gegenstandsabgewandten Vorschlags im nächsten Kapitel liefern.

6.2 Fiktionale Darstellungen und fiktionale Äußerungen

Ein zentrales Motiv für diesen gegenstandsabgewandten Vorschlag führt uns auf die Ebene fiktionaler Werke zurück und hat mit dem besonderen Gebrauch und Zweck der darin enthaltenen Darstellungen zu tun. Während die Darstellungen in dokumentarischen Werken als wörtliche, auf Wahrheit ausgerichtete, assertive Äußerungen gelten, geht den Darstellungen in fiktionalen Werken der behauptende Charakter offenbar ab. Freges Rede von „Scheinbehauptungen“ (bzw. „Scheingedanken“ und „Scheineigennamen“) in dem Zusammenhang ist bezeichnend:

Die Dichtkunst hat es, wie z.B. auch die Malerei, auf den Schein abgesehen. Die Behauptungen sind in der Dichtkunst nicht ernst zu nehmen: es sind nur Scheinbehauptungen. Auch die Gedanken sind nicht ernst zu nehmen wie in der Wissenschaft: es sind nur Scheingedanken. Wenn Schillers Don Carlos als Geschichte aufzufassen wäre, so wäre dies Drama zum großen Teile falsch. Aber ein Werk der Dichtkunst will gar nicht in dieser Weise ernst genommen werden; es ist ein Spiel. Auch die Eigennamen sind hier nur Scheineigennamen, obwohl sie mit Namen von geschichtlichen Personen übereinstimmen; sie sollen hier nicht ernst genommen werden. Ähnliches haben wir bei einem geschichtlichen Gemälde. Als Kunstwerk macht es gar nicht den Anspruch, den wirklichen Hergang vor Augen zu führen. Ein Bild, das mit photographischer Treue einen geschichtlich bedeutsamen Moment darstellen sollte, wäre kein Kunstwerk im höheren Sinne des Wortes, sondern eher einer anatomischen Abbildung in einem wissenschaftlichen Werke zu vergleichen. (Frege 1897, 142)

Der Begriff der Scheinbehauptung unterstreicht vor allem zwei Aspekte fiktionaler Darstellungen. Zum einen macht er deutlich, dass die Darstellungen bei aller Nähe zu herkömmlichen Behauptungen dennoch einen anderen Stellenwert besitzen. Scheinbehauptungen ähneln äußerlich zwar gewöhnlichen Behauptungen, tatsächlich sind sie aber keine: sie erwecken bloß den Anschein echter Behauptungen. Die Ähnlichkeit beruht auf der Verwendung gleicher Ausdrucksformen, nur ist die Art der Verwendung jeweils eine andere, und das erzeugt die Differenz. Beispielsweise treten in werkskonstitutiven Äußerungen wie der von (1) Personennamen wie „Ipmul“ und Verbphrasen wie „war sehr wohlhabend“ auf, allerdings werden damit keine Bezugnahmen auf Individuen vorgenommen und keine Prädikationen vollzogen – „Ipmul“ verkörpert hier, um bei der gegenwärtigen Begrifflichkeit zu bleiben, eine Scheinbezugnahme und „war sehr wohlhabend“ eine Scheinprädikation. Angesichts dessen kann die Äußerung des Indikativsatzes, den der Name und die Verphrase bilden, keine Behauptung über ein Individuum namens „Ipmul“ sein, sondern allenfalls etwas, das nach außen hin wie eine solche Behauptung wirkt – eben eine Scheinbehauptung.⁴⁶

Der zweite Aspekt, der mit der Rede von Scheinbehauptungen hervorgehoben wird, hat weniger mit dem Status als vielmehr mit der kommunikativen Funktion fiktionaler Darstellungen zu tun (falls sich diese beiden Aspekte überhaupt unabhängig voneinander bestimmen lassen). Soweit ist z.B. unklar, was die Darstellungen von ganz gewöhnlichen Lügen unterscheidet. Wenn ich lüge, verhalte ich mich nach außen hin ja ebenfalls wie jemand, der die Wahrheit sagen möchte.

⁴⁶ Eigentlich wäre es präziser, vom „Behaupten“ (bzw. auch vom „Bezugnehmen“) zu sprechen statt von „Behauptungen“ (bzw. von „Bezugnahmen“), denn damit würde noch deutlicher, dass es sich um keinen Gegenstand handelt, sondern um einen Akt oder eine Tätigkeit. Selbiges gilt für Scheinbehauptungen (bzw. Scheinbezugnahmen). Der Unterschied zwischen einer Behauptung und einer Scheinbehauptung, oder zwischen dem Aufstellen einer Behauptung und dem Aufstellen einer Scheinbehauptung, liegt also nicht darin, dass wir uns in ein Verhältnis zu unterschiedlichen Gegenständen setzen, sondern darin, dass wir unterschiedliche Tätigkeiten ausführen.

Ich erwecke den Anschein, eine tatsachengetreue Behauptung aufzustellen, genau so wie es bei fiktionalen Darstellungen der Fall ist. Doch mit fiktionalen Darstellungen werden keine Lügen verbreitet. Sie haben nicht den Zweck, den Rezipienten zu täuschen. Das, was eigentlich damit bezweckt wird, kommt in Freges Bemerkungen darüber zur Sprache, worauf es die Dichtkunst „abgesehen“ hat und was sie „will“ bzw. „nicht will“. Fiktionale Darstellungen sind, anders als dokumentarische, nicht darauf ausgerichtet, „den wirklichen Hergang vor Augen zu führen“. Sie haben es „auf den Schein abgesehen“ und sind, im Gegensatz zu jenen, „nicht ernst zu nehmen“. D.h. die Darstellungen unterscheiden sich nicht nur im Blick auf ihren semantischen Zweck – dokumentarische Darstellungen haben der Wahrheit zu entsprechen, fiktionale nicht; es gibt darüber hinaus vor allem auch einen Unterschied in der kommunikativen Wirkung, oder besser: in der Einstellung, die auf Seiten des Rezipienten bezweckt wird – während dokumentarische Darstellungen unser Überzeugungssystem ansprechen und unmittelbare Glaubwürdigkeit beanspruchen, kommt es im fiktionalen Fall darauf an, bewusst eine gewisse kognitive Distanz zu den Darstellungen zu wahren. Oder einfacher gesagt: anstatt die Darstellungen, wie im dokumentarischen Fall, für wahr zu halten, soll der Rezipient im fiktionalen Fall lediglich so tun, als seien sie wahr.⁴⁷

47 Es gibt unterschiedliche Auffassungen darüber, wie die bezweckte Wirkung bei fiktionalen Darstellungen zu begründen ist. Die Einstellung, die der Rezipient den Darstellungen gegenüber haben soll, kann sich aus den Absichten des Autors herleiten oder aber ganz anonym durch allgemeine Konventionen geregelt sein. Im einen Fall haben die Darstellungen die Funktion, den Rezipienten dazu zu bewegen, so zu tun, als seien sie wahr, weil der Autor die entsprechende Absicht verfolgt und der Rezipient diese Absicht erfasst. Im anderen Fall soll sich der Rezipient deshalb dazu veranlasst fühlen, so zu tun, als seien die Darstellungen wahr, weil er erkennt, dass sie Bestandteil einer Art konventionell geregelten Spiels sind, das den Rezipienten in dieser Situation zu einer solchen Reaktion verpflichtet. Zu den Verfechtern der ersteren Auffassung gehören z.B. Currie (1990) oder Lamarque & Olsen (1994). Searle (1974) scheint eine etwas schwächere Position zu vertreten: er spricht in dem Zusammenhang lediglich von der Absicht des Autors, den Rezipienten nicht zu täuschen. Die alternative Auffassung wird z.B. in Walton 1973, 1978, oder 1990 entwickelt und verteidigt; van Inwagen (2003, Anm. 15) scheint sich dem waltonschen Vorschlag anzuschließen.

Diese Beobachtungen zum Status und zum kommunikativen Zweck fiktionaler Darstellungen werfen ein konkretes Licht darauf, wie wir fiktionale Äußerungen zu verstehen haben. Wenn die Darstellungen in fiktionalen Werken nämlich die Funktion haben, den Rezipienten dazu zu bringen, so zu tun, als sei das Dargestellte wahr, dann liegt es nahe, fiktionale Äußerungen als Ausdruck eben dieser geforderten Haltung aufzufassen. Mit wörtlichen Behauptungen wird das nicht erreicht, denn diese dienen normalerweise dazu, das zu vermitteln, was wir für wahr halten. Sie bilden sozusagen die öffentliche Kehrseite unserer Urteile und Überzeugungen. Da wir entsprechende Überzeugungen nicht erworben haben und uns durch fiktionale Darstellungen auch nicht dazu veranlasst sehen, sie zu erwerben, können wir mit den daran anschließenden fiktionalen Äußerungen keine solchen Überzeugungen zum Ausdruck bringen. Gleichwohl erwecken fiktionale Äußerungen aber den Eindruck einschlägiger Behauptungen, d.h. sie wirken äußerlich wie Behauptungen, die jemand aufstellen würde, wenn er die fraglichen Überzeugungen hätte. Dies nährt die Vermutung, dass es sich auch hier einfach um Scheinbehauptungen handelt.

Beispielsweise würde jemand, der glaubt, ein gewisser Mann namens „Ipmul“ sei sehr wohlhabend gewesen, dies am einfachsten zur Sprache bringen, indem er (1) behauptet. Die fiktionale Äußerung von (1) kann aber keine solche Behauptung sein, zumal wenn wir davon ausgehen, dass jemand, der sie tätigt, (wie bezweckt) nur so tut, als sei dies der Fall, statt es wirklich zu glauben. Dennoch erweckt die Äußerung den Anschein einer solchen Behauptung, und das lädt dazu ein, die Äußerung als Scheinbehauptung zu betrachten.

Die Annahme, dass fiktionale Äußerungen Scheinbehauptungen verkörpern bzw. dass sich die durch fiktionale Darstellungen bezweckte Einstellung in Scheinbehauptungen niederschlägt, lässt sich noch durch einen weiteren Punkt stützen. Einer der Gründe, weshalb Behauptungen als Ausdruck unserer Überzeugungen gelten, ist der gemeinsame, konstitutive Bezug zur Wahrheit: wenn wir etwas behaupten, erklären wir es für wahr, so wie wir etwas für wahr halten, wenn wir es glauben;

und daraus, dass wir etwas aufrichtig für wahr erklären, lässt sich schließen, dass wir es auch für wahr halten. Eine vergleichbare Korrespondenz lässt sich auch bei Scheinbehauptungen und der durch fiktionale Darstellungen bezweckten Haltung feststellen, allerdings liegt die Gemeinsamkeit hier eben in der Distanzierung von einschlägigen semantischen (bzw. ontologischen) Verpflichtungen. Bei Scheinbehauptungen tritt der für Behauptungen konstitutive Wahrheitsanspruch außer Kraft, und das entspricht der kognitiven Zurückhaltung, mit der wir etwas aufnehmen, wenn wir nur so tun, als sei es wahr. Diese Übereinstimmung zwischen Äußerungs- und Einstellungsmodus kann, ähnlich wie im Falle von Behauptungen und Überzeugungen, als Grund dafür genommen werden, die Äußerung als Ausdruck der Einstellung zu betrachten. Unter der Annahme, dass sich die durch fiktionale Darstellungen bezweckte Haltung sprachlich in fiktionalen Äußerungen manifestiert, hätten wir also ein zusätzliches Motiv, solche Äußerungen als Scheinbehauptungen aufzufassen.

Im Grunde lässt sich sogar eine noch viel einfachere und direktere Verbindung zwischen fiktionalen Darstellungen und der Auffassung fiktionaler Äußerungen als Scheinbehauptung herstellen. Wenn man nämlich bedenkt, dass fiktionale Darstellungen selbst Scheinbehauptungen verkörpern und dass die fiktionale Rede unmittelbar an fiktionale Darstellungen anknüpft und vieles davon übernimmt, liegt die Idee, auch fiktionale Äußerungen als Scheinbehauptungen zu betrachten, nicht mehr fern. Der Gebrauch der Ausdrucksmittel in fiktionalen Äußerungen stünde so in Kontinuität zum Gebrauch in fiktionalen Darstellungen: in derselben Weise, in der Autoren ihre Darstellungen in fiktionalen Werken vorbringen, wird anschließend auch darüber gesprochen. Es wäre aufwändig und umständlich, sich um neue Ausdruckswege zu bemühen, wenn es einen Weg gibt, den der Autor selbst bereits beschritten hat.

Diese skizzenhaften Bemerkungen sollen zunächst genügen. Wir werden später noch Gelegenheit haben, näher auf den Zusammenhang zwischen fiktionalen Äußerungen und dem Status und Zweck fiktionaler

Darstellungen einzugehen. Die Ausführungen im vorliegenden Abschnitt dienen lediglich dazu, den gegenstandsabgewandten Zugang zur fiktionalen Rede bzw. die Auffassung fiktionaler Äußerungen als Scheinbehauptungen, zu motivieren. Im nächsten Abschnitt wird es darum gehen, das Phänomen der Scheinbehauptung näher zu beleuchten und zu sehen, wie es dazu beitragen kann, die semantischen und ontologischen Probleme zu lösen, die bei der bisherigen Auseinandersetzung mit fiktionalen Äußerungen aufgetreten sind.

6.3. Scheinbehauptungen und Scheinbezugnahmen

Es wurde bereits gesagt, dass es eine äußerliche Verbindung gibt zwischen Scheinbehauptungen und Behauptungen, die auf die Verwendung gleicher Ausdrucksformen zurückgeht. In gewissem Sinn suggeriert der Begriff der Scheinbehauptung aber mehr als nur eine solche oberflächliche Ähnlichkeit, er suggeriert einen intrinsischen Bezug zu bzw. eine Abhängigkeit von Behauptungen.⁴⁸ In diesem Sinne steht der Begriff nicht nur für etwas, das faktisch den Anschein einer Behauptung erweckt, sondern für etwas, womit dieser Anschein bewusst erzeugt wird. Das Aufstellen einer Scheinbehauptung wäre demnach als ein wesentlich mimetischer Akt zu verstehen, bei dem etwas nachgeahmt bzw. vorgeblich getan wird. Um vorgeben zu können, etwas zu tun, muss es eine Tätigkeit geben, die als Vorbild dient und mit Bezug worauf sich das vorgebliche Verhalten überhaupt erst als das bestimmen lässt, was es ist. Das vorgebliche, nur zum Schein

⁴⁸ Es ist kontrovers, inwieweit sich dieses stärkere Verständnis auch auf fiktionale Darstellungen anwenden lässt. Zum Lager derer, die eine intrinsische Abhängigkeit zwischen fiktionalen Darstellungen und gewöhnlichen assertiven Akten sehen, gehören z.B. Ohnmann (1971), Searle (1974), Beardsley (1981), Schiffer (1996) oder Salmon (1998). Currie (1990), Lamarque & Olson (1994) oder Sutrop (2002) hingegen gestehen den Darstellungen eine relative Autonomie zu. Walton (1990) tritt ebenfalls für die Unabhängigkeit fiktionaler Darstellungen von einschlägigen kommunikativen Akten ein, allerdings fasst er fiktionale Darstellungen selbst nicht unbedingt als kommunikative *Akte* auf (vgl. dazu Walton 1990, Kap. 2.6).

ausgeführte Klavierspiel könnte z.B. nicht als solches verstanden werden, wenn es keine etablierte Praxis des Klavierspielens gäbe, ebenso wie sich die Bewegungen eines Schattenboxers nicht als Schattenboxen identifizieren ließen, wenn sie nicht den Bewegungen eines Boxers im Boxkampf nachempfunden wären. So gesehen ist jedes nachahmende Verhalten parasitär, denn es hängt intrinsisch von einer bereits etablierten, ursprünglichen Praxis ab und ist als solches überhaupt nur in Anlehnung an diese ursprüngliche Praxis begreifbar.

Die Tätigkeit, die im Falle von Scheinbehauptungen nachgeahmt wird, ist offensichtlich die des Behauptens. Behauptungen manifestieren sich standardmäßig in Äußerungen indikativer Sätze. Konfrontiert mit der Äußerung eines solchen Satzes benötigen wir keinen weiteren positiven Grund, um die Äußerung als eine Behauptung zu verstehen – wir sind berechtigt, solche Äußerungen als Behauptungen aufzufassen, solange der Kontext keine offensichtlichen Hinweise dagegen liefert. Nicht-assertive Verwendungen indikativer Sätze hingegen weichen vom Standard ab und bedürfen, um als solche verstanden zu werden, der Unterstützung durch zusätzliche kontextuelle Informationen.⁴⁹ Scheinbehauptungen äußern sich nun (vornehmlich) in derartigen nicht-assertiven Verwendungen. Im Falle fiktionaler Äußerungen ergibt sich die zusätzliche kontextuelle Information durch den expliziten oder impliziten Verweis auf ein entsprechendes fiktionales Werk. Statt Behauptungen über Individuen aufzustellen, geben wir nur vor, dies zu tun. Das wäre uns aber nicht möglich, wenn die bemühten Ausdrucksformen ansonsten nicht dazu dienten, Behauptungen über Individuen aufzustellen. Ihr semantisches Standardpotential ist das, was sie für die neue Verwendung erst qualifiziert. Um mit der Verwendung von „Ipmul“ in einer fiktionalen Äußerung wie der von (1) nur so tun zu

49 Es gibt allerdings alternative Auffassungen, die eine schwächere Beziehung zwischen dem Modus des Behauptens und der indikativen Satzform einfordern, siehe z.B. Lewis 1972 oder Davidson 1979. Als Hauptgrund wird angeführt, dass indikative Sätze immer auch in Sprechakten verwendet werden können, die keine Behauptungen sind. Doch dieser Grund spricht nicht gegen die hier im Text befürwortete stärkere Verbindung.

können, als nähme ich Bezug auf ein bestimmtes Individuum, muss ich voraussetzen, dass mit Eigennamen normalerweise auf bestimmte Individuen Bezug genommen wird, so wie ich, um mit der Äußerung eines indikativen Satzes wie (1) vorgeben zu können, eine Behauptung aufzustellen, voraussetzen muss, dass mit der Äußerung indikativer Sätze normalerweise Behauptungen aufgestellt werden. Die den Ausdrucksformen anhängende Idee des Bezugnehmens oder des Behauptens ist sozusagen operativer Bestandteil einer jeden nur zum Schein vorgenommenen Bezugnahme bzw. Behauptung. Angesichts dessen wäre es also falsch zu sagen, der Gebrauch der Ausdrücke in fiktionalen Äußerungen löse sie von ihrer herkömmlichen semantischen Aufgabe los. Ganz im Gegenteil: diese ist in den neuen Gebrauch systematisch mit eingegliedert. Der gegenstandsabgewandte Ansatz macht im Grunde vor dem Hintergrund einer gegenstands- bzw. tatsachenbezogenen Verwendung der Ausdrücke überhaupt erst richtig Sinn. Diesen Gebrauch setzen wir voraus und machen ihn uns zunutze, wenn wir mit fiktionalen Äußerungen vorgeben, Behauptungen über Individuen aufzustellen.

Durch die Behandlung fiktionaler Äußerungen als Scheinbehauptungen verlieren Fragen zur Referenz und zur Beschaffenheit fiktiver Gegenstände an Brisanz. Da bei solchen Äußerungen nicht versucht wird, auf irgendwelche Individuen Bezug zu nehmen, kann vom Gelingen oder Scheitern einer Bezugnahme keine Rede sein. Aus demselben Grund hätten sich einschlägige fiktionale Bezeichnungen überhaupt nicht auf irgendwelche Individuen beziehen können. Die These, fiktionalen Äußerungen seien Scheinbehauptungen, ist der Annahme fiktiver Gegenstände und Sachverhalte gegenüber vollkommen neutral. Wenn wir nur so tun, als nähmen wir mit einer fiktionalen Bezeichnung wie „Ipmul“ Bezug auf ein Individuum, dann verpflichten wir uns dadurch nicht auf die Annahme eines solchen Individuums, wie es bei genuinen Bezugnahmen etwa der Fall wäre. Zur Interpretation fiktionaler Äußerungen ist es also nicht unbedingt erforderlich, fiktive Gegenstände zu postulieren. Gleichwohl ist eine

semantische Zuordnung von Scheinbezugnahmen und fiktiven Gegenständen aber möglich. Das Individuum Holmes wäre dann streng genommen nicht als Referent des Namens „Holmes“ aufzufassen, sondern bildete lediglich das semantische Korrelat der damit vorgenommenen Scheinbezugnahme.⁵⁰ Der Unterschied zwischen genuiner Bezugnahme und Scheinbezugnahme würde dabei allerdings verschwindend klein, denn die Bedingungen für die Zuordnung von Namen und Gegenstand scheinen in beiden Fällen dieselben zu sein. Im Grunde wäre es sogar möglich, fiktive Gegenstände zu postulieren, wenn sie keinerlei semantischen Zweck zu erfüllen hätten.⁵¹ Ein Individuum wie Holmes – sei's gedacht als bloß mögliches, als nicht-existentes oder als abstraktes – wäre dann zwar Bestandteil unserer Ontologie; nur käme es als Gegenstand von Bezugnahmen bzw. Scheinbezugnahmen nicht in Frage. Der Umstand, dass sich der Ansatz mit diversen Konzeptionen fiktiver Individuen verträgt, ist nicht verwunderlich, sondern symptomatisch für den Standpunkt, dass sich ein eigentliches Verständnis fiktionaler Äußerungen (und Darstellungen) nicht durch Betrachtungen über die Beschaffenheit fiktiver Gegenstände erreichen lässt.

Ähnlich neutral gegenüber der Annahme fiktiver Gegenstände verhält sich auch die gegenstandsabgewandte Erklärung unseres Eindrucks, dass es fiktive Gegenstände nicht gibt. Da der Ansatz auf diese Annahme nicht angewiesen ist, besteht die Option, sich gänzlich

50 Z.B. lässt sich im Rahmen des lewisschen Ansatzes die Verwendung von „Holmes“ in fiktionalen Äußerungen als eine (distributive) Scheinbezugnahme verstehen, deren semantischen Wert das (jeweilige) fiktive Individuum Holmes bildet. Denn gemäß dem Ansatz sind bei der Bewertung fiktionaler Äußerungen, die den Namen „Holmes“ enthalten, solche Welten zu berücksichtigen, in denen die Holmes-Geschichten dokumentarischen Status haben, d.h. wir sollen so tun, als fände mit „Holmes“ jeweils eine Bezugnahme auf ein reales Individuum statt. So zu tun, als fände eine Bezugnahme statt, heißt aber effektiv nichts anderes als von einer Scheinbezugnahme auszugehen, und solchen Scheinbezugnahmen werden im Rahmen des lewisschen Ansatzes mit fiktiven Individuen identifizierte Possibilia als semantische Werte zugewiesen. (Vgl. hierzu auch Abschnitt 3.3 und Anm. 17 oben.)

51 Die Motivation für eine Annahme fiktiver Individuen in dem Zusammenhang wird später in Abschnitt 7.6, Einwand 7, noch deutlich werden.

davon zu verabschieden und den fraglichen Eindruck einfach auf das Nicht-Vorhandensein fiktiver Gegenstände zurückzuführen (bzw. darauf, dass zu solchen Gegenständen tatsächlich keinerlei Verbindung vorliegt). Doch es ist eine andere, immanenterere Erklärung verfügbar, die nichts mit der Annahme oder der Referenz auf fiktive Individuen zu tun hat, sondern die mit der kognitiven Distanz zusammenhängt, die uns als Rezipienten fiktionaler Darstellungen abverlangt wird und die sich in Form von Scheinbehauptungen verbal manifestiert. Wenn wir das, was wir sehen, hören oder lesen, auch glauben, verbuchen wir es als etwas, das wirklich der Fall ist. D.h. wir ordnen es ein in den Bereich der Dinge, die konkrete Auswirkungen auf uns haben und worauf wir umgekehrt einwirken können – nicht umsonst ist unser eigenes Handeln wesentlich dadurch geleitet, was wir glauben. Das Glauben oder Für-wahr-Halten bildet sozusagen die kognitive Schnittstelle, die das, was wir sinnlich wahrnehmen, und das, was wir praktisch umsetzen können, in ein gemeinsames Bezugssystem integriert. Nun ist die sinnlich-praktische Interaktion offenbar der primäre Weg, etwas als existent zu erfahren. Folglich wird das, was wir dem angesprochenen Bezugssystem zuordnen – also das, was wir für wahr halten –, auch vom Eindruck der Existenz begleitet sein. Doch dem gegenstandsabgewandten Ansatz zufolge halten wir fiktionale Darstellungen, wenn wir sie adäquat verstehen, nicht für wahr, sondern wir tun nur so, als seien sie wahr. Was sich uns darbietet, findet also nicht Eingang in das Bezugssystem, auf das wir angewiesen sind, um uns in unserer Umgebung zurechtzufinden, sondern es bleibt außen vor. Insofern wird es auch nicht vom Eindruck der Existenz begleitet. Die Erklärung bewegt sich, wie wir sehen, weniger auf der Ebene der Gegenstände als vielmehr auf der der Einstellungen, und dieser psychologische Aufstieg erlaubt es, weiterhin neutral gegenüber der Annahme fiktiver Gegenstände zu bleiben.

Während die ontologischen Probleme durch die Fokussierung auf Scheinbehauptungen in den Hintegrund treten, wächst andererseits natürlich der Druck, die Wahrheitstauglichkeit fiktionaler Äußerungen

zu erklären. Die Einstufung der Äußerungen als Scheinbehauptungen kann jedenfalls nur ein Teil der Lösung sein. Wenn es dabei bliebe, wäre der gegenstandsabgewandte Ansatz nicht imstande zu erklären, was den Unterschied zwischen der fiktionalen Äußerung von (1) und der von (2) ausmacht. D.h. er könnte nicht erklären, weshalb wir bestimmte fiktionale Äußerungen – im Gegensatz zu den entsprechenden werkskonstitutiven Äußerungen – für wahr erachten und andere nicht. Denn zum Schein aufgestellte Behauptungen können als solche weder wahr noch falsch sein, da sie keinen Bezug haben und nicht darauf abzielen, Tatsachen zu entsprechen. Der Ansatz bedarf also einer substantiellen Ergänzung.

6.4 Scheinbehauptungen und Wahrheit

Ein einfacher Weg, dem Problem der Wahrheitstauglichkeit fiktionaler Äußerungen zu begegnen, bestünde darin, sich auf den Begriff der Scheinwahrheit zurückzuziehen. Zwar können zum Schein aufgestellte Behauptungen nicht genuin wahr sein; sie können aber zum Schein wahr sein. Der Unterschied zwischen der fiktionalen Äußerung von (1) und der von (2) ließe sich dann so erklären, dass erstere den Anschein erweckt, sie sei wahr, und letztere, sie sei falsch. Doch dieser Vorschlag bringt uns so nicht wirklich weiter. Erstens verwischt er den intuitiven Unterschied zwischen fiktionalen und werkskonstitutiven Äußerungen – denn was sollte uns davon abhalten, auch werkskonstitutive Äußerungen als Äußerungen aufzufassen, die lediglich den Anschein erwecken, wahr zu sein (bzw. überhaupt wahr sein zu können)? Zweitens müsste erst noch geklärt werden, was den Unterschied zwischen einer nur zum Schein wahren und einer nur zum Schein falschen Äußerung ausmacht – da keine der beiden Arten von Äußerungen den Zweck erfüllt, mit Tatsachen übereinzustimmen, ist schwer zu erkennen, worin eigentlich die Unregelmäßigkeit bei den Äußerungen, die nur zum Schein falsch

sind, bestehen soll.⁵² Und schließlich ist unklar, was es für eine Äußerung überhaupt heißen soll, nur zum Schein wahr zu sein. Zwar können *wir* den Anschein erwecken, etwas zu sagen, das wahr sein soll, indem wir vorgeben, dies zu tun. Doch eine Äußerung ist entweder wahr oder sie ist falsch, sie kann nicht vorgeben, etwas zu tun oder zu sein, so wenig wie das Wahrsein eine Tätigkeit ist, die der Kontrolle eines Sprechers unterstünde und sich vorgeblich ausführen ließe. Deshalb wäre es verkehrt, die Doppelung von Sein und Schein ohne weiteres von Behauptungen auf die Wahrheit auszuweiten. Was fehlt, ist ein theoretischer Unterbau, der eine solche Übertragung begründen und legitimieren könnte.⁵³

Wir müssen und sollten uns jedoch nicht auf den Begriff der Scheinwahrheit einlassen, um eine Antwort auf unser Problem zu finden. In der Tat kann eine Äußerung, die nur eine Scheinbehauptung verkörpert, nicht wahr oder falsch sein. Aber eine Äußerung, die eine Scheinbehauptung verkörpert, muss nicht nur eine Scheinbehauptung

52 Ähnlich abwegig wäre ja auch die Unterscheidung zwischen Namen, die zum Schein referieren, und solchen, die zum Schein fehlreferieren. Bei Namen, die nur zum Schein referieren, ist von vornherein kein Referent vorgesehen, und dadurch wird der Unterschied zwischen zum Schein referierender und zum Schein fehlreferierender Namen verschwindend klein.

Die Formulierung könnte vielleicht dazu verleiten, den Unterschied zwischen nur zum Schein wahrer und nur zum Schein falscher Äußerungen einfach als Gegenstück zum Unterschied zwischen genuin wahren und genuin falschen Äußerungen aufzufassen: eine nur zum Schein wahre Äußerung wäre demnach eine genuin falsche Äußerung und eine nur zum Schein falsche Äußerung wäre eine genuin wahre Äußerung. Doch eine solche Auffassung der Unterscheidung kann nicht intendiert sein: wir würden nicht sagen, dass die fiktionale Äußerung von (2) sich dadurch von der von (1) unterscheidet, dass sie genuin wahr ist.

53 Ein alternativer Versuch, die Sein/Schein-Dualität von Behauptungen auf Wahrheit auszuweiten, wäre folgender: ebenso wie Behauptungen wahr sein können, wenn sie mit Tatsachen übereinstimmen, können Scheinbehauptungen scheinwahr sein, wenn sie mit Scheintatsachen übereinstimmen. Dies wäre zugleich ein Weg, den Unterschied zwischen zum Schein wahren und zum Schein falschen Äußerungen zu erklären. Allerdings wäre damit das Ausgangsproblem nur verschoben. Denn an Stelle der Frage, was es für eine Äußerung heißt, zum Schein wahr zu sein, tritt nun die Frage, was es für eine Tatsache heißt, zum Schein zu existieren, und hier stehen wir offenbar vor denselben (wenn nicht noch größeren) Schwierigkeiten.

verkörpern. Sie kann außerdem auch eine genuine Behauptung sein. Offenbar ist es möglich, vorzugeben, etwas zu tun, und dabei etwas anderes wirklich zu tun. Bzw. es ist möglich, etwas zu tun, *indem* man vorgibt, etwas anderes zu tun. Ein gefoulter Spieler auf dem Fußballfeld schindet Spielzeit, indem er vorgibt, sich vor Schmerzen zu krümmen; ein heuchelnder Angestellter zieht seine Kollegen auf und macht sich über sie lustig, indem er vorgibt, redlich seine Arbeit zu verrichten; ein Lehrer muntert seine Schüler auf, indem er vorgibt, dieselben Fehler zu machen wie sie; etc. In all diesen Fällen verkörpert jeweils ein bestimmtes Verhalten zwei verschiedene Arten von Aktivität, nämlich das Vorgeben einer Tätigkeit und das Ausüben einer Tätigkeit, wobei die ausgeübte Tätigkeit erst vermittelt über die vorgegebene Tätigkeit zur Geltung gelangt – sie wird gewissermaßen durch die vorgegebene Tätigkeit hindurch ausgeübt.

Etwas Ähnliches geschieht nun dem gegenstandsabgewandten Ansatz zufolge auch bei fiktionalen Äußerungen. Wir äußern einen bestimmten indikativen Satz, und diese Äußerung verkörpert zwei unterschiedliche Tätigkeiten: wir geben einerseits vor, uns auf Individuen zu beziehen und etwas über sie zu behaupten; andererseits stellen wir dabei wirklich eine Behauptung auf. Indem wir den indikativen Satz äußern, behaupten wir etwas nur zum Schein, und indem wir etwas nur zum Schein behaupten, stellen wir eine genuine Behauptung auf. Doch im Gegensatz zur Scheinbehauptung bringt die genuine Behauptung eine Überzeugung zur Sprache und kann durchaus wahr oder falsch sein.

Andere prominente Beispiele für solche Überlagerungen liefert die figurative Rede oder das Rollenspiel. Im Kontext einer Personenfahndung etwa gibt der Sprecher mit der Bemerkung „Der Vogel ist ausgeflogen“ lediglich vor, etwas über einen Vogel zu behaupten. Indem er dies jedoch tut, behauptet er tatsächlich etwas über die Person, nach der gefahndet wird. Oder wenn gesagt wird „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“, dann geht es nur zum Schein um eine Frucht, während die eigentliche Aussage in der Regel eine bestimmte

Person betrifft. Beim Rollenspiel kommt es zu ähnlichen Verschränkungen. Wenn Helge im Rahmen eines Räuber-und-Gendarm-Spiels seinem Kollegen Reinhold gegenüber den Satz „Die Räuber haben die Stadt verlassen“ äußert, dann gibt er zwar vor, etwas über Räuber und die Pariser Innenstadt zu behaupten. Was er Reinhold durch die vorgegebene Behauptung aber tatsächlich mitteilt ist, dass ihre Spielkameraden sich nicht mehr auf dem Spielhof aufhalten, was vermutlich impliziert, dass sie zum Abendessen nachhause gegangen sind. Die Liste solcher Beispiele ließe sich endlos fortführen.

Der Hinweis auf Rollenspiele in dem Zusammenhang erfüllt indes nicht nur illustrative Zwecke. Im Anschluss an die richtungsweisende Arbeit Kendall Waltons ist es beinahe schon selbstverständlich geworden, die Auffassung von fiktionalen Äußerungen als Scheinbehauptungen in den Kontext von Rollenspielen einzubetten.⁵⁴ Die Überlegungen, die Walton im Rahmen seines Ansatzes zur Wahrheitstauglichkeit fiktionaler Äußerungen anstellt, sind instruktiv und verleihen der gegenstandsabgewandten Lösung konkrete Konturen. Wir wollen deshalb einen Blick auf Waltons Vorschlag werfen und uns eine genauere Vorstellung dieser Lösung machen. Die gewonnen Erkenntnisse können wir verwenden, um im nächsten Kapitel eine alternative, modifizierte Variante zu entwickeln.

6.5 Waltons Vorschlag

Nach Walton ist eine fiktionale Äußerung als eine Art Spielzug in einem Rollenspiel zu verstehen, das durch das jeweilige fiktionale Werk „impliziert“ wird (Walton 1990, 408f.). In solch einem Rollenspiel dient das Werk als Requisit, das die Teilnehmer – d.h. die Rezipienten des

⁵⁴ Siehe insbesondere Walton 1973, 1978 und 1990. Die Ideen Waltons wurden später aufgegriffen und weitergeführt bzw. modifiziert u.a. in Evans 1982 (Kap. 10), Crimmins 1997, Yablo 1998 oder Recanati 2000. Zu einer Kritik der waltonischen Position, siehe z.B. Richard 2000 oder Voltolini 2006, Kap. 5.5 und 5.6.

Werks – aufgrund institutionalisierter oder auch zum Teil spontan eingeführter Regeln dazu verpflichtet, so zu tun, als seien bestimmte Inhalte wahr. Inhalte, in Bezug worauf im Rahmen eines solchen Spiels so getan werden soll, als seien sie wahr, bezeichnet Walton als „fiktional“ – sie sind nur „fiktionalerweise“ wahr und gelten nur im jeweiligen Spiel.⁵⁵ Doch nicht jeder „fiktionale“ Inhalt entspricht automatisch auch dem Inhalt eines bestimmten fiktionalen Werks. Konstitutiv für einen bestimmten Werkinhalt sind nur die Inhalte, in Bezug auf die im Rahmen eines *jeden* durch das Werk *autorisierten* Spiels so getan werden soll, als seien sie wahr, wobei autorisierte Spiele im Kontrast stehen zu inoffiziellen werksimplizierten Spielen.⁵⁶ Die

55 Eine kurze und prägnante Zusammenfassung des theoretischen Grundgerüsts findet sich in Walton 1990, S. 60f.:

It is the function of a representation to be used as a prop in certain sorts of games. Function in this case might be thought of as a matter of there being rules or conventions about how the work is to be used. Appreciators are supposed to play certain sorts of games with the work. And these are games whose players are subject to prescriptions, deriving from rules of the games and the nature of the work, to imagine certain propositions – those that are fictional in the work. So we can say that what is fictional in a work is what appreciators of it (qua appreciators of it) are to imagine. Likewise, ... what is fictional in a game is what players of the game are to imagine. In general, a proposition is fictional if there is a prescription to the effect that it is to be imagined.

Walton spricht an vielen Stellen auch von „fictional truths“ (siehe insbes. Walton 1990, Kap. 1.5) und „fictional worlds“ (z.B. in Walton 1990, 1.9), stets mit Betonung darauf, dass es sich um etwas handelt, das lediglich vorgestellt werden soll. Die Flexibilität des Begriffs des Fiktionalen verleitet – wie übrigens auch die des Begriffs „Schein“ – zur Produktion suggestiver Nominalphrasen, die vom ontologischen Standpunkt völlig harmlos sein sollten und lediglich heuristischen Zwecken dienen. Ich habe zu Beginn dieses Abschnitts jedoch auf einen möglichen Missbrauch des Begriffs der Scheinwahrheit hingewiesen (siehe insbesondere Anm. 53 oben), dem auch durch Waltons freizügige Rede von „fiktionaler Wahrheit“ Vorschub geleistet wird. In den letzten beiden Kapiteln von Walton 1990 bemüht sich Walton, diesbezügliche Zweifel auszuräumen. Um etwaigen Missverständnissen vorzubeugen, werde ich Waltons Begriff des Fiktionalen im weiteren Verlauf immer durch Anführungszeichen kenntlich machen.

56 Dies bedarf vielleicht einer kurzen Erläuterung. Walton schreibt:

... what is fictional in [a work] is what is (or would be) fictional in *any* game in

Unterscheidung zwischen autorisierten und inoffiziellen Spielen ermöglicht es Walton, auch jene fiktionalen Äußerungen systematisch in seine Konzeption vom fiktionalen Diskurs einzubinden, die thematisch über das in einem fiktionalen Werk Dargestellte hinausgehen. Der fiktionale Diskurs ist für ihn einfach die natürliche Form, sich sprachlich in solche Spiele einzubringen, ganz gleich, ob sie durch ein Werk autorisiert sind oder bloß inoffiziell gelten. Indem wir fiktionale Äußerungen tätigen, erfüllen wir sozusagen die sprachlichen Anforderungen, auf die uns die Teilnahme an einem werksimplizierten Spiel verpflichtet. Vor diesem Hintergrund bietet es sich geradezu an, fiktionale Äußerungen als Scheinbehauptungen zu betrachten, mithilfe derer auch genuine Behauptungen aufgestellt werden können.⁵⁷

which it is the function of the [work] to serve as a prop, and whose fictionality in such games is generated by the [work] alone. (Walton 1990, 60)

Unter den zahlreichen Spielen, die durch ein Werk impliziert werden, zeichnet sich die Menge der autorisierten Spiele dadurch aus, dass das Werk darin offiziell die Funktion hat, als Requisit zu dienen (Walton 1990, Kap. 1.7); in den übrigen werksimplizierten Spielen hält das Werk nur inoffiziell als Requisit her, deshalb nennt Walton sie „inoffizielle“ Spiele (Walton 1990, Kap. 10.4). Ob ein Spiel autorisiert oder inoffiziell ist oder überhaupt durch ein Werk impliziert wird, muss jeweils in Abhängigkeit vom Kontext bestimmt werden (Walton 1990, 409f.). Wie in vielen inoffiziellen Spielen soll sich der Rezipient allerdings auch in autorisierten Spielen zum Teil Vorstellungen über Dinge machen, die offenbar nicht zum Inhalt des Werks gehören – nach Walton ist es z.B. möglich, dass ich mir im Rahmen eines durch die Holmes-Geschichten autorisierten Spiels vorstellen soll, ich sehe oder kenne jemanden namens „Sherlock Holmes“, obwohl ich selbst natürlich nicht Gegenstand der Holmes-Geschichten bin, ebenso wie das für viele andere Rezipienten und ihre jeweiligen durch die Holmes-Geschichten autorisierten Spiele gilt. Deshalb entspricht der Werkinhalt auch nicht der Gesamtmenge der Inhalte, bezüglich derer die Rezipienten im Rahmen der werksautorisierten Spiele so tun sollen, als seien sie wahr. Vielmehr setzt sich der Werkinhalt aus der gemeinsamen Schnittmenge aller Inhalte zusammen, bezüglich derer die Rezipienten im Rahmen der werksautorisierten Spiele so tun sollen, als seien sie wahr. Durch den Schnitt entfallen alle kontextuellen und individuell durch die Rezipienten beigesteuerten inhaltlichen Zusätze.

57 Dies bedeutet nicht, dass mit jeder Scheinbehauptung in jedem Rollenspiel eine genuine Behauptung aufgestellt werden muss – wenn mit einer Äußerung in einem Rollenspiel keine genuine Behauptung, sondern bloß eine Scheinbehauptung aufgestellt wird, ist sie weder als wahr noch als falsch einzustufen. Übrigens wird nach Walton nicht ausnahmslos mit jeder Äußerung, die den Inhalt eines

Nun stellt der Hinweis, dass mit Scheinbehauptungen auch genuine Behauptungen zur Sprache gebracht werden können, zwar die Möglichkeit in Aussicht, den intuitiven Unterschied zwischen fiktionalen Äußerungen wie der von (1) und der von (2) theoretisch zu erfassen; solange aber nicht gesagt wird, welche Behauptungen mit fiktionalen Äußerungen eigentlich aufgestellt werden und wann diese wahr oder falsch sind, ist der Hinweis praktisch nutzlos. Angenommen also wir geben mit einer fiktionalen Äußerung vor, eine Behauptung aufzustellen, und behaupten dadurch tatsächlich etwas; was genau behaupten wir dann? Bzw. unter welchen Bedingungen ist eine solche Behauptung wahr?

Walton warnt in dem Zusammenhang davor, Wahrheit und Falschheit mit pragmatischer Angemessenheit und Unangemessenheit zu verwechseln (Walton 1990, 398). Viele Handlungen können aus irgendwelchen Gründen angemessen oder unangemessen sein, ohne deshalb gleich als wahre oder falsche Behauptungen durchzugehen, und dies schließt zum Schein aufgestellte Behauptungen mit ein. So mag die mit (1) aufgestellte Scheinbehauptung in einem gewissen pragmatischen Sinne angemessen oder gerechtfertigt sein, in dem es die mit (2) aufgestellte nicht ist. Sie mag vielleicht sogar „fiktionalerweise“ wahr

fiktionalen Werks betrifft, an einem entsprechen Rollenspiel teilgenommen. In gewissen Fällen, wo die Wertschätzung eines Werks besondere Distanz zum Werkinhalt verlangt (etwa aufgrund bestimmter formaler und inhaltlicher Brechungen), nimmt der wertschätzende Rezipient mit seiner Äußerung nicht wirklich an einem durch das Werk implizierten Spiel teil, sondern er gibt nur vor, an einem solchen Spiel teilzunehmen. D.h. er gibt nicht vor, eine Behauptung aufzustellen, sondern er gibt vor, dies vorzugeben (Walton 1990, S. 284ff. sowie S. 395). Es stellt sich jedoch die Frage, ob es wirklich sinnvoll ist, solch ein verbales Vorgeben zweiter Ordnung anzunehmen. Bei Vorstellungen zweiter Ordnung ist der Effekt der kognitiven oder emotionalen Distanzierung nachvollziehbar – es macht einen kognitiven bzw. emotionalen Unterschied, ob ich mir vorstelle, dass P, oder ob ich mir nur vorstelle, dass ich mir vorstelle, dass P – und dies ist der Unterschied, von dem Walton hier zunächst ausgeht. Allerdings lässt sich der Unterschied auf verbaler Ebene nicht unmittelbar reproduzieren (siehe dazu Anm. 60 unten). Des Weiteren ist unklar, ob es zur Erklärung der fraglichen Fälle wirklich Vorstellungen zweiter Ordnung bedarf oder ob die Fälle nicht ebenso gut auch durch die Mechanismen inoffizieller Rollenspiele aufgefangen werden könnten.

sein, während die andere „fiktionalerweise“ falsch ist. Doch dies allein gibt uns noch keinen Grund, die Äußerungen als genuine Behauptungen aufzufassen, geschweige denn sie als wahr oder falsch einzustufen. „Fiktionale“ Wahrheit ist, wie Walton an anderer Stelle hervorhebt, keine Sonderform von Wahrheit (Walton 1990, 41f.), ebenso wenig wie Scheinbehauptungen eine Sonderform von Behauptungen bilden.

Allerdings sieht Walton im Umstand, dass Scheinbehauptungen angemessen oder unangemessen sein können, die Grundlage für die Annahme einschlägiger Behauptungen. Es sei nämlich möglich, jemandem zu erkennen zu geben, dass ein bestimmtes Verhalten angemessen ist, indem man sich einfach selbst in dieser Weise verhält. So zeigt z.B. ein Gastgeber seinen ausländischen Gästen, wie die aufgetischten Speisen zu verzehren sind, indem er es einfach vormacht und die Speisen selbst auf entsprechende Weise verzehrt. Ebenso signalisieren Walton zufolge auch wir, wenn wir mit fiktionalen Äußerungen vorgeben, etwas zu behaupten, dass es gerade angebracht ist, dies zu tun. D.h. indem wir mit einer fiktionalen Äußerung vorgeben, eine bestimmte Behauptung aufzustellen, behaupten wir eigentlich, dass die vorgebliche Behauptung angemessen ist. Und wenn sich die vorgebliche Behauptung als angemessen erweist, wird die eigentliche Behauptung auch wahr sein.

Die Angemessenheit fiktionaler Äußerungen hier steht für Walton in unmittelbarem Zusammenhang mit ihrer „fiktionalen“ Wahrheit und Falschheit. Er betrachtet eine solche Äußerung nämlich als angemessen, wenn damit im Rahmen eines werksimplizierten Spiels vorgeblich etwas behauptet wird, das im Spiel wahr ist – kurz: wenn damit „fiktionalerweise“ die Wahrheit gesagt wird.⁵⁸ Aufgrund der oben

⁵⁸ Siehe Walton 1990, 399: „The appropriateness or acceptability in question is of a particular kind, that of fictionally speaking the truth in a game of make-believe authorized for the work in question.“ Walton spricht hier vom werksautorisierten und nicht vom werksimplizierten Spiel, weil er sich in diesem Abschnitt ausschließlich mit fiktionalen Äußerungen beschäftigt, die nicht über den Inhalt des einschlägigen Werks hinausgehen. Die Angemessenheit der übrigen fiktionalen Äußerungen ist auf dieselbe Weise zu verstehen, nur dass das jeweilige Spiel dabei eben nicht durch ein Werk autorisiert, sondern lediglich impliziert wird (vgl.

angesprochenen allgemeinen Verknüpfung zwischen der Angemessenheit fiktionaler Äußerungen und den damit aufgestellten Behauptungen fällt es nun nicht mehr schwer zu sagen, was wir im konkreten Fall mit einer fiktionalen Äußerung behaupten: das, was ich z.B. mit der fiktionalen Äußerung von (1) behaupte, wäre demnach wahr, wenn ich mit dieser Äußerung im Rahmen eines durch den *Märchenprinzen* implizierten Spiels vorgebe, eine Behauptung aufzustellen, und auf diese Weise im Spiel etwas sage, das im Spiel wahr ist – wenn ich damit also „fiktionalerweise“ etwas Wahres behaupte.

Doch so formuliert sind die Wahrheitsbedingungen missverständlich. Ist es wirklich so, dass ich mit der Äußerung eine Behauptung über mich und diese Äußerung aufstelle? Jemand anderes könnte mit einer solchen Äußerung genau dasselbe behaupten wie ich; er würde sich dabei aber nicht auf mich beziehen. Ebenso könnte die Behauptung auch mit einer anderen Äußerung, sogar in einer anderen Sprache, aufgestellt werden, etwa in Form des Satzes „Ipmul was a man of great wealth“; dabei spielten meine Äußerung und die von mir gewählten Worte offenbar keine Rolle. Da es sich aber jeweils um dieselbe Behauptung handelt, kann es auch in meinem Fall weder auf mich noch auf meine Äußerung ankommen.

Um derartige Missverständnisse zu vermeiden, bietet Walton eine andere Formulierung dessen an, was im konkreten Fall mit einer fiktionalen Äußerung behauptet wird. Diesem Vorschlag zufolge ist die Behauptung, die ich mit der fiktionalen Äußerung von (1) aufstelle, wahr genau dann, wenn gilt:

- (W1) *Der Märchenprinz* ist dergestalt, dass jemand, der im Rahmen eines dafür autorisierten Spiels auf die Art A* vorgibt, etwas zu tun, im Spiel „fiktionalerweise“ die Wahrheit sagt.⁵⁹

Walton 1990, 408).

⁵⁹ Dies entspricht den spezifischen Wahrheitsbedingungen, die in Walton 1990, S. 400, angegeben werden. Die allgemeine Formulierung findet sich bereits eine Seite

Bei dieser Formulierung der Wahrheitsbedingungen ist die Referenz auf mich und meine Äußerung getilgt. Stattdessen wird auf eine bestimmte Art, etwas vorzugeben, rekuriert. Auf diese Weise ist es möglich, dass ein anderer Teilnehmer an einem autorisierten Spiel durch eine andere fiktionale Äußerung dasselbe behauptet wie ich, solange er dabei auf die Art A* vorgibt, etwas zu tun. Allerdings fällt es schwer, diese Art eindeutig und absolut zu bestimmen, ohne unliebsame ontologische Verpflichtungen einzugehen. Walton zufolge ist es aber auch nicht nötig, eine absolute, individuierende Kennzeichnung dafür anzugeben. Der Bezug kann einfach ostensiv, durch das Vorführen einer einzelnen Instanz festgelegt werden. Die nächst liegende Instanz ist dabei natürlich die jeweilige Äußerung selbst (insofern könnte man auch von einer performativen Festlegung des Bezugs sprechen). D.h. ich spezifiziere die fragliche Art A* einfach dadurch, dass ich sie anhand meiner Äußerung von (1) beispielhaft vorführe. Und diese Möglichkeit kann, mutatis mutandis, von jedem Sprecher in Anspruch genommen werden, der eine fiktionale Äußerung tätigt.

Nun kann meine Äußerung von (1) viele verschiedene Arten, etwas vorgeblich zu tun, verkörpern. Insofern wäre es aussichtslos, mit meiner Äußerung eine bestimmte Art des Vorgebens anzeigen zu wollen, wenn nicht einigermaßen klar wäre, wie Äußerungen prinzipiell beschaffen sein müssen, um zur angezeigten Art zu zählen. Dies bedeutet nicht unbedingt, dass es ein unabhängiges, absolutes Kriterium geben muss, das bestimmte Äußerungen als Instanzen von A* ausweist. Aber es bedeutet, dass es zumindest eine besondere Beziehung geben muss, in der andere Äußerungen zur meinen stehen sollten, um als Instanzen von A* zu gelten. Gemäß Walton hat diese Beziehung etwas damit zu tun, was mit den Äußerungen „fiktionalerweise“ behauptet

zuvor (mit Verweis auf Evans 1982): „In general, when a participant in a game of make-believe authorized by a given representation fictionally asserts something by uttering an ordinary statement and in doing so makes a genuine assertion, what she genuinely asserts is true if and only if it is fictional in the game that she speaks truly”.

wird. Genauer und allgemeiner gesprochen: was eine Äußerung als Instanz einer bestimmten Art von vorgeblich ausgeführter Tätigkeit ausweist, ist der Umstand, dass „fiktionalerweise“ damit dasselbe behauptet wird wie mit der Äußerung, anhand derer die Art gerade vorgeführt wird. In unserem Fall gehört z.B. die fiktionale Äußerung des Satzes „Ipmul was a man of great wealth“ im Rahmen eines durch den *Märchenprinzen* autorisierten Spiels deshalb der Art A* an, weil mit dieser Äußerung im Spiel etwas behauptet wird, das „fiktionalerweise“ inhaltlich genau dem entspricht, was ich im Spiel gerade mit meiner Äußerung von (1) behaupte. Es wäre jedoch falsch, deswegen anzunehmen, dass es wirklich eine Proposition gibt, deren Wahrheit beide Male „fiktionalerweise“ behauptet wird – dazu wäre es erforderlich, dass es auch einen entsprechenden Mann namens „Ipmul“ gibt, was Walton ausdrücklich bestreitet. Allerdings ist es Walton zufolge „fiktionalerweise“ so – und zwar in einem potenziellen, durch den *Märchenprinzen* implizierten Spiel, welches beide Äußerungen umfasst –, dass es eine Proposition gibt, deren Wahrheit beide Male behauptet wird. Denn in solch einem erweiterten Spiel gilt „fiktionalerweise“, dass es einen bestimmten Mann gibt, der in beiden Fällen als Bezugsobjekt dient und von dem behauptet wird, er sei wohlhabend gewesen. So bildet die Relation der „fiktionalen“ Inhaltsgleichheit – in vertrauter nominalistischer Manier – die Grundlage für die Spezifizierung der relevanten Art, etwas vorgeblich zu tun, und liefert gleichsam den Schlüssel zum Verständnis von Waltons Auffassung nicht nur von (W1), sondern der Wahrheitsbedingungen von fiktionalen Äußerungen im Allgemeinen.⁶⁰

⁶⁰ Waltons Diskussion der Frage, wie eine bestimmte Art, etwas vorzugeben, angezeigt bzw. spezifiziert wird, findet sich in Walton 1990, 400ff.. Am Ende dieser Diskussion weist er auf die Möglichkeit hin, die einschlägige Art zu spezifizieren, ohne sie vorzuführen. Demnach könnte Helge z.B. den Satz (1) äußern, ohne sich damit auf eine vorgebliche Tätigkeit der Art A* einzulassen, und dabei dennoch dieselbe genuine Behauptung aufstellen wie ich, indem ich mit meiner Äußerung von (1) eine vorgebliche Tätigkeit der Art A* ausübe. In einem solchen Fall tut Helge allerdings so, als übe er eine vorgebliche Tätigkeit der Art A* aus, und verweist auf diesem Weg, durch eine Art Vorgeben zweiter Ordnung, auf die Art A* – so zumindest verstehe ich Walton, wenn er schreibt: „... he refers

Aufgrund dieser Wahrheitsbedingungen sollte nun deutlich werden, weshalb meine fiktionale Äußerung von (1) wahr ist und die von (2) falsch. Meine fiktionale Äußerung von (1) ist wahr, weil der *Märchenprinz* dergestalt ist, dass jemand, der im Rahmen eines dafür autorisierten Spiels auf die Art A* vorgibt, etwas zu tun, im Spiel „fiktionalerweise“ die Wahrheit sagt. Hingegen ist meine fiktionale Äußerung von (2) falsch, weil der *Märchenprinz* eben nicht dergestalt ist, dass jemand, der im Rahmen eines dafür autorisierten Spiels auf die Art B* vorgibt, etwas zu tun, im Spiel „fiktionalerweise“ die Wahrheit sagt (wobei „B*“ die Art, etwas vorgeblich zu tun, bezeichnet, die durch meine fiktionale Äußerung von (2) exemplifiziert wird). Das ist die Antwort auf die zu Beginn des Abschnitts gestellte Frage, die sich auf der Grundlage der waltonschen Rollenspiel-Konzeption des fiktionalen Diskurses ergibt.

6.6 Ein Problem für Waltons Vorschlag

Das Problem mit der waltonschen Antwort ist nicht so sehr, dass sie psychologisch unplausibel ist insofern, als viele Sprecher die hier angebotenen Wahrheitsbedingungen überhaupt nicht im Sinn haben, wenn sie eine fiktionale Äußerung wie die von (1) oder (2) vorbringen, geschweige denn über die technischen Begriffe verfügen, um die Wahrheitsbedingungen auszubuchstabieren. Mit der obigen

to [A*] not by displaying an example of it but by going through the motions of pretending in that manner, by using words which if used pretendingly would most likely be used in that kind of pretense” (Walton 1990, 404). Mir ist jedoch schleierhaft, was uns dazu veranlassen sollte, solch ein teilnahmsloses, mechanisches Vorgeben zweiter Ordnung einzufordern (ein Motiv wird oben in Anm. 57 angesprochen). Vor allen Dingen sehe ich nicht, weshalb es sich dabei um ein Vorgeben zweiter Ordnung handeln sollte anstatt, sagen wir, eines Vorgebens vierter Ordnung (es fällt schwer, die beiden Arten von Aktivität phänomenologisch auseinander zu halten). Doch ganz gleich, wie plausibel die Alternative erscheinen mag, sie bleibt jedenfalls kompatibel mit der generellen These, dass fiktionale Äußerungen keine herkömmlichen Behauptungen verkörpern, und ändert nichts an den Wahrheitsbedingungen, die Walton für fiktionale Äußerungen formuliert.

Formulierung der Wahrheitsbedingungen wird nicht beansprucht, etwas zu erfassen, das dem Sprecher selbst in der Form bewusst ist. Vielmehr handelt es sich um den Versuch, aus theoretischer Sicht objektiv die Bedingungen zu spezifizieren, die erfüllt sein müssen, damit das, was jemand mit einer fiktionalen Äußerung wie der von (1) eigentlich behauptet, wahr ist. Die subjektive Perspektive des Sprechers bleibt dabei jedoch nicht unberücksichtigt. Sie kommt in der Beschreibung dessen zur Geltung, was der Sprecher im Spiel „fiktionalerweise“ behauptet.

Das Problem kann auch nicht darin bestehen, dass die Sachverhalte, die die waltonschen Wahrheitsbedingungen beschreiben, angesichts so einfach erscheinender Äußerungen zu komplex sind. Es ist ja nicht so, dass wir einen Sachverhalt, nur weil er komplex ist, nicht interessant finden könnten oder ihn auf komplexe Weise ausdrücken müssten. Ganz im Gegenteil: die Komplexität des behaupteten Sachverhalts wäre gerade eine gute Erklärung dafür, weshalb sich letztlich eine einfache Form gefunden hat, den Sachverhalt zur Sprache zu bringen.

Das Problem hängt vielmehr mit der Unübersichtlichkeit des waltonschen Rollenspiel-Apparats zusammen. Obwohl sich Walton bemüht, die Mechanik und die Prinzipien solcher Spiele offen zu legen und begrifflich zu fassen, bleibt am Ende unklar, wo eigentlich die Grenzen des verwendeten Spielbegriffs liegen. Die fraglichen Spiele sind offenbar sehr leicht verfügbar, sodass immer dann, wenn ein Problem bezüglich fiktionaler Äußerungen auftritt, schnell ein potentielles, erweitertes Spiel zur Hand ist mitsamt den entsprechenden „fiktionalen“ Wahrheiten, die den nötigen Beitrag zur Lösung des Problems leisten. Wir konnten diesen Vorgang oben im Zusammenhang mit der Spezifizierung der Art A* beobachten. Als die Frage auftrat, was zwei fiktionale Äußerungen als Instanzen derselben Art, etwas vorgeblich zu tun, ausweist, wurde plötzlich ein erweitertes Spiel postuliert, an dem die beiden Sprecher hätten teilnehmen können, ohne voneinander Notiz zu nehmen. Eine solche Erklärung ist nicht nur ad

hoc, sondern wirft eben auch Zweifel auf über die Adäquatheit und den explanatorischen Wert des verwendeten Spielbegriffs. Denn potentielle Rollenspiele sind praktisch allgegenwärtig und lassen sich sehr flexibel – quasi als Allheilmittel – einsetzen. Dadurch verliert der Begriff des Rollenspiels zusehends an Profil und Glaubwürdigkeit und wird explanatorisch uninteressant.

Strukturell erinnert das Problem an die Schwierigkeiten, die wir im Zusammenhang mit der gegenstandsorientierten Strategie antrafen. Für vermeintliche Spannungen auf der sprachlichen Ebene war man dort bemüht, entsprechende Objekte zu finden, die die sprachlichen Verhältnisse simulieren und so die vordergründigen Ungereimtheiten auflösen sollten. Dies führte zu einer Inflation von Gegenständen, wodurch die Strategie ihren explanatorischen Witz verlor, weil die postulierten Gegenstände die Ungereimtheiten nicht auflösen konnten, sondern sie einfach erbten. In ähnlicher Weise scheint bei Walton die Annahme von Spielen überhand zu nehmen: für jede Ungereimtheit gibt es offenbar ein geeignetes Spiel, in dessen Rahmen sich die sprachlichen Verhältnisse auf quasi-gegenständlicher, aber ontologisch harmloser Ebene simulieren lassen. Dadurch wird der waltonsche Erklärungsapparat nicht nur unnötig aufgeblasen und schwerfällig, sondern er läuft eben auch Gefahr, explanatorisch stumpf zu werden.

Der Einwand bringt ein allgemeines Unbehangen zur Sprache und ist möglicherweise nicht spezifisch genug, um den waltonschen Ansatz ernsthaft zu bedrohen. Aber er weist auf einen Punkt hin, an dem der Ansatz zumindest anfällig ist. Für Vertreter der gegenstandsabgewandten Strategie ist es jedoch nicht unbedingt nötig, sich auf diese Auseinandersetzung einzulassen. Um dies zu sehen, wollen wir einen Schritt zurück treten und versuchen, eine allgemeinere Lösung zu formulieren, die den waltonschen Ansatz einerseits subsumiert, andererseits aber genügend Raum lässt für mögliche Alternativen. Die Lösung soll die Wahrheitstauglichkeit fiktionaler Äußerungen im Sinne Waltons erklären, ohne uns jedoch auf den aufwändigen Rollenspiel-Apparat festzulegen.

7. Die gegenstandsabgewandte Strategie (II)

7.1 Wahrheitsbedingungen

Auch wenn sich der waltonsche Ansatz im Rollenspiel-Gewand präsentiert und der Rollenspielbegriff praktisch allgegenwärtig ist, muss das keineswegs bedeuten, dass sich gewisse strukturelle Merkmale nicht herauslösen ließen. Das betrifft insbesondere die Idee, dass die Angemessenheit einer Äußerung zugleich Gegenstand dieser Äußerung sein kann. Sie liefert, wie bei Walton, die Grundlage für die Erklärung der Wahrheitstauglichkeit fiktionaler Äußerungen und bildet den Kern des Vorschlags, mit dem wir uns im vorliegenden Kapitel befassen wollen. Dem Vorschlag zufolge ist die Behauptung, die ich mit der fiktionalen Äußerung von (1) aufstelle, wahr genau dann, wenn gilt:

- (P1) Die Darstellungen im *Märchenprinzen* berechtigen zu dieser Scheinbehauptung (wobei die relevante Scheinbehauptung anhand der Äußerung, deren Wahrheitsbedingungen gerade angegeben werden, demonstriert wird).

Was zunächst auffällt, und was vielleicht das Verständnis von (P1) bzw. auch einen Vergleich mit Waltons (W1) erschwert, ist die eigentümliche Zweiteilung der Formulierung. Die lässt sich aber leicht erläutern. Der Teil außerhalb der Klammern gibt die Wahrheitsbedingungen der Behauptung wieder, die mit der fiktionalen Äußerung von (1) aufgestellt wird, während der Teil in Klammern Anweisungen dazu enthält, wie der Teil außerhalb der Klammern zu verstehen ist – die Anweisungen in Klammern gehören sozusagen nicht zu den eigentlichen Wahrheitsbedingungen der aufgestellten Behauptung, sondern zu den Hintergrundbedingungen, die helfen sollen zu erklären, wie die demonstrative Komponente der Wahrheitsbedingungen semantisch funktioniert. (Unter Umständen hätte

man sich die Zweiteilung sparen und anstelle von (P1) ausdrücklich selbstreferenzielle Wahrheitsbedingungen angeben können: die fiktionale Äußerung von (1) wäre dann wahr, wenn der *Märchenprinz* zu der Scheinbehauptung berechtigt, die durch die Äußerung exemplifiziert wird. Die in (P1) gewählte Formulierung ist jedoch vorzuziehen, weil sie den ostensiven Charakter der Äußerung unterstreicht und verdeutlicht, dass die Äußerung selbst für die Wahrheitsbedingungen der aufgestellten Behauptung im Grunde unwesentlich ist, denn dieselbe Scheinbehauptung hätte auch durch eine andere Äußerung aufgestellt werden können.)

Andere Aspekte von (P1) dürften indes größere Verständnisschwierigkeiten bereiten. So geben die Anweisungen in Klammern z.B. keine Auskunft darüber, was etwas zur „relevanten Scheinbehauptung“ macht. Ebenso unklar ist, was es für die relevante Scheinbehauptung heißt, „berechtigt“ zu sein. Diese Fragen sind weder Gegenstand der Semantik fiktionaler Äußerungen noch betreffen sie die meta-semantische Beschreibung der wirkenden semantischen Mechanismen; es geht vielmehr um die Individuation und Identität der Dinge und Beziehungen, die die Semantik als semantische Werte anführt. Das ist diesmal nicht unbedingt (oder nicht nur) als Zeichen für die Neutralität des Ansatzes gegenüber ontologischen Fragen zu werten, sondern hat vor allem mit der Allgemeinheit bzw. Abstraktheit der in (P1) verwendeten Begriffe zu tun. Um den Vorschlag angemessen diskutieren und beurteilen zu können, sollten wir uns also um die Auflösung dieser Begriffe bemühen.

Im vorliegenden Kapitel ist, um dies vielleicht noch einmal klarzustellen, zur Annahme, fiktionale Äußerungen seien Scheinbehauptungen, und zur Motivation dieser Annahme sowie zum Verhältnis der Annahme zu den Problemen der Existenz und der Referenz auf fiktive Individuen nicht viel Neues zu erwarten; grundsätzlich gilt hier, was im vorangegangenen Kapitel bereits gesagt wurde. In erster Linie kommt es darauf an, die Wahrheitstauglichkeit fiktionaler Äußerungen zu erklären und zu verstehen, welche

Behauptungen damit eigentlich aufgestellt werden. Und selbst dazu wird mit (P1) keine grundsätzlich neue Lösung angeboten; (P1) stellt vielmehr den Versuch dar, eine voraussetzungsärmere, modifizierte Fassung der in (W1) präsentierten Grundidee anzubieten, die die bislang angesprochenen Schwierigkeiten umgeht.

Die nächsten beiden Abschnitte beleuchten das begriffliche Grundgerüst von (P1): im Vordergrund stehen die Individuation von Scheinbehauptungen und die Relation der Berechtigung zu Scheinbehauptungen durch fiktionale Darstellungen. Einschlägige Beobachtungen und Überlegungen aus dem vorherigen Kapitel werden dabei aufgegriffen und vertieft. Im Anschluss daran wollen wir versuchen, eine Bewertung des Vorschlags vorzunehmen, und seine Tragfähigkeit an externen fiktionalen Äußerungen überprüfen. Die Diskussion einiger kritischer Fragen und Einwände im sechsten Abschnitt schließlich sollte weitere Aufschlüsse über das Wesen und den Stellenwert des gegenstandsabgewandten Ansatzes liefern.

7.2 Welche Scheinbehauptung?

Zunächst zur Spezifizierung dessen, was mit der „relevanten Scheinbehauptung“ in (P1) gemeint sein kann. Bei Waltons Vorschlag (W1) standen wir vor einer vergleichbaren Frage, als es darum ging, die vorgebliche Tätigkeit der Art A* zu spezifizieren. Dort kommt der Äußerung selbst gleich eine doppelte Funktion zu. Zum einen wirkt sie gleichsam als verbaler Zeigefinger: der Sprecher bedient sich der Äußerung selbst, um auf A* hinzuweisen. Zum anderen dient die Äußerung als Muster bei der Individuation von A*: A* umfasst nämlich genau die Äußerungen, die in einem potentiellen erweiterten Rollenspiel „fiktionalerweise“ denselben Inhalt haben wie das vorliegende Muster. Dabei wird das relationale Kriterium der Inhaltsgleichheit von Walton nicht weiter problematisiert. Er scheint einfach davon auszugehen, dass zwei Äußerungen eben dann inhaltsgleiche vorgebliche Tätigkeiten

verkörpern, wenn es in einem potentiellen, beide Äußerungen umfassenden Spiel „fiktionalerweise“ eine Proposition gibt, die sie beide in diesem Spiel ausdrücken. Es wurde am Ende des letzten Kapitels bereits angedeutet, welche Last hier auf dem Begriff des Rollenspiels liegt und welche Gefahr damit verbunden ist. Denn es ist nicht klar, inwiefern die Postulierung potentieller, erweiterter Spiele, durch deren Regeln die Teilnehmer angewiesen sind, so zu tun, als drückten gewisse Äußerungen bestimmte Propositionen aus, wirklich zur Lösung von Problemen beiträgt anstatt sie nur zu verschieben.

Die Frage, die Walton in dem Zusammenhang behandelt, ist jedoch eine grundsätzliche und stellt sich auch dann, wenn man auf den waltonschen Rollenspiel-Apparat verzichtet, nur in abgewandelter Form. Wir können eine Spezifizierung der „relevanten Scheinbehauptung“ in (P1) nach dem Vorbild Waltons vornehmen, ohne uns die Lasten des Rollenspiel-Apparats aufzubürden. Mit Walton können wir nämlich sagen, dass die relevante Scheinbehauptung anhand der Äußerung angezeigt wird, die sie verkörpert – die Äußerung selbst dient sozusagen als Hinweis auf die Scheinbehauptung, indem sie sie verkörpert. Damit ist automatisch klar, dass Scheinbehauptungen keine Einzelvorkommnisse sind, sondern Typen, die durch unterschiedliche Äußerungen verkörpert werden können. (Dies muss auch so sein, da die fiktionale Äußerung auch unter Umständen, in denen sie nicht getätigt wird, wahr sein können sollte.) Da in (P1) jedoch nicht auf eine besondere Art von vorgeblich ausgeführter Tätigkeit verwiesen wird, sondern eben direkt auf eine bestimmte Scheinbehauptung, braucht die Art von vorgeblich ausgeführter Tätigkeit nicht mehr umständlich über das Kriterium der Inhaltsgleichheit mit einer vorliegenden Musteräußerung bestimmt zu werden. Statt dessen bleibt aber die Frage nach der Individuation von Scheinbehauptungen, und hier wird der inhaltliche Aspekt möglicherweise wieder relevant.

Die Schwierigkeit hängt nicht mit der Unterbestimmtheit bzw. Kontextabhängigkeit der demonstrativen Komponente in (P1) zusammen. Wir können versuchen, das demonstrative Element in (P1)

loszuwerden, indem wir es z.B. durch eine strukturelle Beschreibung der Scheinbehauptung, auf die es sich beziehen soll, ersetzen. (P1) ließe sich dann folgendermaßen paraphrasieren:

(P1*) Die Darstellungen im *Märchenprinzen* berechtigen dazu, vorgeblich mit „Ipmul“ auf jemanden Bezug zu nehmen und ihm großen Wohlstand zuzuschreiben.

Die Formulierung (P1*) ist keineswegs als Verbesserung oder Präzisierung von (P1) zu verstehen. Sie gibt lediglich das, was mit der fiktionalen Äußerung von (1) behauptet wird, auf eine andere, vielleicht etwas anschaulichere, wenn auch nicht gleichwertige Weise wieder. In (P1*) fließen kontextuelle Informationen über die getätigte Äußerung ein, die in (P1) noch nicht enthalten sind und die nicht unbedingt zu den Wahrheitsbedingungen der Äußerung gehören. So wird etwa der Name genannt, der in der Äußerung von (1) verwendet wird, um eine Scheinbezugnahme vorzunehmen. Dieser kontextuelle Zusatz ist substantiell, denn die Erfüllung der in (P1*) aufgeführten Bedingungen ist zwar hinreichend für die Wahrheit der fiktionalen Äußerung von (1), sie scheint aber nicht unbedingt notwendig dafür zu sein. Die Scheinbezugnahme hätte unter Umständen nämlich auch mit anderen Mitteln vorgenommen werden können, ohne an der Wahrheit der Äußerung etwas zu ändern – beispielsweise hätte man die Bezeichnung „der Märchenprinz“ statt des Namens „Ipmul“ verwenden oder gar einen vollkommen neuen Namen in Anlehnung an den alten einführen können.⁶¹ Doch derartige Verschiebungen sind zu erwarten, da konkrete

⁶¹ Dieser Punkt ist kontrovers, aber durchaus vertretbar. Angesichts der Voraussetzung, dass es bei der Verwendung fiktionaler Namen wie „Ipmul“ in fiktionalen Äußerungen keine Bezugsgegenstände geben kann, wird sogar der Unterschied zwischen der Verwendung eines solchen Namens und einer entsprechenden Kennzeichnung, bei der z.B. der Name nur genannt wird, verschwindend dünn. Da die Verwendung des Namens nicht faktisch in einem Bezugsgegenstand verankert ist, können die semantischen bzw. modalen Diskrepanzen zwischen der Verwendung von Namen und Kennzeichnungen, auf die Kripke (1980) aufmerksam gemacht hat, hier nicht auftreten. Wie in den vorangegangenen Kapiteln herausgearbeitet, kann der Ausgangspunkt für die

Daten eingesetzt werden, die in (P1) offen gelassen bzw. bewusst ausgeklammert sind.

Ein weiterer Nachteil von (P1*) gegenüber (P1) besteht darin, dass die Beschreibung der Scheinbehauptung den Begriff der vorgeblichen Bezugnahme auf ein Individuum (bzw. der vorgeblichen Zuschreibung von Eigenschaften) bemüht. Solange unklar ist, was eine solche vorgebliche Bezugnahme (bzw. Eigenschaftszuschreibung) von einer anderen unterscheidet, bleibt auch un(ter)bestimmt, welche Scheinbehauptung die Beschreibung erfüllt. Da die Individuation von vorgeblichen Bezugnahmen im Grunde aber noch einmal die gleichen Fragen aufwirft wie die von Scheinbehauptungen selbst, bringt der Übergang von (P1) zu (P1*) keinen wirklichen Fortschritt.

Es gibt jedoch andere Verfahren, auf die zurückgegriffen werden kann, um zu bestimmen, welche Scheinbehauptung mit einer fiktionalen Äußerung aufgestellt wird. All diese Verfahren sollten vereinbar sein mit der gegenstandsabgewandten Erklärungsstrategie. Das erste Verfahren ordnet jedem geäußerten Satz einen bestimmten wörtlichen Satzinhalt zu. Dieser fixe Inhalt wird im Falle einer gewöhnlichen Behauptung für wahr erklärt, während im Falle einer Scheinbehauptung nur so getan wird, als würde man ihn für wahr erklären. D.h. eine Scheinbehauptung kann mit einer gewöhnlichen Behauptung inhaltlich übereinstimmen, wenn sie beide mittels desselben Satzes (oder synonyme Sätze) geäußert werden. Welche Scheinbehauptung wir mit der Äußerung eines Satzes aufstellen, hängt mithin davon ab, welchen Inhalt wir damit vorgeblich für wahr erklären. Je nachdem, wie der Inhalt eines geäußerten Satzes aufgefasst wird, werden sich unterschiedliche Varianten ergeben. Geht man beispielsweise davon aus,

Verwendung eines fiktionalen Namens in fiktionalen Äußerungen nicht der kausale Kontakt zu einem bestimmten Individuum sein, sondern er besteht allein in der Einführung des Namens durch den Autor in einem fiktionalen Werk, und diese Einführung kann nur auf deskriptivem Wege geschehen. Wenn der deskriptive Teil anschließend in einer Kennzeichnung verwendet wird, um eine Scheinbezugnahme vorzunehmen, ist nicht klar, wodurch sich diese Scheinbezugnahme von einer mit dem entsprechenden Namen vorgenommenen Scheinbezugnahme unterscheiden sollte.

dass solche Inhalte sich aus bestimmten Individuen und Eigenschaften zusammensetzen, dann wird man vermutlich fiktive Gegenstände und Sachverhalte postulieren, um anzugeben, welche Scheinbehauptung mit einer Äußerung wie der von (1) aufgestellt wird. Nimmt man hingegen an, dass verwendete Bezeichnungen und Sätze einen Inhalt haben können ungeachtet dessen, ob ihnen wirklich Individuen und Sachverhalte entsprechen, dann kommt man auch ohne fiktive Entitäten aus; die Inhalte können dabei unterschiedlich konzipiert sein: das Spektrum reicht von Kombinationen von Begriffen und begrifflichen Rollen, über abstrakte Abbildungsfunktionen und mengentheoretische Konstrukte, bis hin zu Dispositionsmustern und Regeln zur Verwendung von Ausdrücken.⁶² Sollte mit einem Satz neben einer Scheinbehauptung, wie in unserem Fall, auch eine genuine Behauptung aufgestellt werden, hängt der Wahrheitswert und Inhalt der genuine Behauptung lediglich indirekt vom wörtlichen Satzinhalt ab.

Das zweite Verfahren setzt nicht voraus, dass mit dem Aufstellen einer Scheinbehauptung ein fixer Satzinhalt ausgedrückt wird. Die Idee ist vielmehr, dass wir, wenn wir mit der Äußerung eines Satzes eine Scheinbehauptung aufstellen, lediglich vorgeben, einen bestimmten Inhalt auszudrücken. Genauer: wir geben vor, bestimmte Bedingungen auszudrücken, die erfüllt sein müssten, damit die Äußerung wahr würde. Da wir dies jedoch tatsächlich nicht tun, wäre die Äußerung selbst dann nicht wahr, wenn diese Bedingungen (zufällig) erfüllt wären. Welche Bedingungen wir mit der Äußerung eines Satzes vorgeben auszudrücken, hängt von der herkömmlichen semantischen Funktion der jeweiligen Satzglieder ab. Angenommen, die herkömmliche Funktion

62 Die erste Variante knüpft sich an eine (neo)russellianischen Auffassung von geäußerten Satzinhalten (siehe z.B. Kaplan 1989a oder Salmon 1998) und verträgt sich mit allen drei besprochenen Konzeptionen fiktiver Individuen. Die zweite Variante orientiert sich an fregeanischen oder aber deflationistischen Auffassungen solcher Inhalte (siehe z.B. Searle 1969 bzw. Davidson 1967 und Horwich 1998). Gemäß diesem ersten Verfahren ist der Beitrag einer Bezugnahme und einer Scheinbezugnahme zum Inhalt eines geäußerten Satzes prinzipiell derselbe, nur wird der Beitrag im einen Falle so geleistet, dass sich eine Behauptung ergeben kann, und im anderen nicht.

einer Bezeichnung besteht darin, ein bestimmtes Individuum zu bezeichnen, und die eines Prädikats, Dinge zu klassifizieren; dann wären die Bedingungen, die wir mit der fiktionalen Äußerung von (1) vorgeben auszudrücken, erfüllt, wenn ein bestimmtes Individuum namens „Ipmul“ zur Menge der wohlhabenden Menschen gehört. Da die Ausdrücke jedoch nicht in ihrer herkömmlichen, sondern in einer davon abgeleiteten Funktion verwendet werden, können sie ein Individuum weder wirklich bezeichnen noch klassifizieren. Dennoch ist es möglich, Scheinbehauptungen auf diese Weise eindeutig zu bestimmen. Mit zwei Äußerungen stellen wir dieselbe Scheinbehauptung auf genau dann, wenn die Erfüllungsbedingungen, die wir damit vorgeben auszudrücken (und die wir vorgeblich für erfüllt erklären), dieselben sind.⁶³

Das dritte Verfahren schließlich stützt sich bei der Individuation von Scheinbehauptungen weder auf ausgedrückte noch auf vorgeblich ausgedrückte Inhalte. D.h. es wird nicht eigens eine inhaltliche Komponente isoliert, um Scheinbehauptungen zu bestimmen. Scheinbehauptungen werden einfach als Mengen von Äußerungen aufgefasst, die über eine primitive Äquivalenzrelation miteinander verknüpft sind. Um die jeweilige Äquivalenzklasse auszumachen, genügt es, ein Element aus der Klasse als Muster vorliegen zu haben. Der Form halber könnte man die Äquivalenzrelation sogar als eine Beziehung der „Inhaltsgleichheit“ bezeichnen (und in ähnlicher Weise könnte man die entsprechende Äquivalenzrelation bei Scheinbezugnahmen auch „Bezugsgleichheit“ nennen); doch dies sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich um eine primitive Relation handelt und dass es keinen gesondert spezifizierbaren Inhalt geben muss, der den Äußerungen zukommt.⁶⁴

Wie bereits gesagt, der gegenstandsabgewandte Ansatz und die

⁶³ Das entspricht in etwa auch der Auffassung, die Walton (1990, Kap. 10) voraussetzen scheint. Es ist jedoch nicht unbedingt nötig, vorgeblich ausgedrückte Äußerungsinhalte im Sinne von Erfüllungsbedingungen aufzufassen. Irgendeine im Zusammenhang mit der vorherigen Alternative genannten Konzeptionen von Satzinhalten wäre vermutlich ebenso geeignet

⁶⁴ Dieser Vorschlag wäre die konsequenteste Durchführung des bei Waltons Lösung angewandten nominalistischen Verfahrens.

mit (P1) angegebenen Wahrheitsbedingungen für die fiktionale Äußerung von (1) sind neutral gegenüber diesen Alternativen. Strategisch gesehen scheint die zweite die attraktivste zu sein. Die erste Alternative verpflichtet entweder auf die Annahme fiktiver Individuen als semantischer Werte oder sie setzt voraus, dass die normale semantische Aufgabe von Eigennamen über die Funktion, ein Individuum zu bezeichnen, hinausgeht. Die dritte Alternative ist ontologisch bzw. semantisch deutlich weniger kostspielig, dafür ist sie sachlich nicht sehr informativ – es erscheint unbefriedigend, die Klassifikation von Scheinbehauptungen als einen primitiven, nicht weiter auflösbaren Vorgang zu betrachten. Die zweite Alternative indes gibt genügend Auskunft über die Natur und Individuation von Scheinbehauptungen, ohne die ontologischen bzw. semantischen Kosten eingehen zu müssen, worauf die erste Alternative verpflichtet. Gewiss, am Ende könnte es sich herausstellen, dass die Erfüllungsbedingungen von Scheinbehauptungen nicht durchweg ohne die Annahme fiktiver Gegenstände spezifizierbar sind. Aber das würde keineswegs bedeuten, dass Scheinbehauptungen (geschweige denn genuine Behauptungen) durch fiktive Gegenstände bewahrheitet werden. Fiktive Gegenstände gehörten weder zu den Wahrmachern von Scheinbehauptungen (und Behauptungen) noch wären sie Bestandteil ihrer Erfüllungsbedingungen. Sie dienten als externe Kriterien, im Rekurs worauf sich bestimmen ließe, welche Scheinbehauptungen denselben Inhalt haben und welche nicht. Insofern müssten sie auch nicht all die Eigenschaften besitzen, die ihnen mit wahren fiktionalen Äußerungen vorgeblich zugeschrieben werden. Was für die Identität dieser Gegenstände wirklich von Belang wäre, wäre die zugehörige Scheinbezugnahme in den einschlägigen fiktionalen Werken. – All das braucht hier jedoch nicht ausgebreitet zu werden, denn es ist alles andere als erwiesen, dass die Annahme fiktiver Gegenstände für die Spezifikation der Erfüllungsbedingungen von Scheinbehauptungen, und damit für die Individuation der Scheinbehauptungen selbst, tatsächlich erforderlich ist. Sollte sie erforderlich sein, wäre sie jedenfalls weit weniger problematisch als sie

es im Rahmen der gegenstandsorientierten Erklärungsstrategie gewesen ist.

Solch ein Überblick über die verfügbaren Alternativen liefert natürlich allenfalls nur Hinweise und ist von einer detaillierten Klärung der Frage, wie Scheinbehauptungen voneinander unterschieden werden, weit entfernt. Andererseits sind die aufgeführten Individuationsverfahren aber allesamt nicht neu und gleichen jenen, die wir schon zur Individuation ganz gewöhnlicher Behauptungen heranziehen. D.h. die Methoden und Annahmen, auf die wir zurückgreifen, um zu bestimmen, was eine Behauptung von einer anderen unterscheidet, stehen auch bei Scheinbehauptungen zur Verfügung (dies schließt z.B. die Annahme fiktiver Gegenstände mit ein.) Der entscheidende Unterschied liegt allerdings im Anwendungsbereich der Individuationsverfahren. Während die Individuation einer Behauptung in engem Zusammenhang steht mit der Frage der Wahrheit oder Falschheit der Behauptung, ist diese Verbindung im Falle von Scheinbehauptungen gekappt: das, was eine Scheinbehauptung von einer anderen unterscheidet, kann nichts sein, wovon die Wahrheit oder Falschheit der Scheinbehauptung abhängt, denn Scheinbehauptungen sind ja grundsätzlich weder wahr noch falsch. (Die Beziehung zwischen der Scheinbehauptung und dem, was sie individuiert, kann daher nicht als eine Referenz- bzw. Korrespondenzrelation aufgefasst werden.) Im Vergleich zu gewöhnlichen Behauptungen treten also keine neuen Anforderungen hinzu, es fallen vielmehr welche weg, und das macht die Aufgabe insgesamt überschaubarer.

7.3 Berechtigung zu Scheinbehauptungen

Nach diesen Hinweisen zur Spezifikation von Scheinbehauptungen wollen wir uns nun dem anderen noch zu beleuchtenden Aspekt von (P1) zuwenden, nämlich der Berechtigung von Scheinbehauptungen

durch fiktionale Darstellungen. Eine mögliche Antwort auf die Frage der Berechtigung hat Walton bereits angeboten. Nach Walton wird der Umgang mit fiktionalen Werken mittels der Regeln reguliert, wodurch die werksbezogenen Rollenspiele bedingt bzw. konstituiert werden. Aufgrund dieser Regeln sind die Rezipienten eines Werkes dazu verpflichtet, so zu tun, als seien bestimmte Darstellungen wahr.⁶⁵ Ob eine werksbezogene Scheinbehauptung berechtigt ist oder nicht, hängt im Wesentlichen davon ab, ob sie eine Instanz der Art von vorgeblich ausgeführter Tätigkeit ist, worauf die Spielregeln die Werksrezipienten verpflichten. Dabei müssen es keineswegs die spezifischen Absichten des Werkautors sein, die festlegen, welche Regeln im Spiel gelten und welche Art von Verhalten durch das Werk mithin geboten ist. Worauf es in dem Zusammenhang vielmehr ankommt, ist unser allgemeines Grundverständnis solcher Werke. Dieses Grundverständnis speist sich aus konventionellen Praktiken und Traditionen, die sich mit dem Aufkommen fiktionaler Werke und dergleichen irgendwann innerhalb der Gemeinschaft herausgebildet haben.⁶⁶

⁶⁵ Die Regeln und Prinzipien, die bestimmen, was zum Inhalt eines fiktionalen Werks gehört, sind vielfältig und sehr komplex. Vgl. dazu die ausführliche Diskussion in Walton 1990, Kap. 4. Siehe auch Evans 1982, Abschnitt 10.2 und die Verweise in Anm. 13 oben.

⁶⁶ Siehe z.B. Walton 1990, 38 und 52. Walton sträubt sich, die Darstellungen in einem fiktionalen Werk wesentlich als kommunikative Akte eines Autors aufzufassen. Zwar können Autoren mit ihren werkskonstitutiven Darstellungen bestimmte Absichten in Bezug auf die Rezipienten verfolgen, aber die Funktion, die den Darstellungen in fiktionalen Werken zukommt, ist nicht unmittelbar mit diesen Absichten verknüpft. Aus Waltons Sicht besteht der Beitrag des Autors einfach darin, ein bestimmtes Requisit in einem Rollenspiel herzustellen:

The institution of fiction centers not on the activity of fiction makers but on objects – works of fiction or natural objects – and their role in appreciators' activities, objects whose function is to serve as props in games of make-believe. Fiction making is merely the activity of constructing such props.

The fiction maker does come into play insofar as function is understood to depend on her intentions. But it need not be understood to depend on them. ... Along with the act of fiction making (and that of presenting or displaying a fiction) we must exclude *communication* in any sense involving human communicators from the essence of fiction. (88f.)

Alternative Ansätze binden die spezifische Funktion der Darstellungen in einem fiktionalen Werk allerdings stärker an die Absichten des Autors. So wird angenommen, es sei für die Darstellungen in fiktionalen Werken wesentlich, dass der Autor dabei die Absicht verfolgt, die Rezipienten dazu zu bewegen, so zu tun, als handelten die Darstellungen von wirklichen Individuen und Begebenheiten, und zwar ungeachtet dessen, ob es solche Individuen und Begebenheiten wirklich gibt. Es macht für den Autor jedoch nur dann Sinn, solch eine Absicht zu verfolgen, wenn er auch erwarten kann, dass die Rezipienten zum einen in der Lage sind, entsprechend zu reagieren, und zum anderen in seiner Absicht einen Grund sehen, sich eben so zu verhalten. Andernfalls wäre völlig unklar, weshalb sich die Rezipienten nach den Intentionen des Autors richten sollten. D.h. der Autor beabsichtigt, dass die Rezipienten sich durch seine Darstellungen zu einer bestimmten Reaktion bewegen lassen, weil sie in seiner Absicht

Wenn dies allerdings bedeuten sollte, dass sämtliche Absichten aus der Erklärung fiktionaler Werke gestrichen werden können, erscheint die Position unplausibel. Denn die (stillschweigenden) Konventionen, die unser Grundverständnis fiktionaler Werke leiten und ohne die ein Gegenstand nicht als fiktionales Werk eingestuft werden könnte, müssen sich irgendwie aus früheren (kommunikativen) Absichten und Akten ergeben. Walton nimmt keine Stellung zu diesem Punkt.

Aber möglicherweise ist auch diese mittelbare, lediglich historische Verbindung zwischen Absichten und fiktionalen Werken noch zu schwach. Selbst die Figuren und Gesichter, die wir in vorüberziehende Wolken hineindeuten, oder die Zeichen und Sätze, die wir in natürliche Felsfurchen hineinlesen, erhalten demzufolge den Status von werkskonstitutiven Darstellungen, den Walton ihnen bereit ist zuzuschreiben, wenn überhaupt, dann doch nur dadurch, dass wir sie tatsächlich und mit Absicht wie fiktionale Werke behandeln (vgl. Lamarque & Olsen 1994, 48). Wenn wir solchen natürlichen Erscheinungen überhaupt den Status fiktionaler Werke zugestehen wollten, dann läge es näher, sie im Sinne von Ready-mades aufzufassen, die dadurch zu fiktionalen Werken werden, dass wir die Disposition haben, sie als fiktionale Werke zu betrachten. Einigen Kritikern jedoch gehen selbst solche Zugeständnisse noch zu weit. Schließlich mache es einen Unterschied, ob etwas wirklich ein fiktionales Werk ist oder ob es nur für ein solches gehalten wird. Dieser Unterschied ließe sich kaum mehr aufrechterhalten, wenn der tatsächliche Status eines Werkes allein von den Meinungen und Absichten der Rezipienten abhängig gemacht würde (vgl. z.B. Currie 1990, 36, oder Lamarque & Olsen 1994, 48f.).

einen Grund zu dieser Reaktion sehen. Die Rezipienten wiederum können dieser Absicht entsprechen, wenn sie in ihr einen Grund erkennen, sich nach ihr zu richten, und über die Fähigkeit verfügen, in der beabsichtigten Weise zu reagieren.⁶⁷ Eine werksbezogene Scheinbehauptung ist dann durch das Werk berechtigt, wenn sie im Einklang steht mit den spezifischen Reaktionen, die der Autor mit den entsprechenden Darstellungen im Werk beabsichtigt. Dieser Ansatz macht den Spielbegriff entbehrlich und rückt die intentionalen Akte von Autor und Rezipient stärker in den Mittelpunkt.

Ein verwandter Vorschlag aus der Sprechakttheorie hebt die Tätigkeit des Autors noch stärker hervor. Der Stellenwert werkskonstitutiver Darstellungen wird hier zunächst nicht davon abhängig gemacht, wie der Rezipient reagieren soll, sondern

⁶⁷ Dies ist eine stark verkürzte Anwendung der griceschen kommunikativen Intentionen auf werkskonstitutive Darstellungen (Vgl. Grice 1989, insbes. Aufsätze 5 und 14; ebenso Schiffer 1972). Bei näherem Hinsehen erweisen sich die kommunikativen Intentionen des Autors als erheblich komplexer: Der Autor eines fiktionalen Werks beabsichtigt mit einer werkskonstitutiven Darstellung, die ein bestimmtes, öffentlich erkennbares Merkmal besitzt (z.B. eine bestimmte Form oder eine bestimmte konventionelle Bedeutung), dass potentielle Rezipienten der Darstellung

- (1) erkennen, dass die Darstellung dieses Merkmal tatsächlich besitzt;
- (2) erkennen, dass der Besitz des Merkmals durch die Darstellung vom Autor intendiert ist;
- (3) erkennen, und zwar auf Grund von (2), dass der Autor beabsichtigt, sie (die Rezipienten) sollten so tun, als sei mit der Darstellung etwas dargestellt, das der Wahrheit entspricht, ungeachtet dessen, ob dies wirklich der Fall ist;
- (4) so tun, und zwar auf Grund von (3), als sei das, was die Darstellung vorgeblich darstellt, der Fall.

Die Bedingungen (1) und (2) stellen sicher, dass ein Autor nicht beliebige Darstellungen wählen kann, um die Rezipienten zu den beabsichtigten Vorstellungen anzuleiten, sondern dass er dafür auf bereits vertraute Merkmale zurückgreifen muss. Hier kommt, wenn man so will, die Abhängigkeit der Verwendung von Darstellungen in fiktionalen Werken von ihrer herkömmlichen Verwendung außerhalb solcher Werke zum Tragen.

Eine ausführlichere Diskussion zur Anwendung des griceschen Ansatzes auf fiktionale Werke mit einschlägigen Literaturhinweisen findet sich in Currie 1990 und Lamarque & Olsen 1994.

ausschließlich davon, wie der Produzent agiert. Während der Autor eines dokumentarischen Werks mit seinen Darstellungen tatsächliche Begebenheiten beschreibt, gibt der Autor eines fiktionalen Werks nur vor, dies zu tun. Er vollzieht keine vollwertigen illokutionären Akte, sondern er tut nur so, als ob. Allerdings werden die Reaktionen der Rezipienten relevant, sobald man sich vergegenwärtigt, dass die genuinen und vorgeblichen Akte der Autoren zum Teil durch ihren spezifischen kommunikativen Zweck individuiert werden und dieser Zweck seinerseits untrennbar mit der Reaktion der Rezipienten verknüpft ist. So liegt ein wesentlicher Unterschied zwischen dem, was jemand macht, wenn er lügt, und dem, was er macht, wenn er vorgibt, etwas zu behaupten, darin, welchen Effekt er beim Adressaten der Äußerung bezweckt. Beide Male wird derselbe indikative Satz verwendet, und beide Male wird bewusst etwas geäußert, das (wörtlich genommen) nicht den Tatsachen entspricht. Im einen Fall soll der Adressat aber getäuscht werden und im anderen nicht. In diesem Sinne könnte der Autor eines fiktionalen Werks auch dann, wenn es sich bei seinen Darstellungen um keine vollwertigen, sondern nur um vorgebliche illokutionäre Akte handelt, systematisch bestimmte illokutionäre oder perlokutionäre Effekte beim Rezipienten bezwecken.⁶⁸ Angesichts dessen wäre eine werksbezogene Scheinbehauptung als berechtigt zu betrachten, wenn sie zu den

68 Searle (1974) fasst werkskonstitutive Darstellungen in sprachlich verfassten fiktionalen Werken als lediglich vorgegebene illokutionäre Akte auf, denen die illokutionäre Absicht zu Grunde liegt, die Rezipienten erkennen zu lassen, dass die herkömmlichen illokutionären Regeln außer Kraft sind. Er unterlässt aber eine Diskussion evtl. beabsichtigter perlokutionärer Effekte, da er darin offenbar kein bestimmendes Merkmal fiktionaler Werke sieht. Dies spricht aber nicht dagegen, dass es einen systematischen Zusammenhang zwischen nur vorgegebenen illokutionären Akten und beabsichtigten perlokutionären Effekten geben könnte. Die Auffassung werkskonstitutiver Äußerungen als vorgegebener illokutionärer Akte scheint durchaus verträglich mit der Annahme, dass ihnen die Absicht zu Grunde liegt, beim Rezipienten gewisse Aktivitäten auszulösen. (Vgl. hierzu auch die Diskussion und Kritik in Sutrop 2002. Sutrop bestreitet nicht, dass die Darstellungen in fiktionalen Werken auch systematisch durch bestimmte illokutionäre und perlokutionäre Absichten begleitet werden können, jedoch hält sie diese für sekundär.)

Effekten gehört, worauf die vorgeblichen illukotionären Akte des Werkautors abzielen. Der Umstand, dass bestimmte Arten von Äußerungen durch ihren kommunikativen Zweck mit individuiert werden müssen, bedeutet nicht, dass der Zweck Bestandteil des Äußerungsinhalts ist; es bedeutet aber, dass er konstitutiv ist für die einschlägige Art von kommunikativem Akt. Ebenso wenig geht daraus hervor, dass der Äußerungszweck durch die individuellen Sprecherabsichten festgelegt sein muss; er kann sich auch rein konventionell herausgebildet haben.⁶⁹

Wie auch immer nun die Standards begründet werden, die uns als Rezipienten eines fiktionalen Werks dazu verpflichten, so zu tun, als seien die werkskonstitutiven Darstellungen wahr – aus der Begründung allein erhellt noch nicht, wie sich aus solch einer Verpflichtung die Berechtigung zu bestimmten Scheinbehauptungen ergeben sollte. Wenn die durch fiktionale Werke auferlegten Verpflichtungen auch die Verpflichtung enthielten, bestimmte Scheinbehauptungen aufzustellen, ließe sich daraus vielleicht auch eine Berechtigung zu solchen

⁶⁹ Um zu erklären, wie die inhaltliche Vermittlung bei fiktionalen Werken wirklich funktionieren kann, scheint auch hier der Rekurs auf eine Art allgemeines Grundverständnis wie bei Walton unvermeidbar. Denn die Tatsache, dass die Darstellungen in fiktionalen Werken bestimmte Anforderungen an die Rezipienten stellen, bedeutet nicht automatisch, dass die Anforderungen auch wahrgenommen oder erfüllt werden. Die erfolgreiche Umsetzung des kommunikativen Zwecks hängt weitgehend von der Vertrautheit der beteiligten Akteure mit der allgemeinen Praxis ab, die den Umgang mit fiktionalen Werken bestimmt. Der Autor wird sich, wenn er ein fiktionales Werk verfasst, darauf verlassen, dass der Rezipient mit der Art von Reaktion vertraut ist, die bei ihm abgerufen werden soll, wenn er mit solch einem Werk konfrontiert wird. Der Rezipient auf der anderen Seite verlässt sich darauf, dass der Autor sich darüber im Klaren ist, mit welchen Mitteln er den Zweck der von ihm produzierten Äußerungen für den Rezipienten kenntlich macht. Die Möglichkeiten, dies zu signalisieren, reichen vom Einsatz stereotypischer Phrasen wie „Es war einmal...“ bis hin zu spezifischeren inhaltlichen Hinweisen wie z.B. der ausführlichen Darstellung des Innenlebens von Figuren aus der Erzählperspektive der dritten Person. Der Unterschied zwischen Waltons Vorschlag und den beiden alternativen Begründungsversuchen besteht jedoch darin, dass diese erkennen lassen, wie sich solch ein allgemeines Grundverständnis fiktionaler Werke hat herausbilden können, während Waltons Vorschlag zu dieser Frage keinerlei Hinweise gibt. Vgl. hierzu Anm. 66 oben.

Scheinbehauptungen herleiten. Das Problem ist nur, dass es offenbar nicht zur unmittelbaren Funktion der Darstellungen eines fiktionalen Werks gehört, uns zur Verlautbarung von Scheinbehauptungen zu bewegen. Wir können angemessen auf ein fiktionales Werk reagieren und es als solches wertschätzen, ohne uns verbal darüber auslassen zu müssen, ja ohne überhaupt eine äußerliche Regung zu zeigen. Dies soll nicht heißen, dass mit fiktionalen Werken nicht häufig eine bestimmte wahrnehmbare Reaktion bezweckt wird. Doch dieser Zweck hat nicht unmittelbar mit der Fiktionalität der Werke zu tun, sondern scheint ein sekundärer Effekt der zunächst bezweckten Reaktion zu sein. Wenn uns eine werkskonstitutive Darstellung beispielsweise zum Lachen bringt, dann liegt das nicht daran, dass es sich um eine Darstellung aus einem fiktionalen Werk handelt, denn als solche hat sie lediglich die Funktion, uns dazu zu bewegen, so zu tun, als sei etwas Bestimmtes der Fall. Es liegt vielmehr daran, dass das, in Bezug worauf wir so tun sollen, als sei es der Fall, witzig ist. Da uns fiktionale Werke also nicht dazu verpflichten, bestimmte Scheinbehauptungen aufzustellen, lässt sich auf diesem Wege auch keine Berechtigung zu solchen Scheinbehauptungen etablieren. Doch damit sieht es nun so aus, als würden uns die Darstellungen in fiktionalen Werken auf etwas verpflichten, das in keinerlei Zusammenhang mit dem Aufstellen von Scheinbehauptungen mehr steht. D.h. es sieht so aus, als verpflichteten uns die Darstellungen in fiktionalen Werken auf eine Sache und als sei das Aufstellen von Scheinbehauptungen und die Berechtigung dazu eine ganz andere Sache.

Das Problem hängt mit der Ambiguität der Wendung „so tun, als ob“ zusammen. Die Wendung wurde hier eingesetzt, um sowohl die Reaktionen zu beschreiben, auf die uns die Darstellungen in fiktionalen Werken verpflichten, als auch zu bestimmen, was wir tun, wenn wir eine fiktionale Äußerung tätigen. Beide Male wurde gesagt, wir täten so, als sei etwas Bestimmtes der Fall. Dies suggeriert, dass es sich beide Male um dasselbe Verhalten handelt. Das stimmt aber nicht. Wie zuvor bereits angedeutet (Abschnitt 6.1), gibt es unterschiedliche Formen, so

zu tun, als sei etwas der Fall. Man kann äußerlich so tun, als sei etwas der Fall, indem man etwas vorgibt zu tun (oder zu sein); und man kann innerlich so tun, als sei etwas der Fall, indem man etwas in Betracht zieht, ohne es zu akzeptieren. Beispielsweise kann ich, wie ein Schauspieler, an einem Tisch die typischen Bewegungen eines Klavierspielers nachahmen und damit nach außen hin vorgeben, Klavier zu spielen, ohne es tatsächlich zu tun; ebenso gut kann ich aber auch so tun, als könnte ich Klavier spielen, ohne irgendwelche Anzeichen äußerer Regung zu zeigen, indem ich mir einfach vorstelle, ich sei imstande, Klavier zu spielen. Im ersteren Fall ist entscheidend, welcher Anschein nach außen hin entsteht, im letzteren, was in mir selbst vorgeht. Wenn jemand also äußerlich so tut, als sei etwas der Fall, dann *gebärdet* er sich auf bestimmte Weise – es handelt sich um ein nach außen gerichtetes, nachahmendes Verhalten. Wenn jemand hingegen nur innerlich so tut, als sei etwas der Fall, dann *betrachtet* er etwas auf eine bestimmte Weise – es handelt sich um eine bestimmte psychische Haltung oder Einstellung gegenüber einem Inhalt. Um diese Haltung terminologisch gegen das Für-wahr-Halten abzugrenzen, können wir den Begriff der „Als-ob-Perspektive“ verwenden, die durch einzelne „Als-ob-Einstellungen“ exemplifiziert wird.⁷⁰

Der Einfachheit halber können (und werden) wir uns hier auch des Begriffs des Vorstellens bedienen, allerdings unter gewissen Einschränkungen. Mit dem Begriff der Vorstellung wird häufig etwas Anschauliches assoziiert. Vorstellungen können anschaulich bzw. sinnlich sein, müssen es aber nicht. Rein formale Hypothesen in der Logik oder Mathematik etwa gelten als intellektuelle Vorstellungen, die keinerlei anschaulichen oder sensorischen Inhalt besitzen. Das Vorstellen im Sinne der Als-ob-Perspektive wäre ebenfalls als intellektuelle Haltung gegenüber Inhalten aufzufassen (wie übrigens das

⁷⁰ Es ist gar nicht so einfach, weniger artifizielle terminologische Alternativen zu finden. Das lateinische Korrelat „Quasi-Perspektive“ ist missverständlich, da es suggeriert, dass es sich um keine genuine Perspektive handelt, sondern bloß um ein Surrogat. Bei Vaihinger (1911) findet sich der Begriff „Als-ob-Betrachtung“, allerdings wird er dort anders verstanden.

Für-wahr-Halten ja auch). Dabei muss es sich aber nicht unbedingt um eine Aktivität handeln, was ebenfalls oft mit dem Begriff der Vorstellung assoziiert wird. Wie Informationen, die wir unter Vorbehalt aufnehmen und nicht bereit sind, sofort zu akzeptieren, können wir präsentierten Inhalten eine reservierte Haltung gegenüber einnehmen, indem wir lediglich so tun, als seien sie wahr. In dieser Hinsicht ähnelt die Haltung (wie das Für-wahr-Halten übrigens auch wieder) eher einer rezeptiven Disposition als einer Aktivität. Solch eine Haltung wird zwar häufig durch zusätzliche intellektuelle oder sensorische imaginative Aktivitäten gestützt oder verstärkt, sie ist aber nicht automatisch damit gleichzusetzen und auf ihre Unterstützung auch nicht unbedingt angewiesen. Dieser Unterschied tritt auf der sprachlichen Ebene noch deutlicher hervor. Es ist nicht erforderlich, sich zusätzlich aktiv etwas vorzustellen, weder visuell noch sonst irgendwie, um eine entsprechende Behauptung oder Scheinbehauptung aufstellen zu können. Die Differenz zwischen Behauptungen und Scheinbehauptungen beruht auf unterschiedlichen Modi, (Ausdrücke in) indikative(n) Sätze(n) zu verwenden, und der Wechsel zwischen diesen Modi erfordert keinen psychologischen Sonderaufwand.

Nun halten uns die Darstellungen in fiktionalen Werken offenbar primär dazu an, ihnen gegenüber die Als-ob-Perspektive einzunehmen, während das Aufstellen von Scheinbehauptungen bei der Rezeption solcher Darstellungen bestenfalls einen sekundären Zweck erfüllt. Wenn sich aus den Darstellungen in fiktionalen Werken also eine Berechtigung zu bestimmten Scheinbehauptungen herleiten lassen sollte, dann deshalb, weil diese Scheinbehauptungen in einem besonderen Zusammenhang stehen müssen mit Instanzen der eigentlich bezweckten Als-ob-Perspektive.

In der Tat scheint es einen solchen Zusammenhang zu geben. Denn Scheinbehauptungen bieten einem Sprecher die Möglichkeit, zu signalisieren, wozu er die als-ob-Haltung einnimmt oder was er sich gar aktiv vorstellt. Das Verhältnis zwischen Vorstellungen und Scheinbehauptungen ist möglicherweise nicht so robust wie jenes

zwischen Überzeugungen und genuinen Behauptungen. Behauptungen gelten als Standardform, in der sich Überzeugungen sprachlich manifestieren. Mehr noch, durch Behauptungen bringen wir normalerweise zum Ausdruck, was wir für wahr halten: wann immer etwas ehrlich und ernsthaft behauptet wird, kann auch von einer entsprechenden Überzeugung ausgegangen werden, die der Behauptung zugrunde liegt und damit gleichsam öffentlich vertreten wird. Scheinbehauptungen brauchen nicht als Standardform zu gelten, in der Vorstellungen sprachlich zum Ausdruck gelangen. Aber sie können zumindest als Weg betrachtet werden, in dem sich die Als-ob-Haltung sprachlich manifestiert. Auch wenn Vorstellungen nicht immer in Form von Scheinbehauptungen kommuniziert werden, verrät jede Scheinbehauptung eine kognitive Distanz oder Reserviertheit gegenüber dem, was mit der Äußerung wörtlich zum Ausdruck gebracht werden würde, und zwar in einer Weise, die charakteristisch ist für die besagte Als-ob-Haltung. Wenn ich im Rahmen der fiktionalen Äußerung von (1) vorgebe, mich mit „Ipmul“ auf ein bestimmtes Individuum zu beziehen und ihm Wohlstand zuzuschreiben, dann glaube ich nicht, dass es ein Individuum namens „Ipmul“ gibt, welches wohlhabend ist. Vielmehr tue ich nur so, als gäbe es ein solches Individuum, und diese Haltung schlägt sich in der vorgeblichen Behauptung, die ich mit (1) aufstelle, nieder. Doch dies genügt bereits, um zu sehen, in welchem Sinn die Darstellungen in fiktionalen Werken zu Scheinbehauptungen berechtigen können. Scheinbehauptungen werden durch Darstellungen in fiktionalen Werken nämlich berechtigt sein, sofern sie Manifestationen der Vorstellungen bzw. Als-ob-Einstellungen sind, auf die die Darstellungen uns als Rezipienten des Werkes verpflichten. Da uns der *Märchenprinz* dazu anhält, so zu tun, als sei ein Individuum namens „Ipmul“ wohlhabend gewesen, und die mit (1) aufgestellte Scheinbehauptung eine sprachliche Manifestation eben dieser Haltung ist, kann die Scheinbehauptung als durch den *Märchenprinzen* berechtigt aufgefasst werden. Dies gilt unabhängig davon, wie der spezifische kommunikative Zweck der Darstellungen in fiktionalen

Werken festgelegt wird, ob rein konventionell oder durch die individuellen kommunikativen Absichten des Autors.⁷¹

Nun mag es tatsächlich vielleicht so sein, dass uns fiktionale Darstellungen zu gewissen Scheinbehauptungen berechtigen, indem sie uns zu einer bestimmten Haltung verpflichten, die sich in solchen Scheinbehauptungen manifestiert. Was wäre aber, wenn die Umstände andere wären und niemand die erforderliche Haltung zu den Darstellungen einnehmen könnte bzw. die entsprechenden Scheinbehauptungen aufstellen würde? Wäre eine fiktionale Äußerung wie die von (1) nicht auch unter solchen Umständen wahr, obwohl die unter (P1) aufgeführten Bedingungen dabei verletzt wären?

Selbst wenn niemand die erforderlichen Als-ob-Einstellungen einnehmen könnte, würde das nicht heißen, dass fiktionale Darstellungen, so wie sie aktual verfasst sind, nicht auf solche Als-ob-Einstellungen verpflichten würden. Es scheint zum Wesen fiktionaler Werke zu gehören, auf solche Einstellungen abzielen, und der Umstand, dass niemand in entsprechender Weise reagiert oder reagieren kann, hebt ihre aktuelle normative Funktion nicht auf. Und natürlich ist es möglich, die aktuelle Verbindung zwischen Als-ob-Einstellungen und Scheinbehauptungen zu kappen, indem von alternativen Umständen ausgegangen wird, in denen sich Als-ob-Einstellungen faktisch nicht in Scheinbehauptungen manifestieren. Aber das wäre nicht genug, um die Berechtigung zu Scheinbehauptungen zu untergraben. Um sie zu untergraben, müsste angenommen werden, dass sich Als-ob-Einstellungen unter den gegebenen Umständen prinzipiell nicht in

⁷¹ Eine weitere Möglichkeit, das Verhältnis von Überzeugungen zu Behauptungen und Vorstellungen zu Scheinbehauptungen zu analogisieren, führt über den Aspekt der Übereinstimmungsausrichtung. Als Indiz dafür, dass Behauptungen die kommunikative Entsprechung zu Überzeugungen bilden, gilt der Umstand, dass sie ebenso wie Überzeugungen die Akt-zu-Welt-Ausrichtung haben – d.h. sie sollen mit der Welt übereinstimmen und nicht umgekehrt die Welt mit ihnen, wie es z.B. bei Wünschen und Aufforderungen der Fall ist. Eine analoge Entsprechung lässt sich auch bei Vorstellungen und Scheinbehauptungen beobachten, denn ebenso wie Vorstellungen haben Scheinbehauptungen eine neutrale Ausrichtung gegenüber der Welt – d.h. sie sollen weder mit der Welt übereinstimmen noch soll die Welt mit ihnen übereinstimmen. Vgl. hierzu z.B. Searle 1983, Kap. 1, Abschn. 3.2.

Scheinbehauptungen manifestieren können, und dies zu unterstellen, erscheint äußerst unplausibel. Mit anderen Worten, auch unter den oben genannten, kontrafaktischen Umständen wären die unter (P1) angegebenen Bedingungen nicht verletzt und die semantische Bewertung der fiktionalen Äußerung deckte sich mit unseren vortheoretischen Erwartungen. Eine plausible Möglichkeit, die Berechtigung zu bestimmten Scheinbehauptungen durch die Darstellungen in einem fiktionalen Werk zu untergraben, bestünde darin, einfach eine Modifikation der aktuellen Darstellungen im Werk anzunehmen. Aber dann würde sich vermutlich auch unsere vortheoretische semantische Einschätzung der einschlägigen fiktionalen Äußerungen ändern.

7.4 Zur Tragweite des Vorschlags

Die Bemerkungen zur Spezifikation von Scheinbehauptungen und deren Berechtigung durch fiktionale Werke bleiben umrisshaft und programmatisch, aber sie tragen zum Verständnis des theoretischen Hintergrunds bei, vor dem die Wahrheitsbedingungen in (P1) formuliert sind. Vor diesem Hintergrund lässt sich leichter einsehen, weshalb eine fiktionale Äußerung wie die von (1) wahr ist und die von (2) falsch. Der *Märchenprinz* veranlasst uns nämlich dazu, so zu tun, als gäbe es ein bestimmtes Individuum namens „Ipmul“ und als sei dieses Individuum wohlhabend. Nun ist die mit der fiktionalen Äußerung von (1) aufgestellte Scheinbehauptung offenbar nichts anderes als eine öffentliche Manifestation dessen, was der *Märchenprinz* uns als Rezipienten abverlangt, denn bei der Äußerung wird mit dem Namen „Ipmul“ nur vorgeblich auf ein Individuum Bezug genommen und nur vorgeblich behauptet, es sei wohlhabend gewesen. Daher ist die Scheinbehauptung durch den *Märchenprinzen* berechtigt. Da es gemäß (P1) genau das ist, was mit der fiktionalen Äußerung von (1) eigentlich behauptet wird, erweist sich diese Äußerung also als wahr. Ganz im

Unterschied zur fiktionalen Äußerung von (2). Denn bei dieser Äußerung wird mit dem Namen „Ipmul“ vorgeblich auf ein Individuum Bezug genommen und vorgeblich behauptet, es sei arm gewesen. Da es sich dabei um keine Scheinbehauptung handelt, in der sich irgendeine der durch den *Märchenprinzen* abverlangten Als-ob-Einstellungen sprachlich manifestieren würde, ist die Scheinbehauptung, die mit der fiktionalen Äußerung von (2) aufgestellt wird, durch den *Märchenprinzen* nicht berechtigt und somit auch die genuine Behauptung, die damit aufgestellt wird, falsch.⁷²

Auf den ersten Blick erscheinen die angegebenen Wahrheitsbedingungen und die Mechanismen des semantischen Scheins vielleicht etwas umständlich oder weit hergeholt, aber im Grunde ist die Lösung vergleichsweise einfach und intuitiv und wird durch die Praxis bestätigt. Auch wenn wir uns der besagten Vorgänge nicht immer

⁷² Bislang wurde bewusst keine lokale Spezifizierung des Inhalts einzelner werkskonstitutiver Darstellungen vorgenommen, sondern es war immer nur die Rede davon, was zum Inhalt eines bestimmten Werkes als ganzen gehört. Die Wiedergabe des Inhalts der Vorstellung, auf die uns etwa das Auftreten von (1) im *Märchenprinzen* verpflichtet, ist nicht ohne Tücken. Es kann sich nicht um die Vorstellung handeln, dass Ipmul sehr wohlhabend war, denn um eine solche Vorstellung haben zu können, müsste es das Individuum geben, auf das sich die Vorstellung beziehen sollte, was offenbar aber nicht der Fall ist. Andererseits kann es aber auch nicht einfach die Vorstellung sein, dass es ein Individuum namens „Ipmul“ gab und dieses Individuum sehr wohlhabend war, denn diese Vorstellung wäre zu unspezifisch und würde sich auf kein bestimmtes Individuum richten, und das stimmt nicht ganz damit überein, was durch die Verwendung des Namens „Ipmul“ in (1) im *Märchenprinzen* suggeriert wird. Die Vorstellung, die uns mit der Äußerung von (1) im *Märchenprinzen* abverlangt wird, ist vielmehr die, dass ein bestimmtes, uns Rezipienten irgendwie vertrautes Individuum namens „Ipmul“ sehr wohlhabend war. Es ist notorisch schwer, den Unterschied zwischen dieser spezifischen und der zuvor genannten unspezifischen Vorstellung genau zu fassen (den Ausgangspunkt hier bildet Quines Formulierungsversuch in Quine 1953). Unter Umständen liegt der Unterschied zwischen den beiden Vorstellungen nicht einmal in ihrem propositionalen Inhalt, sondern in der Art und Weise, wie sie den Inhalt präsentieren (vgl. hierzu die Diskussion in Walton 1990, 132ff., und insbesondere auch die dortigen Verweise auf Lewis 1979 und Perry 1979). Im gegenwärtigen Kontext scheint es jedoch nicht nötig, sich auf diese Verstrickungen einzulassen. Vgl. dazu die Ausführungen in Anm. 88 unten.

bewusst sind und spontan nicht auf die Idee kämen, die Wahrheitsbedingungen unserer fiktionalen Äußerungen in der obigen Form wiederzugeben – unter Umständen sind wir nicht einmal dazu in der Lage, da der Ausdruck „Scheinbehauptung“ nicht zum aktiven Wortschatz jedes Diskursteilnehmers gehört –, so spielen die hier bemühten Konzepte beim Verständnis fiktionaler Äußerungen offenbar dennoch eine Rolle. Dies zeigt sich in der Art und Weise, wie wir vorgehen, wenn wir die semantische Bewertung einer fiktionalen Äußerung begründen oder überprüfen sollen. Um zu überprüfen, ob eine fiktionale Äußerung wie die von (1) tatsächlich wahr ist, wenden wir uns nicht einem bestimmten Individuum zu und untersuchen seine Eigenschaften, wie wir es täten, wenn es sich um eine entsprechende nicht-fiktionale Äußerung handeln würde; im fiktionalen Fall scheint uns ein solches Vorgehen keinen Sinn zu machen, weil wir davon ausgehen, dass es kein Individuum gibt, auf das sich die fiktionale Äußerung von (1) bezieht. Stattdessen konsultieren wir den *Märchenprinzen* und überprüfen, ob die darin enthaltenen Darstellungen das, was ich mit der fiktionalen Äußerung von (1) vorgebe zu behaupten, legitimieren. Davon scheinen wir die Wahrheit der Äußerung letztlich abhängig zu machen. Und genau dieser Zusammenhang wird durch die gegenstandsabgewandte Konzeption auch erfasst.

Die angebotene Erklärung lässt sich auf alle internen fiktionalen Äußerungen anwenden und sie trifft auch nur auf fiktionale Äußerungen zu. Denn mit keinem anderen Typ von Äußerung stellen wir Scheinbehauptungen auf, um uns über die Darstellungen eines narrativen Werkes zu unterhalten. Gewissermaßen bedienen wir uns der Scheinbehauptungen, um die Darstellungen und Inhalte in einem fiktionalen Werk zu klassifizieren. Indem wir vorgeben, über Individuen und deren Merkmale zu sprechen, stellen wir Behauptungen auf über werkskonstitutive Darstellungen und das verbale Verhalten, zu dem sie uns berechtigen. Zugleich signalisieren wir damit, wozu wir durch die Darstellungen verpflichtet sind, die Als-ob-Perspektive einzunehmen.

Da der direkte Weg der Klassifikation, der darin bestünde, sich einfach auf die dargestellten Gegenstände und Begebenheiten zu beziehen, verschlossen ist – wir sind uns ja bewusst, dass es solche Gegenstände und Begebenheiten nicht wirklich gibt –, wählen wir den Umweg über Scheinbehauptungen und nehmen so die Klassifikation der Darstellungen vor.

Die gegenstandsabgewandte Erklärung kommt also prinzipiell ohne die Annahme fiktiver Individuen aus, wenngleich sich die Verwendung fiktionaler Bezeichnungen am Ende nicht vollständig daraus eliminieren lässt. Offenbar gibt es nämlich keine Möglichkeit, das, was ich mit der fiktionalen Äußerung von (1) behaupte, zu bestimmen, ohne den Namen „Ipmul“ oder ein entsprechendes Bezugsmittel zu bemühen. Selbst die Formulierung der Wahrheitsbedingungen in (P1), die den Namen nicht explizit enthält, nimmt Bezug auf eine Scheinbehauptung, die sich ohne Bemühung des Namens (bzw. eines entsprechenden Bezugsmittels) nicht spezifizieren lässt. Aber die Unentbehrlichkeit bestimmter Bezugsmittel allein hat, wie wir gesehen haben, nichts mit der Annahme fiktiver Individuen zu tun. Denn solange damit lediglich Scheinbezugnahmen vorgenommen werden, bringt dies keine Verpflichtung auf die Existenz entsprechender Bezugsgegenstände mit sich. Und es ist der Akt der Scheinbezugnahme, und nicht die ontologische Verpflichtung auf besondere Individuen, worauf sich der gegenstandsabgewandte Ansatz konzentriert und wodurch er das Gefühl, dass es fiktive Gegenstände nicht gibt, zu begründen versucht.

Doch der Druck, sich diesem Gefühl zu widersetzen und dennoch fiktive Individuen anzuerkennen, rührt hauptsächlich von externen und nicht von internen fiktionalen Äußerungen. Externe fiktionale Äußerungen wie die von (3), (6), (7) oder (8) gehen über das in fiktionalen Werken Dargestellte hinaus und setzen es in Bezug zu Gegenständen und Vorgängen in der Welt. Die Wahrheit dessen, was wir mit externen Äußerungen behaupten, scheint also von mehr abzuhängen als nur davon, wozu uns die Darstellungen in fiktionalen

Werken berechtigen. Und nicht nur das. Dadurch, dass externe Äußerungen die in fiktionalen Werken dargestellten Inhalte zu realen Dingen und Begebenheiten in Bezug setzen, lassen sie den Eindruck entstehen, dass die in fiktionalen Werken eingeführten Bezeichnungen tatsächlich auch Dinge und Begebenheiten bezeichnen, die sich zu realen Dingen und Begebenheiten auf bestimmte Weise verhalten und damit sogar interagieren. Auf all das wird bei der bisher angebotenen Erklärung nicht eingegangen. Es stellt sich also die Frage, wie der gegenstandsabgewandte Ansatz mit externen fiktionalen Äußerungen umgeht.

7.5 Scheinbehauptungen und externe Äußerungen

Allem anfänglichen Anschein zum Trotz, lassen sich externe Äußerungen allerdings ohne große Veränderungen in die gegenstandsabgewandte Erklärung eingliedern. Um dies zu zeigen, muss zunächst eine Unterscheidung zwischen zwei Arten von Verpflichtungen auf Vorstellungen, und insbesondere zwischen zwei Arten von Berechtigungen zu Scheinbehauptungen, herausgearbeitet werden. Dazu bietet es sich an, noch einmal einen Blick auf Rollenspiele zu werfen.

Wenn Helge und Reinhold im Rahmen eines Räuber-und-Gendarm-Spiels vereinbaren, dass Helge ein Räuber, Reinhold ein Gendarm und die Autogarage das Pariser Stadtgefängnis ist, dann sind sie als Spieler explizit bzw. per Stipulation darauf verpflichtet, so zu tun, als sei Helge ein Räuber, Reinhold ein Gendarm und die Autogarage das Pariser Stadtgefängnis. Die Stipulation ist konstitutiv für das Spiel und fordert den Teilnehmern bestimmte Vorstellungen ab. Und nichts außer der Stipulation kann erklären, weshalb Helge und Reinhold als Spielteilnehmer auf diese Vorstellungen verpflichtet sind. Anders hingegen verhält es sich z.B. mit der Vorstellung, dass der Räuber bis zum Sonnenuntergang im Gefängnis sein wird. Auf diese

Vorstellung könnten die Spieler durchaus verpflichtet sein, und wenn sie wirklich darauf verpflichtet sind, dann nicht deshalb, weil es eingangs so vereinbart wurde, sondern deshalb, weil Helge bei Sonnenuntergang tatsächlich in der Autogarage fest sitzt. In solch einem Fall hängt also das, was die Spieler verpflichtet sind sich vorzustellen, nicht allein davon ab, was zu Beginn des Spiels ausdrücklich festgelegt wurde, sondern auch davon, was im Laufe des Spiels tatsächlich mit den Spielern geschieht. Die stipulativen Ausgangsverpflichtungen generieren sozusagen aufgrund weiterer tatsächlicher Entwicklungen und Geschehnisse neue Verpflichtungen auf neue Vorstellungen.⁷³ Unter Umständen erfordert die Generierung solcher neuer, faktenabhängiger Verpflichtungen eine spontane Erweiterung der vereinbarten Ausgangsverpflichtungen durch weitere Stipulationen – im vorliegenden Fall etwa durch die Stipulation, dass ein Aufenthalt in der Autogarage einem Aufenthalt im Pariser Stadtgefängnis entspricht. Aber der entscheidende Punkt ist, dass die Verpflichtung auf gewisse Vorstellungen sich nicht ausschließlich aus den Parametern der zuvor vereinbarten Spielbedingungen herleitet, sondern auch auf realen Vorgängen und Fakten beruht, die keineswegs zu den ursprünglichen spielkonstitutiven Voraussetzungen gehören. Dasselbe gilt auch für die daraus sich ergebende Berechtigung zu den entsprechenden Scheinbehauptungen. Wenn Reinhold im Rahmen des Spiels z.B. seinen Kameraden mitteilt „Der Räuber sitzt im Knast“, dann bezieht er sich nur zum Schein auf einen gewissen Räuber bzw. er stellt nur zum Schein eine Behauptung über den Aufenthalt eines Räubers auf, und diese Scheinbehauptung ist berechtigt, sofern sich der Mitspieler Helge gerade wirklich in der Autogarage befindet. Ebenso wie die Verpflichtung auf die entsprechende Vorstellung ist also die

⁷³ Der Begriff der Generierung ist an Walton angelehnt. Walton spricht davon, dass bestimmte „fiktionale“ Wahrheiten in einem Spiel mithilfe von einschlägigen Generierungsprinzipien durch reale Fakten generiert werden (vgl. insbesondere Walton 1990, Kap. 4). Waltons Unterscheidung zwischen direkt und indirekt generierten „fiktionalen“ Wahrheiten steht allerdings quer zur hier im Text gemachten Unterscheidung zwischen stipulativen und faktenabhängigen Verpflichtungen.

Berechtigung zu dieser Scheinbehauptung nicht rein stipulativ, sondern hängt wesentlich von realen Vorgängen und Fakten ab.

Die Unterscheidung zwischen stipulativen und faktenabhängigen Berechtigungen zu Scheinbehauptungen lässt sich nun auch auf den fiktionalen Diskurs anwenden. Die Darstellungen in fiktionalen Werken verpflichten uns ausdrücklich oder per Stipulation dazu, bestimmten Inhalten gegenüber die Als-ob-Perspektive einzunehmen. Dies gehört sozusagen zu den allgemeinen Voraussetzungen der Produktion und Rezeption fiktionaler Werke. Die Vorstellungen, auf die der Rezipient in dieser Form verpflichtet ist, sind ausschließlich durch die Beschaffenheit der Darstellungen im jeweiligen fiktionalen Werk festgelegt. Mithin sind es auch allein die Darstellungen im Werk, wovon die Berechtigung zu entsprechenden Scheinbehauptungen abhängt. Und genau das wird bei internen fiktionalen Äußerungen geltend gemacht, denn die Wahrheit solch einer Äußerung hängt einzig davon ab, ob die Darstellungen im Werk zu der Scheinbehauptung berechtigen, die mit der Äußerung aufgestellt wird, oder nicht. D.h. die Darstellungen im Werk werden als einzige Richtlinie bzw. als einzige berechtigende Instanz für die mit der Äußerung aufgestellte Scheinbehauptung anerkannt. In diesem Sinne gehen interne Äußerungen inhaltlich nicht über das in fiktionalen Werken Dargestellte hinaus. Bei externen fiktionalen Äußerungen ist die Situation hingegen anders. Sie gehen inhaltlich über das in einem fiktionalen Werk Dargestellte hinaus und sagen häufig auch etwas über reale Fakten und Vorgänge aus. Falls mit externen Äußerungen also Scheinbehauptungen aufgestellt werden sollten, dann würde das im Umkehrschluss bedeuten, dass für diese Scheinbehauptungen neben den werkskonstitutiven Darstellungen auch die besagten realen Vorgänge und Fakten als berechtigende Instanz gelten können. Und genau darauf zielt die gegenstandsabgewandte Erklärung ab. Am besten lässt sich die Idee vielleicht am konkreten Fall, z.B. an der Äußerung von (3) („Ipmul hatte weniger Verehrerinnen als Elvis“), erläutern.

Durch die Darstellungen im *Märchenprinzen* werden die

Rezipienten dieses Werks per Stipulation dazu verpflichtet, so zu tun, als habe es einen Prinzen namens „Ipmul“ gegeben und als habe dieser Prinz zwei Verehrerinnen gehabt. Dies und die Tatsache, dass Elvis Presley offenbar von mehr als zwei Verehrerinnen umworben wurde, berechtigt nun zur Vorstellung, ein bestimmter Prinz namens „Ipmul“ habe weniger Verehrerinnen gehabt als Elvis, woraus sich wiederum die Berechtigung zu einer Scheinbehauptung herleiten lässt, bei der mit dem Namen „Ipmul“ vorgeblich auf einen Prinzen Bezug genommen und ihm die Eigenschaft zugeschrieben wird, weniger Verehrerinnen gehabt zu haben als Elvis. Gerade diese Scheinbehauptung wird mit der Äußerung von (3) aufgestellt. Die Äußerung erweckt den Anschein, als würden zwei Personen – ein Prinz und ein Popidol – im Blick auf die Anzahl ihrer Verehrerinnen verglichen. Tatsächlich geschieht dies aber nicht, denn in Wirklichkeit gibt es keinen solchen Prinzen. Was tatsächlich mit der Äußerung behauptet wird, ist, dass die Scheinbehauptung, die damit aufgestellt wird, aufgrund der Darstellungen im *Märchenprinzen* und gewisser Elvis Presley betreffender Tatsachen berechtigt ist. D.h. die eigentliche Behauptung, die mit der Äußerung von (3) aufgestellt wird, ist wahr genau dann, wenn gilt:

- (P3) Die Darstellungen im *Märchenprinzen* sowie Elvis betreffende Tatsachen berechtigen zu dieser Scheinbehauptung (wobei die relevante Scheinbehauptung anhand der Äußerung, deren Wahrheitsbedingungen gerade angegeben werden, demonstriert wird).

Strukturell gleicht diese Formulierung jener in (P1). Die semantischen Mechanismen, die den Bezug des demonstrativen Ausdrucks regeln, sind dieselben wie im Falle von (P1). Der substantielle Unterschied ist, dass hier weitere Fakten neben den Darstellungen im *Märchenprinzen* als berechtigende Instanz für die aufgestellte Scheinbehauptung genannt werden. Das entspricht dem, was wir im Falle einer externen Äußerung

wie der von (3) erwarten würden. Denn die Anerkennung realer Begebenheiten und Vorgänge als zusätzlicher berechtigender Instanzen bestätigt den Eindruck, dass die Wahrheit solcher Äußerungen nicht allein von den Darstellungen (oder Vorstellungen) des Autors abhängt, sondern mit realen Dingen und Vorgängen in der Welt zu tun hat.

Dasselbe Schema lässt sich auf andere externe Äußerungen wie die von (6), (7) oder (8) anwenden. Im Falle der Äußerung von (6) beispielsweise gebe ich vor, mit dem Namen „Sherlock Holmes“ auf ein bestimmtes Individuum Bezug zu nehmen und zu behaupten, Doyle habe es kreiert. Indem ich diese Scheinbehauptung aufstelle, behaupte ich aber eigentlich, dass mich die Darstellungen in den Holmes-Geschichten zusammen mit bestimmten, Arthur Conan Doyle betreffenden Tatsachen zu dieser Scheinbehauptung berechtigen. Nun ist es tatsächlich so, dass die Darstellungen in den Holmes-Geschichten dazu berechtigen, mit dem Namen „Sherlock Holmes“ eine Scheinbezugnahme auf ein bestimmtes Individuum vorzunehmen. Und die historische Tatsache, dass Arthur Conan Doyle den Namen „Sherlock Holmes“ in die Literatur eingeführt hat, berechtigt tatsächlich dazu, zum Schein zu behaupten, Doyle habe besagtes Individuum kreiert. Insofern erweist sich die Äußerung von (6) also als wahr. (Damit lässt sich übrigens auch erklären, weshalb der oben in Abschnitt 5.3 angesprochene Übergang von der nicht-fiktionalen Äußerung von (5) zur fiktionalen Äußerung von (6) so unproblematisch erscheint: die Wahrheit beider Äußerungen hängt offenbar von derselben historischen Tatsache ab.)

Auf gleiche Weise funktioniert die Erklärung auch im Falle der Äußerungen von (7) und (8). Wir geben vor, uns mit dem Namen „Holmes“ auf ein bestimmtes Individuum zu beziehen und zu behaupten, es sei durch das *Strand Magazine* erstmals öffentlich in Erscheinung getreten bzw. es sei einer der bestkonzipierten und berühmtesten Detektive der Literaturgeschichte. Die Scheinbezugnahme auf einen Detektiv wird dabei durch die Darstellungen in den Holmes-Geschichten berechtigt. Die restliche Berechtigung ergibt sich aus

komplexen Fakten, die die Produktion und Rezeption der Holmes-Geschichten betreffen: die Frage, ob wir dazu berechtigt sind vorgeblich zu behaupten, Holmes sei durch Erzählungen im *Strand Magazine* bekannt geworden, hängt beispielsweise davon ab, ob die Erzählungen, in denen der Name „Holmes“ erstmals auftaucht, wirklich im *Strand Magazine* erschienen sind; ebenso wie die Berechtigung zur Scheinbehauptung, dass eine Romanfigur gut konzipiert und berühmt ist, davon abhängt, ob die einschlägigen werkskonstitutiven Beschreibungen gewissen konzeptionellen Standards genügen und hinreichend bekannt sind. Der Eindruck, dass eine gemischte Äußerung wie die von (8) wahr ist, obwohl die dabei verwendete Bezeichnung mit unverträglichen Prädikaten verknüpft ist, bereitet also keine Schwierigkeiten. Denn mit der Bezeichnung wird nur zum Schein auf ein Individuum Bezug genommen bzw. mit den Prädikaten werden nur zum Schein Eigenschaften zugeschrieben, um so eine genuine Behauptung aufzustellen, die ihrerseits konsistent ist und ohne weiteres wahr sein kann.

Damit wird nicht nur erklärt, wie auch mit externen Äußerungen etwas Wahres behauptet werden kann, ohne fiktive Gegenstände als Bezugsgegenstände annehmen zu müssen. Die Erklärung lässt sich auch systematisch in das bisher angebotene Erklärungsmuster für interne Äußerungen integrieren. Während interne Äußerungen dazu dienen, werkimmanente Darstellungen zu klassifizieren, werden anhand externer Äußerungen Fakten und Darstellungen klassifiziert, die über das in einem Werk Dargestellte hinausgehen (neben den werkexternen Fakten sind hier deshalb auch werkexterne Darstellungen zu berücksichtigen, weil externe Äußerungen das in einem Werk Dargestellte ja nicht immer nur zu realen Fakten in der Welt in Beziehung bringen, sondern manchmal eben auch dazu, was in anderen Werken dargestellt ist, wie z.B. im Falle der Äußerung von „Ipmul war häufiger verheiratet als Holmes“). Die Form der Erklärung bleibt dabei aber dieselbe. Auf diese Weise erfahren interne und externe fiktionale Äußerungen eine einheitliche theoretische Behandlung.

Die Postulierung des semantischen Scheins rückt die gegenstandsabgewandte Erklärung in die Nähe anderer Ansätze, die versuchen, vordergründige semantische Konflikte zwischen Sprechakten und den dabei verwendeten Formulierungen (wie z.B. im Falle der metaphorischen Rede) im Rückgriff auf Scheinbezugnahmen und Scheinbehauptungen zu erklären. In solchen Kontexten fragen wir uns, was eine Formulierung wie die in einem Sprechakt wie dem zu suchen hat bzw. welchen Beitrag sie darin leistet. Denn unsere Ansichten über den Inhalt des Sprechakts passen mit unserem wörtlichen Verständnis der Formulierung nicht zusammen: die Formulierung wird eingesetzt, um etwas auszudrücken, wozu sie offenbar nicht geeignet ist. Die Annahme des semantischen Scheins bestätigt und erklärt diesen Eindruck. Ihr zufolge ist die Formulierung irreführend insofern, als sie nicht das wörtlich widerspiegelt, was mit der Äußerung behauptet wird. Der Anspruch ist es daher zu zeigen, wie die strukturellen Merkmale der Formulierung sie dazu befähigen, eine bestimmte Aufgabe in einer Scheinbehauptung zu übernehmen, um auf diesem Wege Sinn aus der Verwendung der Formulierung im einschlägigen Kontext zu machen – d.h. es soll erklärt werden, wie die Funktion, die die Formulierung innerhalb der Scheinbehauptung übernimmt, dafür sorgt, dass sich die Formulierung verwenden lässt, um etwas zu vermitteln, das ansonsten damit nicht vermittelt werden kann. In der Regel erfolgt die Erklärung dann in zwei Schritten. Zuerst werden die strukturellen und semantischen Merkmale der Behauptung bestimmt, die der Sprecher lediglich zum Schein aufstellt; dann wird erläutert, in welchem Zusammenhang die Merkmale der Scheinbehauptung mit dem Inhalt der eigentlichen Behauptung stehen, die mit der Äußerung aufgestellt werden. So wird zum einen deutlich, was mit der Äußerung tatsächlich behauptet wird; zum anderen wird erklärt, wie es möglich ist, dass es in dieser Form behauptet wird.

7.6 Einwände

Im Mittelpunkt der bisherigen Betrachtungen stand die Frage, wie fiktionale Äußerungen zu ihrem Wahrheitswert gelangen, wenn damit Scheinbehauptungen aufgestellt werden und keine fiktiven Gegenstände als Bezugsobjekte zur Verfügung stehen. Die Antwort auf diese Frage bestand darin, die Scheinbehauptungen als eine Art semantischen Filter aufzufassen, wodurch der eigentlich behauptete, wahrheitstaugliche Inhalt der Äußerungen gefiltert und festgelegt wird. Wie diese Antwort z.B. dazu beiträgt, fiktionale Äußerungen von anderen Formen übertragener Rede zu unterscheiden, oder wie gut sie sich in eine allgemeine, systematische Konzeption sprachlicher Kommunikation einfügt, darüber wurde bislang kaum etwas gesagt. Diese und andere kritische Aspekte des Ansatzes sollen nun in Auseinandersetzung mit einschlägigen Fragen und Einwänden beleuchtet werden. Natürlich wird dabei nicht die vollständige Erschließung des gegenstandsabgewandten Ansatzes angestrebt. Es geht lediglich darum, die Grundzüge des Ansatzes besser zu verstehen. Die Fragen und Einwände sind weitgehend unabhängig voneinander, und die Reihenfolge, in der sie diskutiert werden, ist mehr oder weniger beliebig.

** **Einwand 1:** Die Abweichung bei der Verwendung der Ausdrücke in fiktionalen Äußerungen wirkt sich offenbar auch auf deren Semantik aus. Während ein Name wie „Ipmul“ in fiktionalen Äußerungen weder ein reales Individuum bezeichnen soll noch kann, bezeichnen herkömmliche Namen wie „Elvis“ in der Regel tatsächlich reale Individuen. Vergleichbares gilt auch in Bezug auf andere in fiktionalen Äußerungen verwendete Ausdrücke wie Quantoren oder Prädikate. Würde das aber nicht bedeuten, dass „Elvis“ und „Ipmul“ Ausdrücke unterschiedlicher Kategorien sind bzw. dass jemand, der fiktionale Namen verwendet bzw. fiktionale Äußerungen tätigt, eine andere Sprache spricht als jemand, der gewöhnliche, nicht-fiktionale*

Äußerungen vorbringt?

Erwiderung: Wenn der gegenstandsabgewandte Ansatz implizieren würde, dass dem fiktionalen Diskurs eine andere Sprache mit vollkommen anderen semantischen Regeln und Bausteinen zugrunde liegt als dem nicht-fiktionalen, dann wäre der Ansatz in der Tat höchst unplausibel. Denn wir müssen keine neue Sprache erwerben, um uns am fiktionalen Diskurs zu beteiligen. Und umgekehrt sind unsere fiktionalen Äußerungen in gewissem Maße auch für diejenigen verständlich, die zwar unsere Sprache beherrschen, die Äußerungen aber irrtümlich für gewöhnliche, nicht-fiktionale halten oder ganz allgemein mit den speziellen Regeln und Abläufen des fiktionalen Diskurses nicht vertraut sind.

Doch der gegenstandsabgewandte Ansatz kann dies erklären und muss fiktionale Äußerungen keineswegs als Instanzen einer neuen oder anderen Sprache auffassen. Würde man Ausdrücke ausschließlich nach ihrer wörtlichen semantischen Funktion kategorisieren, fiel ein fiktionaler Name wie „Ipmul“ vermutlich tatsächlich nicht in dieselbe Kategorie wie gewöhnliche nicht-fiktionale Namen – ein fiktionaler Name wird faktisch nie verwendet, um ein Individuum zu bezeichnen. Um seine eigentliche semantische Funktion zu verstehen, müssen wir ihn aber zunächst zumindest so behandeln, als funktionierte er wie ein ganz gewöhnlicher Name, d.h. als bezeichnete er ein bestimmtes Individuum. Im Laufe dieses Kapitels wurde bereits mehrfach hervorgehoben, welche entscheidende Rolle die herkömmliche semantische Funktion der verwendeten Ausdrücke für das Verständnis fiktionaler Äußerungen spielt: um zu verstehen, was mit einer fiktionalen Äußerung behauptet wird, muss man verstehen, welche Scheinbehauptung damit aufgestellt wird – die Scheinbehauptung ist ja Gegenstand der genuinen Behauptung; welche Scheinbehauptung allerdings mit der Äußerung aufgestellt wird, hängt wesentlich ab von der standardmäßigen semantischen Funktion der bei der Äußerung verwendeten Ausdrücke – die standardmäßige semantische Funktion der

Ausdrücke ist beim Aufstellen der Scheinbehauptung operativ. D.h. die semantische Kompetenz, die uns befähigt, das zu verstehen, was mit wörtlichen, nicht-fiktionalen Äußerungen behauptet wird, befähigt uns auch zu bestimmen, welche Scheinbehauptungen mit fiktionalen Äußerungen aufgestellt werden. Damit lässt sich erklären, wie bzw. in welchem Maße eine Person, die zwar unsere Sprache beherrscht, mit dem fiktionalen Diskurs jedoch nicht vertraut ist, eine fiktionale Äußerung wie die von (1) versteht. Der Fehler, den sie dabei begeht, besteht offenbar darin, dass sie die mit der Äußerung aufgestellte Scheinbehauptung für eine genuine Behauptung hält. Dieser Fehler ist beachtlich, denn dadurch entgeht ihr die Verbindung der Äußerung zum einschlägigen fiktionalen Werk und damit eine wesentliche Pointe der Äußerung – im Grunde bemerkt sie nicht, dass sich die Angemessenheit dessen, was sie für die Behauptung hält, an den inhaltlichen Vorgaben eines fiktionalen Werks bemisst statt an rein werkexternen Tatsachen. Andererseits ist der Fehler aber nicht völlig abwegig – immerhin erfasst sie die für das Verständnis der Äußerung wesentliche semantische Komponente, nur schätzt sie deren Stellenwert falsch ein.

Kann nun der Fehler, den eine solche Person begeht, als Indiz dafür gelten, dass dem fiktionalen Diskurs eine andere, eigenständige Sprache zugrunde liegt, die die Person nicht beherrscht? Oder anders gefragt: Entspricht das, was sich eine solche Person aneignen muss, um erfolgreich am fiktionalen Diskurs teilzunehmen, dem Erwerb einer neuen, eigenständigen Sprache mit gänzlich anderen semantischen Regeln und Werten? Offenbar nicht. Was dazugelernt werden muss, ist keine vollkommen andere Sprache, sondern bestenfalls eine Erweiterung der bisherigen Sprache (es sei denn, jede beliebige Erweiterung einer Sprache, sei's auch nur um eine Vokabel, zählt automatisch als eine neue Sprache – in dem Fall wird die Frage trivialisiert). Denn zum einen weichen die Ausdrücke, derer wir uns bei fiktionalen Äußerungen bedienen, von den ansonsten verwendeten kaum ab; zum anderen lassen sich fiktionale Äußerungen ohne Berücksichtigung der herkömmlichen semantischen Funktionen dieser

Ausdrücke überhaupt nicht semantisch bewerten. Insofern scheint es sinnvoll zu sagen, dass fiktionalen Äußerungen dieselbe Sprache zugrunde liegt wie nicht-fiktionalen. Die angesprochene Erweiterung betrifft die Art und Weise, wie die herkömmlichen semantischen Funktionen der Ausdrücke zur semantischen Bewertung fiktionaler Äußerungen beitragen. Denn bei der Erweiterung handelt es sich im Grunde um eine systematische semantische Operation, die die verwendeten Ausdrücke mitsamt ihren herkömmlichen semantischen Funktionen in Beziehung bringt zu den Darstellungen in einem fiktionalen Werk (und gegebenenfalls auch weiteren, werkexternen Tatsachen). Wenn sich jemand also Zugang verschaffen möchte zum fiktionalen Diskurs, muss er lernen, diese Operation an Spracheinheiten vorzunehmen, die er bereits versteht. Vom Aufwand ähnelt dies weniger einer Übersetzung in eine neue Sprache als vielmehr der Anwendung eines semantischen oder pragmatischen Kontext-Operators.⁷⁴

** **Einwand 2:** Es ist klar, wie sich die fiktionale Rede dem gegenstandsabgewandten Ansatz zufolge von der wörtlichen nicht-fiktionalen Rede unterscheidet – bei der wörtlichen nicht-fiktionalen Rede werden die Wahrheitsbedingungen nicht durch Scheinbehauptungen gefiltert. Doch wie steht es mit anderen, figurativen Formen der nicht-fiktionalen Rede wie z.B. metaphorischen*

⁷⁴ Dies bedeutet keineswegs, dass Scheinbehauptungen bzw. fiktionale Äußerungen tatsächlich die Anwendung eines SCHEIN- oder FICTIONAL-Operators involvieren (vgl. hierzu z.B. Evans 1982, 364f., oder Crimmins 1998, Anm. 6). Zu einer Kritik an derartigen Auffassungen, siehe z.B. Ludlow (2006). Ludlow selbst führt das semantische Verhalten fiktionaler Äußerungen auf die allgemeine Kontextsensitivität und soziale Dynamik von Prädikaten zurück statt auf das Wirken solcher Operatoren. Für Ludlow gibt es keine Fiktionen oder fiktiven Individuen (wie z.B. Sherlock Holmes), sondern nur Situationen, in denen ein bestimmtes Prädikat (z.B. Detektiv zu sein) auf ein reales Individuum zutrifft (z.B. auf den Darsteller Jeremy Brett in einem Holmes-Film), und solche, in denen das Prädikat nicht darauf zutrifft (auf Jeremy Brett im wahren Leben außerhalb des Holmes-Films). Doch diese Art von Erklärung scheint nur eingeschränkt zu funktionieren, nämlich nur dort, wo es eine darstellerische Umsetzung fiktionaler Inhalte durch reale Individuen gibt. Außerdem wird dem Eindruck, dass es Individuen wie Sherlock Holmes nicht wirklich gibt, nicht Rechnung getragen.

Äußerungen? Ist nicht davon auszugehen, dass die Wahrheitsbedingungen solcher Äußerungen auf ähnliche Weise gefiltert sind? Falls ja, wie würde der gegenstandsabgewandte Ansatz dann den Unterschied zwischen solchen und fiktionalen Äußerungen erklären?

Erwiderung: Selbst wenn hier auf Metaphern und Rollenspiele zurückgegriffen wurde, um den gegenstandsabgewandten Ansatz näher zu bringen und zu motivieren, ist dieser Ansatz nicht prinzipiell darauf festgelegt, die metaphorische Rede oder einschlägige Rollenspiel-Äußerungen im Rekurs auf den semantischen Schein zu erklären. Eine Alternative bestünde z.B. darin, die Unterscheidung zwischen semantischem und impliziertem Inhalt auf die figurative nicht-fiktionale Rede anzuwenden und dafür einzutreten, dass solche Äußerungen selbst streng genommen falsch oder wahrheitswertlos sind, aber das, was sie implizieren, möglicherweise wahr ist. Zugegebenermaßen erscheint die Alternative im gegenwärtigen Kontext nicht sehr attraktiv. Aber wenn man sich dennoch dafür entschiede, würde die Abgrenzung fiktionaler Äußerungen keine Probleme mehr bereiten, da sie allein als Instanzen von Scheinbehauptungen ausgewiesen wären.

Doch auch dann, wenn wir solche Alternativen ignorieren und annehmen, dass das semantische Verhalten der genannten nicht-fiktionalen Äußerungen im Rekurs auf den semantischen Schein zu erklären ist – und im Lichte der bisherigen Ausführungen scheint dies in der Tat die nächst liegende und plausibelste Option zu sein⁷⁵ –, liefert der gegenstandsabgewandte Ansatz eine hinreichende Grundlage, um den Unterschied zwischen solchen und fiktionalen Äußerungen zu erfassen. Wir mögen mit einer metaphorischen Äußerung zwar eine Scheinbehauptung aufstellen und dadurch vermittelt tatsächlich etwas Wahres oder Falsches behaupten, aber das, was wir tatsächlich behaupten, betrifft nicht die mit der Äußerung aufgestellte Scheinbehauptung. Wenn ich z.B. sage „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“, dann bemühe ich das Bild vom Apfel und vom Stamm, um

⁷⁵ Walton 1993 und Hills 1997 z.B. haben sich für diese Option ausgesprochen.

tatsächlich etwas über das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern zu sagen und nicht um über das Bild und seinen Status zu sprechen. Vergleichbares gilt für einschlägige Rollenspiel-Äußerungen. Wenn wir mit dergleichen Äußerungen Scheinbehauptungen aufstellen, um wirklich etwas zu behaupten, dann hat das, was wir behaupten, nicht mit der jeweiligen Scheinbehauptung zu tun, sondern ausschließlich mit spielexternen Vorgängen und Verhältnissen. Dies steht im Kontrast zu dem, was wir bei fiktionalen Äußerungen beobachtet haben. Denn dort ist die Scheinbehauptung stets Gegenstand der eigentlich aufgestellten Behauptung.

Nun könnte man versucht sein, diesen Unterschied herunterzuspielen, und auch der bildlichen und Rollenspiel-Sprache eine milde Form von Selbstbezogenheit zusprechen. Denn wenn man eine bildhafte Beschreibung bemüht, um eine Behauptung aufzustellen, dann unterstellt man gewissermaßen immer, dass das Bild ein angemessenes Instrument ist, um die Behauptung zu vermitteln. Und bei Rollenspiel-Äußerungen verhält es sich nicht anders. Auch hier setzt derjenige, der mit der Äußerung eine Scheinbehauptung aufstellt, um etwas wirklich zu behaupten, voraus, dass die Scheinbehauptung ein geeignetes Mittel ist, um den behaupteten Inhalt zu kommunizieren. Wenn das aber der Fall ist, lässt sich der Unterschied zwischen fiktionalen und figurativen nicht-fiktionalen Äußerungen offenbar doch nicht am oben beschriebenen Phänomen der Selbstbezogenheit festmachen.

Dieser Einwurf überzeugt aber nicht. Natürlich wird mit jeder metaphorischen Äußerung unterstellt, dass die Metapher ein adäquates Mittel ist, um einen bestimmten Inhalt zu kommunizieren. Dies trifft nicht nur auf die figurative Rede zu, sondern auf jede beliebige Form von Äußerung und ist gewissermaßen trivial – wann immer ich etwas sage, muss ich mich darauf verlassen, dass die Form, in der ich es sage, sich eignet, um das zu kommunizieren, was ich kommunizieren möchte, andernfalls wäre es sinnlos, sich dieser Form der Kommunikation zu bedienen. Im Grunde wird erfolgreiche Kommunikation ganz allgemein erst dadurch möglich. Aber diese allgemeine pragmatische

Voraussetzung ist normalerweise nicht das, was mit einer Äußerung behauptet wird und woran zu beurteilen ist, ob die Äußerung wahr oder falsch ist. Fiktionale Äußerungen unterscheiden sich in dieser Hinsicht nicht von anderen Äußerungen. Auch hier bauen wir auf die allgemeine Voraussetzung, dass die Art und Weise, wie wir etwas behaupten, angemessen ist, um das zu behaupten, was wir behaupten wollen. Das, was mit den Äußerungen tatsächlich behauptet wird, ist allerdings viel spezifischer und hängt wesentlich mit dem Inhalt und der Funktion fiktionaler Werke zusammen. Die Angemessenheit, um die es hier geht, ist nicht die allgemeine pragmatische, die für jede Art von kommunikativem Akt gilt, sondern eine, die sich von den Darstellungen in einem bestimmten Werk herleitet und relativ dazu auch zu bewerten ist. Dadurch, dass sie bestimmte inhaltliche Anforderungen an uns stellen, legitimieren die Darstellungen bestimmte Reaktionen, und mit einer fiktionalen Äußerung behaupten wir, dass die in der Äußerung sich offenbarende Reaktion zu den legitimierten gehört. Das Werk macht also eine Vorgabe, die als Richtlinie für die Bewertung der mit der Äußerung aufgestellten Scheinbehauptung anerkannt wird. Deshalb wird das Werk stets als Referenzmarke thematisiert. All das ist bei metaphorischen oder Rollenspiel-Äußerungen nicht der Fall. Hier gibt es kein Werk, das sich an uns richtet und Bedingungen an uns stellt. Insofern gibt es auch keinen Anlass, eigens auf die aufgestellte Scheinbehauptung und deren Angemessenheit zu verweisen.

In gewisser Hinsicht trifft der obige Einwurf allerdings zu. Es ist nicht allein der Umstand, dass eine Scheinbehauptung aufgestellt und zugleich thematisiert wird, der solche Äußerungen auszeichnet. Zum oben angesprochenen Phänomen der Selbstbezogenheit gehört bzw. kommt hinzu, dass die aufgestellte Scheinbehauptung unter dem Aspekt der Angemessenheit vis-a-vis einschlägiger werkskonstitutiver Darstellungen betrachtet wird. Der Zusammenhang zwischen Scheinbehauptungen und werkskonstitutiven Darstellungen ist fundamental. Ohne ihn ließe sich die Erklärung, die der gegenstandsabgewandte Ansatz für das eigentümliche Verhalten

fiktionaler Äußerungen anbietet, nicht wirklich nachvollziehen.

** **Einwand 3:** Ganz zu Beginn im Zusammenhang mit der Fehler-Theorie sind wir einer verhältnismäßig einfachen, pragmatischen Erklärung begegnet, der zufolge fiktionale Äußerungen wie die von (1) zwar selbst nicht wahr sein, dafür aber etwas Wahres implizieren können, und dieses Implikat wird herangezogen, um unseren Eindruck von Wahrheit zu begründen. Solch eine Erklärung enthält offenbar alle wesentlichen Komponenten, die auch die Konzeption des semantischen Scheins bemüht, nur werden sie offenbar anders klassifiziert: während dort von Scheinbehauptungen die Rede ist, wird hier vom wörtlichen oder semantischen Inhalt der Äußerung gesprochen; und dem behauptetem Inhalt bzw. den Wahrheitsbedingungen dort entspricht hier das Implikat oder der pragmatisch implizierte Inhalt. Sieht man einmal von den klassifikatorischen und strategischen Verschiebungen ab und betrachtet die zugrunde liegende substantielle Konzeption von fiktionalen Äußerungen, gewinnt man den Eindruck, in der pragmatischen Erklärung sei alles Wesentliche bereits vorweggenommen, nur eben anders akzentuiert. Es stellt sich daher die Frage, ob die Konzeption des semantischen Scheins wirklich eine substantielle Neuerung bringt, und wenn ja, wo.*

*# **Erwiderung:** Die Tatsache allein, dass beide Erklärungen zwei inhaltliche Ebenen unterscheiden, bedeutet aber nicht automatisch, dass die unterschiedenen Ebenen bei beiden Erklärungen dieselbe Rolle spielen, geschweige denn dass es sich um dieselben beiden Ebenen handelt. Deshalb wäre es vorschnell, den Unterschied als einen rein terminologischen oder klassifikatorischen abzutun. Und selbst wenn es sich hier nur um eine klassifikatorische und keine konzeptionelle bzw. substantielle Differenz handeln würde, spräche das nicht gegen die Konzeption des semantischen Scheins, solange die strategische Differenz bestehen bleibt. Denn es wurde von Anfang an zugestanden, dass die Konzeption des semantischen Scheins kompatibel ist mit der*

semantischen Annahme, dass fiktionale Namen nicht referieren können (wie im Übrigen auch mit der ontologischen, dass fiktive Gegenstände existieren). Die Kritik betraf vielmehr den explanatorischen Stellenwert der Annahme. Sie hilft offenbar nicht, das eigentümliche Verhalten fiktionaler Äußerungen adäquat zu verstehen bzw. zu erklären, und deshalb erscheint es strategisch unglücklich, den Schwerpunkt der Erklärung auf diese Annahme zu legen. Was die Konzeption des semantischen Scheins also für sich in Anspruch nimmt, ist zunächst eine strategische und keine konzeptionelle Differenz. Wäre es wirklich so, dass die Konzeptionen, die den beiden Strategien zugrunde liegen, sachlich äquivalent sind, dann wäre das kein Stolperstein für die des semantischen Scheins.

Der Eindruck, auf dem der obige Vorwurf der bloßen Kästchenschieberei beruht, ist allerdings unbegründet. Es ist nämlich keineswegs so, dass die beiden Ansätze dieselben explanatorischen Komponenten enthalten. Die Konzeption fiktionaler Äußerungen, auf der die pragmatische Erklärung aufbaut, macht weder Annahmen über die kommunikative Funktion der Darstellungen in fiktionalen Werken noch über die besondere Einstellung, vor deren Hintergrund sich die fiktionale Rede abspielt. Der komplette Unterbau, der die Postulierung des semantischen Scheins motiviert, wird also ignoriert. Angesichts dessen ist vollkommen unklar, weshalb das geforderte Implikat etwas thematisieren sollte, das angeblich der von der Konzeption des semantischen Scheins bemühten Scheinbehauptung entspricht und zugleich den wörtlichen Inhalt der Äußerung ausmacht. Es mag vielleicht sein, dass die Konzeption, die dieser Erklärung zugrunde liegt, Raum lässt für Ergänzungen bzw. Modifikationen, die sie der des semantischen Scheins angleichen würden; aber das bedeutet nicht, dass die beiden Konzeptionen von vornherein dieselben sind.

Damit soll übrigens nicht suggeriert werden, dass die Angleichung auch wirklich gelingen kann. Es sei hier nur auf einen Punkt hingewiesen, der dies in Zweifel stellt. Der Punkt setzt voraus, dass gewisse Formen der Billigung oder Zurückweisung von Äußerungen

Anzeichen für die Sensibilität gegenüber dem Wahrheitswert der Äußerungen sind und somit Aufschluss geben über ihren semantischen Inhalt. Für gewöhnlich lässt sich das, was mit einer Äußerung konversational impliziert wird, nicht bejahen oder verneinen, indem man sich der gängigen Formeln der Zustimmung oder Ablehnung bedient. Sagt man beispielsweise über einen angehenden Forscher, er zeichne sich vor allem durch Pünktlichkeit und eine schöne Handschrift aus, und impliziert damit, er taue nicht zum Forscher, dann lässt sich das Implikat nicht einfach durch Er widerungen wie „Das stimmt nicht“ oder „Von wegen“ zurückweisen. Derartige Formeln beziehen wir nur auf den wörtlichen Inhalt der Äußerung und nicht auf das, was mit der Äußerung impliziert wird. Anders hingegen scheint es sich bei fiktionalen Äußerungen wie der von (1) zu verhalten. Wenn jemand auf eine solche Äußerung erwidert „Das stimmt nicht“, dann bestreitet er offenbar das, was wirklich mit der Äußerung behauptet wird, und nicht das, was nur zum Schein damit behauptet wird. Dies legt nahe, dass das, was (vom Standpunkt der Konzeption des semantischen Scheins) mit fiktionalen Äußerungen wirklich behauptet wird, weniger auf der Ebene des pragmatisch implizierten Inhalts anzusiedeln ist als vielmehr auf der des semantischen Inhalts. Das Konzept der konversationalen Implikatur eignet sich offenbar nicht, um das, was sich bei fiktionalen Äußerungen inhaltlich abspielt, adäquat zu beschreiben. Deshalb scheinen die Aussichten auf eine substantielle Angleichung der pragmatischen Konzeption an die des semantischen Scheins nicht sehr viel versprechend.⁷⁶

⁷⁶ Ich bin mir nicht sicher, ob dieser Punkt wirklich für alle Formen pragmatisch implizierter Inhalte geltend gemacht werden kann. Beispielsweise sind konventionelle Implikaturen starrer an die Äußerungen und ihre wörtlichen Inhalte geknüpft bzw. robuster gegenüber Variationen im Gesprächskontext als die hier betrachteten konversationalen Implikaturen. Unter Umständen ist eine Angleichung der beiden Konzeptionen eher möglich, wenn man den pragmatisch implizierten Inhalt mehr im Sinne eines konventionellen statt eines konversationalen Implikats auffassen würde. Hier ist nicht der Ort, um auf diese komplizierte Diskussion einzugehen. Feststeht allerdings, dass die substanzielle Angleichung nur unter erheblichen Modifikationen der pragmatischen Konzeption erreicht werden könnte. Überdies bleiben die strategischen Unterschiede zwischen den beiden Ansätzen von

** **Einwand 4:** Aus den bisherigen Darlegungen lässt sich vielleicht ein allgemeines Schema herauslesen, das uns helfen soll, die Wahrheitsbedingungen fiktionaler Äußerungen nachzuvollziehen bzw. zu bestimmen. Aber es wurden keine Regeln spezifiziert, die erkennen lassen, welchen Beitrag die geäußerten Satzglieder zu diesen Wahrheitsbedingungen leisten. Wenn sich aber nicht erkennen lässt, wie sich die Wahrheitsbedingungen aus den semantischen Funktionen und Werten der geäußerten Satzkomponenten ergeben, welche Gewähr haben wir dann, dass die Erklärung, die die gegenstandsabgewandte Konzeption des semantischen Scheins liefert, wirklich systematisch ist?*

Erwiderung: Die Mechanismen des semantischen Scheins bewirken zwar eine gewisse Verschiebung in der Art und Weise, wie die herkömmlichen semantischen Funktionen der geäußerten Satzkomponenten zum eigentlichen, wahrheitstauglichen Äußerungsinhalt beitragen. Dies allein ist aber noch kein Grund, an der Systematizität der angebotenen Erklärung zu zweifeln. Die Bedingung, dass die Erklärung eine systematische sein muss, beinhaltet nicht, dass es nur einen Weg gibt, wie die Satzkomponenten zur Festlegung des Äußerungsinhalts beitragen können.

Die Bedenken an der Systematizität der gegenstandsabgewandten Erklärung rühren möglicherweise von einem zu simplen kompositionalen Modell des Äußerungsinhalts, wonach dieser sich einfach aus den semantischen Werten der geäußerten Satzkomponenten *zusammensetzt*. Da der gegenstandsabgewandte Ansatz den Inhalt fiktionaler Äußerungen nicht in dieser Weise konstruiert, wird die Systematizität der gegenstandsabgewandten Erklärung in Frage gestellt. Der Inhalt einer Äußerung muss sich aber nicht auf diese Weise aus den Beiträgen der Satzkomponenten ergeben, um systematisch durch die Beiträge festgelegt zu sein. So ergibt sich das, was dem

dieser Frage unberührt, und das ist der für unseren Zusammenhang entscheidende Punkt. Zur pragmatischen Alternative, die anstelle von Implikaturen konversationale Präsuppositionen zugrunde legt, vgl. Anm. 5 oben.

gegenstandsabgewandten Ansatz zufolge mit fiktionalen Äußerungen behauptet wird, im Grunde aus der Anwendung zweier unterschiedlicher Arten von Regeln. Die erste Art von Regeln bildet Satzkomponenten und deren herkömmliche semantische Funktion auf Scheinbehauptungen ab; die zweite Art von Regeln bildet Scheinbehauptungen auf genuine Behauptungen bzw. deren Wahrheitsbedingungen ab. Aus der Formulierung der Wahrheitsbedingungen lässt sich der Beitrag der einzelnen Satzkomponenten zwar nicht mehr direkt ablesen. Das bedeutet aber keineswegs, dass die Komponenten des geäußerten Satzes nicht auf geregelte Weise zur Festlegung der Wahrheitsbedingungen beitragen bzw. dass die Erklärung, die der gegenstandsabgewandte Ansatz für das semantische Verhalten fiktionaler Äußerungen liefert, nicht systematisch genug ist.

Doch auch der Umstand, dass die Regeln, die von den geäußerten Satzkomponenten zu den Wahrheitsbedingungen der Äußerung führen, bislang noch nicht spezifiziert wurden, spricht nicht gegen die Systematizität der Erklärung. Z.B. ist es notorisch schwer, die Regeln, die die Interaktion zwischen semantischen und pragmatischen Faktoren regulieren oder semantische Inhalte auf pragmatisch implizierte oder präsupponierte Inhalte abbilden, zu spezifizieren. Die Schwierigkeit, diese Regeln zu spezifizieren, hängt in erster Linie mit ihrer Komplexität und Kontextsensitivität zusammen. Dies allein liefert jedoch noch keinen Anlass, daran zu zweifeln, dass unsere allgemeine Erklärung dieser semantisch-pragmatischen Zusammenhänge systematisch sein kann – jedenfalls systematisch genug, um keine Fragen darüber aufkommen zu lassen, wie ein endlicher Geist in der Lage ist, die einschlägigen Zusammenhänge zu erfassen. Weshalb sollte sich unsere Haltung gegenüber der gegenstandsabgewandten Erklärung fiktionaler Äußerungen unterscheiden?

Im Übrigen ist es im gegenwärtigen Stadium nicht unbedingt erforderlich, dass die Mechanismen spezifiziert werden, die von den Äußerungen zu den Scheinbehauptungen und von den Scheinbehauptungen zu den Behauptungen führen. In erster Linie geht

es darum, plausibel zu machen, dass es bei fiktionalen Äußerungen überhaupt zwei solche semantisch relevanten Ebenen gibt und dass sich ohne die Annahme dieser beiden Ebenen nur schwer Sinn daraus machen lässt, wie wir fiktionale Äußerungen verstehen und bewerten. Es wäre sicher eine zusätzliche Stütze für den Ansatz, wenn sich darüber hinaus noch die genauen Regeln spezifizieren ließen, die die beiden Ebenen miteinander bzw. mit den Äußerungen verbinden. Die Tatsache, dass die Regeln bislang nicht spezifiziert wurden, muss daher nicht ein Einwand gegen den Ansatz sein, sondern kann stattdessen als eine Herausforderung für die Zukunft betrachtet werden.

** **Einwand 5:** Wenn ein Schauspieler auf der Bühne im Dienste seiner Rolle bestimmte Äußerungen tätigt, dann ist er sich jederzeit darüber im Klaren, dass es sich dabei lediglich um Scheinbehauptungen handelt. Entsprechend wäre zu erwarten, dass wir, falls wir mit fiktionalen Äußerungen Scheinbehauptungen aufstellen, dies in irgendeiner Form auch registrieren. Viele Teilnehmer am fiktionalen Diskurs sind sich dessen aber nicht bewusst und wären verblüfft über die Information, dass sie im Grunde dasselbe tun wie Schauspieler auf der Bühne. Spricht dies nicht gegen die psychologische Glaubwürdigkeit des gegenstandsabgewandten Ansatzes?*

*# **Erwiderung:** Zunächst ist zu bemerken, dass der Ansatz nicht darauf verpflichtet zu sagen, ein fiktionaler Sprecher tue im Grunde dasselbe wie ein Schauspieler, der auf der Bühne spricht. Aus Sicht des gegenstandsabgewandten Ansatzes ist die Verblüffung über den Vergleich mit dem Schauspieler angebracht. Denn der Schauspieler auf der Bühne verkörpert eine bestimmte Figur, er stellt jemanden dar, und seine Äußerungen sind wesentlich im Kontext bzw. als Teil dieser Darstellung zu betrachten. Doch jemand, der eine fiktionale Äußerung tätigt, tut dies nicht im Dienste der Darstellung einer bestimmten Figur. Seine Äußerung erfüllt eine ganz andere Funktion, und deshalb wäre er zurecht verblüfft, wenn er erführe, dass er im Grunde dasselbe macht*

wie ein Schauspieler, der auf der Bühne spricht.

Natürlich gibt es einen gemeinsamen Aspekt zwischen dem, was ein fiktionaler Sprecher und ein Schauspieler tut, wenn er auf der Bühne spricht, und das ist der Umstand, dass jeder von ihnen Scheinbehauptungen aufstellt: sowohl der Schauspieler als auch der fiktionale Sprecher gibt mit seinen Äußerungen vor, etwas zu behaupten. Aber das bedeutet lediglich, dass sie ihre Äußerungen im selben Sprechmodus tätigen. Dieser Modus steht dem assertiven Modus nahe, er ist von ihm abgeleitet und involviert dieselben Ausdrucksmittel. Der Wechsel von der einen Sprechweise in die andere ist daher nicht sehr aufwändig und erscheint uns so selbstverständlich und vertraut, dass es uns kaum noch auffällt, wenn wir von der einen in die andere übergehen. Das soll nicht heißen, dass wir die beiden Modi ständig verwechseln – der Wechsel ist nur nicht unbedingt reflektiert. Dem Schauspieler wird es allerdings durch die Bühnenumstände leichter gemacht, sich über den Unterschied klar zu werden. Dadurch, dass er die Aufgabe hat, sich und seine Ansichten nicht nur in verbaler Hinsicht zurückzunehmen, sondern auch alle übrigen Aspekte seines Verhaltens und Denkens in den Dienst der Darstellung eines anderen Charakters zu stellen, ist es ihm stets bewusst, dass er nicht im assertiven Modus spricht. Seine Scheinbehauptungen sind sozusagen eingebettet in einen großen, ganzheitlichen Komplex von Verhaltensweisen, die er nur zum Schein ausführt. Für den fiktionalen Sprecher ist der Wechsel längst nicht so dramatisch und umfassend, deshalb erfordert er weit weniger Aufmerksamkeit und macht sich daher kaum bemerkbar.

Ein weiterer Grund, der es dem Sprecher im fiktionalen Fall erschwert zu bemerken, dass er die Schwelle von der gewöhnlichen Behauptung zur Scheinbehauptung überschreitet, ist die Tatsache, dass er mit seinen Äußerungen eben nicht nur Scheinbehauptungen, sondern auch genuine Behauptungen aufstellt. Indem er vorgibt, etwas zu behaupten, behauptet er tatsächlich etwas. Im Unterschied zum Schauspieler artikuliert und bewegt er sich sozusagen nicht ausschließlich im Reich der Vorstellungen, sondern tätigt seine

Äußerung wesentlich auch im Kontext dessen, was er wirklich glaubt. Der Eindruck, dass es hier um Wahrheit und Falschheit geht, der Überzeugungen und Behauptungen typischerweise begleitet, besetzt beim Sprechen einen Teil der Aufmerksamkeit und schränkt die Sensibilität gegenüber der Scheinbehauptung und Vorstellung ein. Insofern ist es nicht verwunderlich, sondern psychologisch sehr plausibel, wenn sich der fiktionale Sprecher dessen nicht im selben Maße bewusst ist wie ein Schauspieler, dass er mit seinen Äußerungen Scheinbehauptungen aufstellt.

** **Einwand 6:** Bislang wurde ausschließlich auf fiktionale Äußerungen eingegangen, in denen auch ein fiktionaler Name verwendet wird. Diese Äußerungen bilden sozusagen den günstigen Fall für jemanden, der sich für die Auffassung einsetzt, dass mit fiktionalen Äußerungen Scheinbehauptungen aufgestellt werden, da fiktionale Namen keine realen Individuen bezeichnen. Wie steht es aber mit fiktionalen Äußerungen, die keine fiktionalen Bezeichnungen enthalten und sich auf Darstellungen beziehen, die ebenso gut in einem dokumentarischen Werk hätten auftreten können? Lässt sich die Auffassung auch für diese Fälle vertreten?*

Erwiderung: Es stimmt, dass das Hauptaugenmerk bislang auf solchen Äußerungen lag, bei denen keine realen Individuen als Bezugsobjekte für die Bezugnahmen zur Verfügung stehen. Dies verdankt sich aber der allgemeinen Problemstellung zu Beginn der Untersuchung und betrifft nicht nur die Exposition des gegenstandsabgewandten Ansatzes, sondern ebenso die aller übrigen besprochenen Ansätze. Derselbe Einwand ließe sich deshalb auch im Zusammenhang mit den anderen Ansätzen vorbringen.

Der gegenstandsabgewandte Ansatz scheint hier aber einen Vorteil gegenüber den anderen Konzeptionen zu haben. Einerseits liefert er nämlich eine spezifische Lösung für das Ausgangsproblem, andererseits scheint aber die Erklärung, die er anbietet, nicht

ausschließlich durch das Ausgangsproblem motiviert zu sein. Ein wesentlicher Teil der Motivation rührt von Beobachtungen über die spezifischen Anforderungen, die die Darstellungen in fiktionalen Werken an Rezipienten stellen, und das Verhältnis, in dem fiktionale Äußerungen dazu stehen. Wird dieser Teil berücksichtigt, fällt eine positive Antwort auf die obige Frage nicht mehr schwer. Wenn ich z.B. im Anschluss an die Lektüre einer Holmes-Geschichte mit dem Satz „London ist die größte Stadt Englands“ eine interne fiktionale Äußerung tätige, dann gebe ich vor, mit dem Namen „London“ auf eine bestimmte Stadt und mit dem Namen „England“ auf ein bestimmtes Land Bezug zu nehmen und darüber eine Behauptung aufzustellen. Indem ich dies allerdings tue, behaupte ich tatsächlich, dass die Darstellungen in der Holmes-Geschichte zu dieser vorgeblichen Behauptung berechtigen. Wie bei meinen bisherigen internen Äußerungen gilt also auch hier, dass ich Darstellungen in einem fiktionalen Werk klassifiziere und keine unabhängigen Tatsachen und Verhältnisse in der Welt. Ich beziehe mich nicht wirklich auf London und England, so wie ich es täte, wenn ich meiner Überzeugung, dass London die größte Stadt Englands ist, Ausdruck verleihen wollte. Obzwar ich zum Zeitpunkt meiner fiktionalen Äußerung dieser Überzeugung bin, drücke ich diese Überzeugung nicht durch meine Äußerung aus, sondern stelle sie gewissermaßen zurück und signalisiere mit dem Aufstellen der Scheinbehauptung, dass die Äußerung vor dem Hintergrund einer bestimmten, in diesem Fall durch die Darstellungen einer Holmes-Geschichte abverlangten, Vorstellung zu verstehen ist.⁷⁷

⁷⁷ Solche fiktionale Äußerungen stehen übrigens nicht im Konflikt mit dem Prinzip, dass man das, was man lediglich vorgibt zu tun, nicht zugleich auch wirklich tun kann. Bei meiner fiktionalen Äußerung des Satzes „London ist die größte Stadt Englands“ beziehe ich mich weder wirklich auf die Stadt London noch bringe ich meine Überzeugung, dass London die größte Stadt Englands ist, zum Ausdruck. Auch das Prinzip, dass man sich nicht etwas vorstellen und zugleich ein Urteil darüber fällen kann, bleibt unangetastet. Denn weder die durch die Holmes-Geschichte abverlangte Vorstellung noch meine Überzeugung sind instantane mentale Ereignisse, die zur selben Zeit mein Bewusstsein bzw. meine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen (im Übrigen ist nicht einmal klar, ob die Vorstellung und meine Überzeugung denselben Inhalt haben – vgl. hierzu auch

Dass diese Interpretation nicht völlig abwegig ist, lässt sich vielleicht noch besser an demonstrativen oder externen fiktionalen Äußerungen erkennen. Die Verwendung des demonstrativen Ausdrucks „dieser Dieb“ im Satz „Dieser Dieb war ein Genie“, geäußert von jemandem, der eine Kriminalgeschichte irrtümlich als Tatsachenbericht gelesen hat und mit seiner Äußerung Stellung zu den vermeintlichen Tatsachen beziehen möchte, sollte unterschieden werden von der Verwendung des Ausdrucks in einer Äußerung desselben Satzes zur selben Kriminalgeschichte, allerdings verstanden als fiktionales Werk. Denn derjenige, der die Äußerung als Behauptung über eine historische Tatsache vorbringt, kann offenbar nichts Wahres geäußert haben, während dasselbe im Falle der fiktionalen Äußerung nicht gilt. Der gegenstandsabgewandte Ansatz erklärt dies dadurch, dass bei der fiktionalen Äußerung keine genuine Bezugnahme auf einen bestimmten Dieb stattfindet, die dann fehlschlagen muss, weil es den entsprechenden Dieb nicht gibt; sondern dass lediglich eine Scheinbezugnahme auf einen Dieb vorgenommen und eine Scheinbehauptung darüber aufgestellt wird und dass die eigentlich damit aufgestellte Behauptung die Beziehung der besagten Scheinbehauptung zu den Darstellungen in der Kriminalgeschichte betrifft. Ähnlich verhält es sich auch mit einschlägigen externen Äußerungen. Wenn ich z.B. im Anschluss an die Lektüre einer Holmes-Geschichte den Satz „London ist kleiner als Berlin“ äußere, dann scheine ich etwas anderes zu behaupten, als wenn ich denselben Satz in einem von den Holmes-Geschichten vollkommen losgelösten Kontext äußere. Im letzteren Fall ist meine Äußerung falsch, im ersteren scheint sie wahr zu sein. Der gegenstandsabgewandte Ansatz hat die Möglichkeit diesen Unterschied zu erklären. Im letzteren Fall vergleiche ich die Städte London und Berlin und stelle eine Behauptung darüber auf, die nicht den Tatsachen entspricht. Im ersteren gebe ich mit der Verwendung des Namens „London“ vor, mich auf eine bestimmte, dem viktorianischen London ähnelnde Stadt zu beziehen und sie mit der Stadt Berlin zu vergleichen,

Anm. 72 oben).

und indem ich dies vorgebe, behaupte ich offenbar etwas Wahres darüber, zu welcher Scheinbehauptung uns die Darstellungen in der Holmes-Geschichte und gewisse Tatsachen über Berlin berechtigen.⁷⁸

Der Unterschied, auf den es hier ankommt, ist nicht auf Besonderheiten der Beispiele zurückzuführen, sondern ergibt sich immer dann, wenn mit demselben Satz entweder eine fiktionale oder eine gewöhnliche nicht-fiktionale Äußerung getätigt werden kann. Im einen Fall bewerten wir die Äußerung mit Rücksicht auf die Darstellungen eines bestimmten Werkes, im anderen verstehen wir sie ungefiltert und beurteilen sie einfach als wahr oder falsch, ohne uns um die Vorgaben irgendwelcher Werke zu kümmern. Dieser Umstand würde einfach ignoriert, wenn man unterstellen würde, dass die fiktionale Äußerung sich hier inhaltlich nicht von der nicht-fiktionalen unterscheidet.

** Einwand 7: Es wurde betont, dass der gegenstandsabgewandte Ansatz grundsätzlich neutral ist gegenüber der Annahme fiktiver Gegenstände. Bislang wurde er allerdings nicht unter der Annahme fiktiver Gegenstände betrachtet. Fiktive Gegenstände könnten nicht nur helfen, Scheinbehauptungen zu individuieren, sondern auch als*

⁷⁸ Der Unterschied ließe sich vermutlich auch auf andere Weise erklären; insofern ist das Beispiel hier nicht eindeutig. Eine nahe liegende Möglichkeit bestünde z.B. darin zu sagen, der Unterschied ergebe sich einfach daraus, dass bei den Äußerungen auf die Städte in unterschiedlichen Zeitphasen Bezug genommen wird: bei der fiktionalen Äußerung vergleiche ich das viktorianische London mit dem heutigen Berlin, bei der nicht-fiktionalen hingegen das heutige London mit dem heutigen Berlin. Doch diese Erklärung erfasst den Unterschied zwischen der fiktionalen und der nicht-fiktionalen Äußerung offenbar nicht ganz. Sollten solche qualifizierte Bezugnahmen nämlich möglich sein, wäre es doch plausibler zu sagen, ich bezöge mich bei der fiktionalen Äußerung auf das London der Holmes-Geschichten und vergleiche es mit dem heutigen Berlin (denn ich würde z.B. bestreiten, dass das London der Holmes-Geschichten dem viktorianischen London in allen Hinsichten entspricht). Was anderes aber mache ich dann, wenn ich mich auf das London der Holmes-Geschichten beziehe und es mit dem heutigen Berlin vergleiche, als eine vorgebliche Behauptung aufzustellen, bei der ich vorgebe, mit dem Namen „London“ auf eine bestimmte Stadt Bezug zu nehmen und sie mit dem heutigen Berlin zu vergleichen?

Bezugsobjekte für die genuinen Behauptungen erhalten. Außerdem stellten gemischte Äußerungen wie die von (8) kein besonderes Problem mehr für die Annahme fiktiver Gegenstände dar: bei der Äußerung von (1) gäben wir vor, mit dem Namen „Holmes“ auf ein bestimmtes reales Individuum Bezug zu nehmen und darüber zu behaupten, es sei ein Detektiv; tatsächlich nähmen wir aber Bezug auf das fiktive Individuum Holmes und behaupteten, es sei eine der bestkonzipierten und berühmtesten Figuren der Literaturgeschichte. Wäre dies nicht eine elegantere und ansprechendere Beschreibung dessen, was bei solchen Äußerungen vor sich geht?

Erwiderung: Die Beschreibung hier lässt offen, ob fiktive Gegenstände dazu dienen, die einschlägigen Scheinbehauptungen nur zu individuieren, oder ob sie auch als inhaltliche Konstituenten von Scheinbehauptungen fungieren. Letztere Position erscheint kontroverser, da nicht klar ist, wie es möglich sein sollte, vorgeblich auf ein bestimmtes Individuum Bezug zu nehmen und es zugleich tatsächlich zu tun.⁷⁹ Davon aber abgesehen eröffnet der Vorschlag den Freunden fiktiver Gegenstände durchaus eine Möglichkeit, die widerspenstigen gemischten Äußerungen theoretisch zu erfassen.

Ernsthafte Probleme treten jedoch auf, sobald wir versuchen, den Vorschlag auf nicht-gemischte fiktionale Äußerungen zu übertragen. Dem Vorschlag zufolge gebe ich bei der fiktionalen Äußerung von (1) mit dem Namen „Ipmul“ vor, auf ein reales Individuum Bezug zu nehmen, und zugleich beziehe ich mich dabei wirklich auf das fiktive Individuum Ipmul. Die Frage ist aber, welche Scheinbehauptung und welche Behauptung ich damit aufstelle. Angenommen, ich behaupte zum Schein, ein bestimmtes, reales Individuum namens „Ipmul“ sei sehr wohlhabend gewesen; worin besteht dann die Behauptung, die ich mit der Äußerung tatsächlich aufstelle und die helfen würde zu erklären, weshalb meine Äußerung von (1) wahr ist? Die Satzstruktur liefert keine

⁷⁹ Zumeist wird bestritten, dass dies möglich ist (siehe z.B. Ryle 1949, Kap. 8.5, oder Currie 1990, Kap. 1.11). Austin (1961) und Evans (1982, 362, Anm. 33) hingegen geben Beispiele, die dafür sprechen könnten.

Anhaltspunkte, und auch sonst scheint es keine Hinweise auf die Eigenschaft zu geben, deren Zuschreibung die vorgenommene Bezugnahme auf das fiktive Individuum Ipmul zu einer passenden Behauptung ergänzen könnte. Umgekehrt ergibt sich dasselbe Problem: Gehen wir davon aus, dass ich mit meiner Äußerung von (1) über das fiktive Individuum Ipmul behaupte, er sei sehr wohlhabend gewesen, stellt sich automatisch die Frage, welche Scheinbehauptung ich mit der Äußerung aufstelle, und dieser Fall ist ebenso unterbestimmt wie der obige. Die Satzstruktur enthält einfach nicht genug Informationen, um sowohl eine Scheinbehauptung als auch eine genuine Behauptung festzulegen, wie es bei gemischten Äußerungen möglich ist.

Dasselbe Dilemma ergibt sich auch im Falle nicht-gemischter externer Äußerungen wie der von (3). Entweder wird zum Schein mit dem Namen „Ipmul“ auf ein reales Individuum Bezug genommen und behauptet, es habe weniger Verehrerinnen gehabt als Elvis – in dem Fall wäre unklar, welche Behauptung mit der Äußerung über das fiktive Individuum Ipmul aufgestellt wird; oder es wird über das fiktive Individuum Ipmul behauptet, es habe weniger Verehrerinnen gehabt als Elvis – in dem Fall bliebe schleierhaft, welche Scheinbehauptung mit der Äußerung aufgestellt wird. Der Vorschlag erscheint elegant und einfach, sofern er auf gemischte Äußerungen angewandt wird. Versucht man ihn auf andere fiktionale Äußerung auszuweiten, wird er dunkel und kompliziert und bietet keine wirkliche Alternative zur bisher vorgestellten Variante des gegenstandsabgewandten Ansatzes.

Auch wenn die Liste der Einwände nicht erschöpfend ist und die angebotenen Antworten womöglich ebenso viele neue Fragen aufwerfen wie sie sie klären, wollen wir die Diskussion hier beschließen. Es ging nicht darum, alle triftigen oder möglichen Einwände aufzuführen, geschweige denn endgültige Antworten darauf zu geben. Der Zweck dieses Abschnitts lag darin, auf einige nahe liegende kritische Aspekte hinzuweisen, um weitere Einblicke in die Mechanismen und die Tragweite der vorgeschlagenen Erklärung zu gewinnen. Mehr kann und

braucht gegenwärtig nicht geleistet zu werden.

7.7 Konklusion

Vielleicht ist der Eindruck entstanden, als seien unterschiedliche Maßstäbe an die besprochenen Theorien angelegt worden. Die Einwände gegen den gegenstandsabgewandten Ansatz schienen weit weniger hartnäckig und konkret zu sein als die vorausgegangene Kritik an den konkurrierenden gegenstandsorientierten Erklärungsansätzen. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass diese Ansätze ausgereifter sind und eine präzisere Formulierung zulassen, womit sie eine größere Angriffsfläche bieten. Die Schwächen und Vorzüge des gegenstandsabgewandten Ansatzes hingegen sind schwerer auszuloten, da die Darstellung vergleichsweise programmatisch und lückenhaft bleibt.

Es mag unbefriedigend sein, eine unvollständig ausgearbeitete Konzeption fiktionaler Äußerungen vorzulegen und sie anderen, transparenteren Konzeptionen gegenüberzustellen. Doch die Schwierigkeiten, an denen die gegenstandsorientierten Ansätze letztlich scheiterten, hingen nicht mit den Details zusammen, sondern waren prinzipieller Natur. Angesichts dessen erscheint es legitim, sich um eine Alternative zu bemühen, die diese Schwierigkeiten umgeht. Dabei kommt es nicht so sehr darauf an, die Alternative in allen Details auszubuchstabieren. Die Hauptfrage besteht vielmehr darin, ob die Sichtweise, die sie bietet, grundsätzlich plausibel ist.

Das klingt zunächst so, als sei der gegenstandsabgewandte Ansatz bloß als Reaktion auf das Scheitern der gegenstandsorientierten Erklärungsversuche zu verstehen. Aber das wäre ein Missverständnis. Zwar liefern die Gründe, die zum Scheitern der gegenstandsorientierten Erklärungsversuche geführt haben, ganz konkrete Hinweise darauf, welche Annahmen gemacht oder nicht gemacht werden sollten, um eine adäquate Erklärung zu erhalten – und der gegenstandsabgewandte

Ansatz entspricht diesem Profil. Doch Einsichten in die Natur und den Zweck von Darstellungen in fiktionalen Werken stellen ein starkes unabhängiges Motiv dar. Beide Faktoren sind für die Begründung des Ansatzes von Bedeutung.

Die gegenstandsabgewandte Erklärung beruht im Grunde auf zwei Elementen. Das erste Element bildet die Annahme, dass mit fiktionalen Äußerungen zum Schein Behauptungen aufgestellt und mit den darin verwendeten fiktionalen Bezeichnungen zum Schein Bezugnahmen auf Individuen vorgenommen werden. Dies hilft zu erklären, weshalb wir den Eindruck haben, dass es solche Individuen nicht wirklich gibt. Das zweite Element besteht in der Einsicht, dass mit einer Äußerung neben einer Scheinbehauptung auch eine genuine Behauptung aufgestellt werden kann und dass im Falle fiktionaler Äußerungen diese genuine Behauptung das Verhältnis der aufgestellten Scheinbehauptung zu den Darstellungen eines narrativen Werkes betrifft: indem wir vorgeben, auf bestimmte Individuen Bezug zu nehmen und darüber Behauptungen aufzustellen, so die Idee, behaupten wir tatsächlich, dass dieses vorgebliche Bezugnehmen und Behaupten durch die Darstellungen in einem bestimmten narrativen Werk berechtigt ist. Da dies tatsächlich behauptet wird, lässt sich erklären, weshalb solche Äußerungen wahr oder falsch sein können. Diese Erklärung wäre sogar spezifisch für fiktionale Äußerungen, falls sich herausstellte, dass die Wahrheit einer Äußerung bei keiner anderen Art von Äußerungen in vergleichbarer Weise davon abhängt, was zum Schein damit behauptet wird.

Der vorgestellte Ansatz gibt Aufschluss darüber, wie ein beachtlicher, aus theoretischer Sicht als problematisch geltender Ausschnitt unseres Alltagsdiskurses funktioniert. Damit wird nicht nur ein differenzierteres Licht auf die sprachlichen und psychologischen Ressourcen geworfen, die dem Alltagsdiskurs insgesamt zugrunde liegen. Es eröffnet sich auch eine viel versprechende Perspektive für die Behandlung anderer theoretisch problematischer Diskursbereiche. Ein einschlägiges Beispiel ist der Bereich der Einstellungszuschreibungen, und stellvertretend dafür der Überzeugungszuschreibungen. Ein gut Teil

dessen, was im Zusammenhang mit fiktionalen Äußerungen festgestellt wurde, scheint sich nämlich darauf übertragen zu lassen. In den letzten beiden Kapiteln der Untersuchung wollen wir Überzeugungszuschreibungen im Lichte unserer Beobachtungen zur fiktionalen Rede betrachten. Die Annahme, dass sich semantische Beobachtungen zur fiktionalen Rede auch auf Zuschreibungen übertragen lassen, impliziert allerdings keineswegs, dass die bei Zuschreibungen beobachteten semantischen Züge von der fiktionalen Rede herrühren. Dass der fiktionale Diskurs hier als Basis für einen Vergleich herhält, soll nicht bedeuten, dass der fiktionale Diskurs tatsächlich als Grundlage oder Vorbild für die Rede über Einstellungen diene. Der fiktionale Diskurs stellt allenfalls ein besonders bekanntes oder unkontroverses oder anderweitig hervorstechendes Beispiel davon dar, was durch den Vergleich herausgestellt werden soll.

Für gewöhnlich werden Vorschläge, Äußerungen aus einem bestimmten Diskursbereich nach dem Muster fiktionaler Äußerungen zu interpretieren, unter den Begriff „Fiktionalismus“ subsumiert. Solche Vorschläge sind vornehmlich ontologisch motiviert. Die Interpretation des Diskurses in Anlehnung an die fiktionale Rede befreit uns demnach von der Annahme problematischer Gegenstände, was theoretisch erstrebenswert ist, zumal wenn der instrumentelle oder explanatorische Nutzen des Diskurses dabei gewahrt bleibt. Dies setzt allerdings voraus, dass die fiktionale Rede ihrerseits nicht auf die Existenz problematischer Entitäten verpflichtet. Würden uns fiktionale Äußerungen auf die Annahme fiktiver Gegenstände festlegen, hätte es wenig Sinn, auf fiktionale Äußerungen zu verweisen, um zu begründen, wie man um die Annahme kontroverser Entitäten herumkommt. Insofern wäre eine realistische Konzeption fiktionaler Äußerungen für das fiktionalistische Projekt unbrauchbar. Die gegenstandsabgewandte Konzeption hingegen stützt die fiktionalistische Strategie. Sie spezifiziert die semantischen und pragmatischen Mechanismen, die relevant wären für die Umsetzung der Strategie.

Die Konzeption von Überzeugungszuschreibungen, mit der wir

uns gleich beschäftigen werden, kann insofern als eine fiktionalistische gelten, als sie auf die Mechanismen des semantischen Scheins, die im Zusammenhang mit fiktionalen Äußerungen herausgearbeitet wurden, zurückgreift (was, wie gesagt, nicht bedeuten soll, dass der fiktionale Diskurs systematisch oder genealogisch vorgängig ist). Im Gegensatz zu anderen fiktionalistischen Projekten ist die Konzeption hier allerdings nicht ontologisch motiviert. Es geht nicht darum, die Annahme problematischer Entitäten zu vermeiden, indem man die entsprechende Rede neu interpretiert. Es geht vielmehr darum zu verstehen, wie Überzeugungszuschreibungen überhaupt verwendet werden. Das Hauptinteresse gilt mithin den sprachlichen Mitteln, derer wir uns bei Zuschreibungen bedienen, und der Frage, wie der Einsatz dieser Mittel uns dazu befähigt, mit Zuschreibungen das zu sagen, was wir damit sagen. Sollte man den Begriff des Fiktionalismus also mit einem revisionistischen Programm assoziieren, das darauf abzielt, einen Ersatz für die faktische Deutung der Zuschreibungen zu finden, wäre es irreführend, die fragliche Konzeption von Überzeugungszuschreibungen als eine fiktionalistische zu bezeichnen.

8. Überzeugungszuschreibungen (I)

8.1 Semantische Spannungen

Der natürlichste Weg, sich über unsere Gedanken und Überzeugungen auszutauschen, führt über die Beschreibung dessen, *was* gedacht bzw. geglaubt wird. Wir sagen z.B., Helge glaube, dass Marilyn Monroe eine Berühmtheit ist, oder Angela halte Berlin für die interessanteste Stadt der Welt. In solchen Kontexten scheinen die verwendeten Ausdrücke eine eigenartige semantische Doppelfunktion zu übernehmen. Im Allgemeinen dient eine Bezeichnung wie „Marilyn Monroe“ vor allem dazu, ein bestimmtes Individuum herauszugreifen, während ein Prädikat wie „ist eine Berühmtheit“ die Funktion hat, etwas qualitativ zu bestimmen. Die Kombination von beidem gibt dann ein bestimmtes Individuum als auf gewisse Weise beschaffen aus, gleichviel, ob es sich dabei um einen eigenständigen, abgeschlossenen Satz oder einen Teilsatz wie ein Konjunkt oder Disjunkt handelt, und unabhängig davon, ob darin eine Behauptung oder eher eine Frage zur Sprache kommt. Bei der Zuschreibung von Überzeugungen allerdings wird der Einsatz dieser sprachlichen Mittel gewissermaßen gedehnt, um Überzeugungen semantisch zu klassifizieren: indem wir sagen, *was* jemand glaubt, ordnen wir seine Überzeugung inhaltlich ein. – Wie aber kann das sein? Wie kommt es, dass etwas, das eigentlich dazu dient, Gegenstände herauszugreifen und sie qualitativ zu bestimmen, auch dazu verwendet werden kann, kognitive Zustände semantisch zu klassifizieren?

Eine nahe liegende Antwort bestünde darin zu sagen, dies sei deshalb möglich, weil das, was den Inhalt von Überzeugungen ausmacht, nichts anderes ist als das, was durch Sätze gewöhnlich präsentiert wird. Wenn die Satzglieder, die das Komplement des Verbs einer Überzeugungszuschreibung wie „Helge glaubt, dass Marilyn Monroe eine Berühmtheit ist“ bilden, ihre übliche semantische Funktion erfüllen, präsentieren sie zusammen genommen einen Sachverhalt, der

ein bestimmtes Individuum mit einer bestimmten Beschaffenheit verknüpft – im gegebenen Fall den Sachverhalt, dass Marilyn Monroe eine Berühmtheit ist. Offenbar ist es aber gerade das, was Helge für wahr hält, wenn er glaubt, was ihm mit der Überzeugungszuschreibung zugeschrieben wird. Mit anderen Worten, der Inhalt der zugeschriebenen Überzeugung ist identisch mit dem Sachverhalt, den die Glieder des Zuschreibungskomplements ansonsten präsentieren. Dadurch wäre die semantische Doppelrolle der Ausdrücke auf einfache und elegante Weise erklärt.

Der unterstellte konstitutive Zusammenhang zwischen der Semantik von Sätzen (bzw. Satzgliedern) und dem Inhalt von Überzeugungen kann leicht dazu verleiten, die angebotene Lösung zu verallgemeinern und die Interpretation von Überzeugungszuschreibungen als eine Art Schlüssel zum Verständnis der Natur von Überzeugungen zu betrachten. Die Grundlage dafür bildet die Annahme, dass Überzeugungen wesentlich durch ihren Inhalt geprägt sind – eine Überzeugung wäre nicht das, was sie ist, hätte sie nicht den Inhalt, den sie hat. Wenn es sich nun allgemein so verhielte, dass Zuschreibungen Überzeugungen klassifizieren, indem sie ihren Inhalt möglichst akkurat und den konventionellen semantischen Funktionen getreu wiedergeben, wäre mit der semantischen Interpretation von Überzeugungszuschreibungen auch der Inhalt von Überzeugungen systematisch mit erfasst. Die Interpretation von Überzeugungszuschreibungen ließe sich als effektive Methode betrachten, das, was Überzeugungen dazu macht, was sie sind, theoretisch zu erschließen. Und dies wiederum kann zur Erwartung führen, durch die Auseinandersetzung mit Zuschreibungen Einsichten in die Natur von Überzeugungen zu gewinnen.

Die Konzeption von Überzeugungszuschreibungen, um die es in den abschließenden Kapiteln gehen wird, fügt sich nicht so ohne weiteres in dieses einfache Bild. Zum einen ist unklar, ob Überzeugungszuschreibungen wirklich alle den Zweck haben, Überzeugungen inhaltlich zu klassifizieren. Viele Zuschreibungen

offenbaren kein besonderes Interesse, überhaupt eine Klassifikation der betreffenden Einstellung vorzunehmen. Häufig zielen Zuschreibungen einfach darauf ab, dem Adressaten etwas praktisch Relevantes mitzuteilen. Oft dienen sie dazu, das Zuschreibungssubjekt mit einem bestimmten, für den Zuschreiber wichtigen Gegenstand in Beziehung zu setzen. In solchen Fällen wird fast ganz vom Inhalt der Einstellung und vom spezifischen Standpunkt des Zuschreibungssubjekts abstrahiert. Zum anderen ist es aber auch dann, wenn eine Zuschreibung tatsächlich dazu verwendet wird, eine Überzeugung inhaltlich zu klassifizieren, nicht zwingend, dass dies über die ausdrückliche und exakte Beschreibung des Inhalts der Überzeugung erfolgt. Manchmal lässt sich der Inhalt der zugeschriebenen Überzeugung nicht präzise, sondern bestenfalls näherungsweise durch das Komplement der Zuschreibung erfassen. Wird Helge etwa die Wahrnehmungsüberzeugung zugeschrieben, dass diese unebene Fläche rechteckig ist, dann steht dahinter nicht der Anspruch, Helges Blickwinkel auf die Fläche oder die wahrgenommenen Ausprägungen der Unebenheit ausdrücklich zu erfassen, wenngleich Helges Auffassung der unebenen Fläche und damit der Inhalt seiner Überzeugung dadurch wesentlich mitbestimmt wird. Offenbar sind die eingesetzten sprachlichen Mittel nicht spezifisch genug, um alle Aspekte des Überzeugungsinhalts wiederzugeben. Andererseits wiederum scheinen sie hinreichend spezifisch zu sein, um die zugeschriebene Überzeugung z.B. von der Überzeugung, dass diese Tischfläche rechteckig ist, zu unterscheiden, auch wenn es sich um dieselbe Fläche handelt. D.h. obwohl eigentlich keine exakte Wiedergabe des Überzeugungsinhalts vorgesehen ist, wird eine relevante inhaltliche Klassifikation der Überzeugung vorgenommen.

Zu dieser Art von Fällen gehören nun auch die Zuschreibungen, auf die sich der anstehende Vorschlag konzentriert. Allerdings ist es weniger die Spezifität der verwendeten Ausdrücke, die hier die Distanz zum schlichten Bild vom semantischen Bau und Zweck von Zuschreibungen erzeugt, sondern die Art und Weise, wie die Ausdrücke dabei verwendet werden. Der Vorschlag stützt sich auf die in den

vorangegangenen Kapiteln diskutierte Interpretation fiktionaler Äußerungen und stellt eine Verbindung her zur Deutung von Zuschreibungen. Es wird angenommen, dass es eine strukturelle Ähnlichkeit gibt zwischen der inhaltlichen Klassifikation fiktionaler Darstellungen durch fiktionale Äußerungen und der Art und Weise, wie wir kognitive Zustände manchmal durch Überzeugungszuschreibungen klassifizieren. Demnach wird mit gewissen Zuschreibungen, ähnlich wie im Falle fiktionaler Äußerungen, eine Scheinbehauptung aufgestellt, und durch das Aufstellen der Scheinbehauptung wird tatsächlich etwas Wahres oder Falsches über den kognitiven Zustand des Subjekts der Zuschreibung ausgesagt. D.h. der semantische Beitrag, den die Glieder des Zuschreibungskomplements zusammen leisten, wird nicht einfach mit dem Inhalt des zugeschriebenen Zustands gleichgesetzt; die Glieder tragen auf indirektere Weise zur Klassifikation des Zustands bei. Deshalb ist der Zugang zu Überzeugungen und Überzeugungsinhalten über die Interpretation von Zuschreibungen keineswegs so geradlinig und transparent wie eingangs unterstellt. Je nachdem, wie häufig und bedeutsam die abweichenden Fälle sind, müsste das schlichte Ausgangsmodell und die Rolle, die die Interpretation von Überzeugungszuschreibungen für das Verständnis von Überzeugungen spielen kann, vielleicht überdacht werden. Statt darin den Schlüssel zur Bestimmung von Überzeugungsinhalten zu sehen, wäre es ratsamer, oder zumindest vorsichtiger, das Unterfangen einfach als das zu betrachten, was es zunächst ist: nämlich der Versuch, einen bestimmten Bereich unserer Alltagssprache semantisch zu erschließen.

Die Idee, Zuschreibungen mit Scheinbehauptungen oder Vorstellungen in Verbindung zu bringen, ist keineswegs neu. Quine z.B. hält die indirekte Rede, stellvertretend für Einstellungszuschreibungen jeder Art, für einen „schauspielerischen“ oder „dramatischen“ Akt, der keine robusten Bewertungsstandards besitzt:

... [I]n indirect quotation we project ourselves into what, from his remarks and other indications, we imagine the speaker's

state of mind to have been, and then we say what, in our language, is natural and relevant for us in the state thus feigned. An indirect quotation we can usually expect to rate only as better or worse, more or less faithful, and we cannot even hope for a strict standard of more and less; what is involved is evaluation, relative to special purposes, of an essentially dramatic act. Correspondingly for the other propositional attitudes, for all of them can be thought of as involving something like quotation of one's own imagined verbal response to an imagined situation. (Quine 1960, 219)⁸⁰

Der nicht-wörtliche, „dramatische“ Charakter von Zuschreibungen und die Vagheit und Kontextabhängigkeit ihrer Bewertungsstandards können leicht als Grund für eine revisionistische Haltung gegenüber Zuschreibungen gesehen werden. Revisionisten setzen ein bestimmtes Verständnis unserer Zuschreibungspraxis voraus und stellen fest, dass damit etwas grundsätzlich nicht in Ordnung ist und Änderungen geboten sind.⁸¹ Der gegenwärtige Vorschlag jedoch versteht sich nicht als

80 Andernorts finden sich verwandte Auffassungen: Dennett (1982) etwa spricht davon, dass wir mit Überzeugungszuschreibungen nicht-reale Vorstellungswelten beschreiben; Gordon (1986) oder Goldman (1989) gehen davon aus, dass wir mit Überzeugungszuschreibungen die Perspektive artikulieren, die wir selbst einnehmen, wenn wir die Einstellung eines anderen simulieren und so tun, als befänden wir uns in dessen Lage.

81 Quine selbst schlägt im Grunde keine Revision der vorausgesetzten Deutung von Einstellungszuschreibungen vor, sondern glaubt, dass die Rede von Einstellungen in einer exakten wissenschaftlichen Psychologie insgesamt fehl am Platz ist:

In the strictest scientific spirit we can report all the behavior, verbal and otherwise, that may underlie our imputations of propositional attitudes, and we may go on to speculate as we please upon the causes and effects of this behavior; but, so long as we do not switch muses, the essentially dramatic idiom of propositional attitudes will find no place. (Quine 1960, 219)

In gewisser Weise könnte man Quines Auffassung der indirekten Rede als einem „dramatischen Akt“ selbst als revisionistisches Ergebnis verstehen. Denn Quine kommt zu dieser Auffassung erst, nachdem er sich zuvor um eine wörtliche Interpretation von Einstellungszuschreibungen bemüht und diese verworfen hat mit der (theoriebedingten) Begründung, dass sich für das, was wörtlich dabei

revisionistisches Projekt. Er betrifft nicht unsere Zuschreibungspraxis insgesamt, sondern befasst sich nur mit einem verhältnismäßig kleinen Ausschnitt davon: es wird nicht vorausgesetzt, dass Überzeugungszuschreibungen eine homogene Gruppe von Äußerungen bilden, denen ein gemeinsamer semantischer Zweck bzw. eine einheitliche semantische Interpretation zukommt; der Vorschlag konzentriert sich nur auf einen bestimmten Teil von Überzeugungszuschreibungen und lässt vorerst offen, ob und inwieweit sich die dafür angebotene Interpretation auch auf andere Fälle ausweiten lässt. Dabei wäre es verkehrt, die deskriptive Frage, wie wir Überzeugungszuschreibungen tatsächlich verstehen, als schon beantwortet zu betrachten, um dann, weil die Antwort sich als theoretisch unbequem erweist, ausschließlich der normativen Frage nachzugehen, wie wir Überzeugungszuschreibungen handhaben sollten. Vielmehr gilt es, sich aller erst um eine angemessene Antwort auf die deskriptive Frage zu bemühen. Wenn im Folgenden also gesagt wird, dass Überzeugungszuschreibungen nicht wörtlich zu nehmen sind, dann handelt es sich um eine Aussage darüber, wie wir Überzeugungszuschreibungen faktisch meinen. Das ist es, was im Vordergrund stehen wird und was es zuerst zu etablieren gilt. Die Bewertung des Ergebnisses und die Frage, wie daraufhin zu verfahren ist, kann erst im Anschluss erfolgen.

Im nächsten Abschnitt wird die Art von Fällen eingeführt, die die Auffassung von Zuschreibungen als Scheinbehauptungen motivieren und um die sich der Vorschlag im Wesentlichen drehen wird. Solche Fälle – bestimmte Varianten so genannter „Frege-Fälle“ – bereiten dem Alltagsverständnis keinerlei Schwierigkeiten, erweisen sich in der Theorie aber als äußerst widerspenstig. Ein cursorischer Blick auf einige der einflussreichsten semantischen Deutungsversuche wird dies bestätigen. Der Abschnitt danach nähert sich der angestrebten Interpretationsalternative auf anschaulichem Wege. Im Vergleich mit

zugeschrieben wird – nämlich intentionale Einstellungen bzw. Inhalte –, keine bestimmten Identitätskriterien finden lassen und die Zuschreibungen damit gegenstandslos bleiben müssen (siehe insbesondere Quine 1960, §§40 und 42).

einem ausgedachten, angepassten Szenario sollen die Grundzüge der alternativen Interpretation herausgearbeitet werden. Dabei zeigt sich, wie die im Zusammenhang mit der fiktionalen Rede entwickelte Idee der Scheinbehauptung bzw. -bezugnahme bei aktuellen Überzeugungszuschreibungen Anwendung findet. Der anschließende Abschnitt befasst sich dann mit der Frage der Wahrheitstauglichkeit und den Wahrheitsbedingungen der betrachteten Zuschreibungen. Ähnlich wie bei fiktionalen Äußerungen werden zwei Ausdrucksebenen angenommen: das, was mit der Zuschreibung nur zum Schein behauptet wird, und das, was eigentlich damit behauptet wird. Letzteres leitet sich aus ersterem ab und reflektiert unsere Ansichten über die Wahrheit oder Falschheit der Zuschreibung. Allerdings wird der Zusammenhang zwischen den beiden Ebenen auf andere Weise erklärt als im fiktionalen Fall. Der letzte Abschnitt des Kapitels geht schließlich auf mögliche Probleme und Einwände ein und soll einige Aspekte des Interpretationsvorschlags kritisch beleuchten.

Nachdem die Betrachtungen im vorliegenden Kapitel auf eine sehr überschaubare Gruppe von Zuschreibungen beschränkt bleiben, weitet sich der Fokus im darauf folgenden, abschließenden Kapitel aus. Im Sinne eines Ausblicks wird über die Möglichkeit spekuliert, die angebotene Interpretation auch auf andere Überzeugungszuschreibungen anzuwenden. Die Ausgangshypothese ist, dass die Mechanismen des semantischen Scheins allgemein bei solchen Zuschreibungen am Werke sind, wo es offenbar eine Diskrepanz gibt zwischen der Deutung, die sich unmittelbar aus dem wörtlichen Verständnis der Zuschreibungsglieder ergeben würde, und den Wahrheitsbedingungen, die wir den Zuschreibungen normalerweise zuordnen. Im Durchgang durch einige Standardfragen und -probleme sollen die Erfolgsaussichten des Vorschlags dann jeweils in kurzen Abschnitten erkundet werden.

8.2 Weshalb Scheinbehauptungen?

Die Annahme, dass Überzeugungszuschreibungen ein gewisses Einfühlungsvermögen in die Lage anderer erfordern, erscheint psychologisch zunächst ganz natürlich. Was in anderen Leuten vorgeht, ist uns ja nicht direkt zugänglich; unmittelbaren Zugang haben wir allenfalls zu den Umständen, in denen sie sich befinden. Um zu beurteilen, was jemand anderes glaubt, liegt es daher nahe, sich die Umstände vor Augen zu führen, in denen der Betreffende sich befindet, und zu sehen, zu welcher Überzeugung man unter diesen Umständen gelangen würde. Die relevante Überzeugung wird dabei nicht aus der erlebten Perspektive heraus gebildet, sondern aus einer bloß vorgestellten, und das sollte sich in der Verwendung der Ausdrücke in der resultierenden Überzeugungszuschreibung bemerkbar machen. Natürlich funktioniert dieses Vorgehen nur, wenn die vorgestellte Perspektive der Perspektive des Zuschreibungssubjekts hinreichend ähnelt und der Mechanismus der Überzeugungsbildung in beiden Fällen derselbe ist.⁸²

Der psychologische Hintergrund liefert allerdings lediglich ein mögliches Motiv und kann für das Verständnis von Überzeugungszuschreibungen am Ende nicht den Ausschlag geben. Zum einen ist das zugrunde gelegte Modell offenbar nicht die einzige Möglichkeit, Überzeugungszuschreibungen zu begründen. Denn die Überzeugungen, die wir anderen zuschreiben, müssen nicht unbedingt nachempfunden, sondern können auch erschlossen sein. Statt uns in die Lage des Zuschreibungssubjekts hineinzuversetzen, können wir auch versuchen, uns seinen Zuständen „von außen“ zu nähern, indem wir sein Verhalten beobachten und dann mithilfe einiger allgemeiner empirischer Annahmen über die Beziehungen zwischen Verhaltensweisen und

⁸² Dieses simulative psychologische Modell wurde z.B. in Gordon 1986, Heal 1986 oder Goldman 1989 entwickelt und vertreten. Dabei wird nicht angenommen, dass die einzelnen Schritte des Verfahrens bewusst ablaufen müssen.

psychologischen Zuständen die einschlägige Überzeugung ableiten.⁸³ Da dabei kein Perspektivenwechsel erforderlich ist, gäbe es keinen Anlass, die resultierende Zuschreibung als Scheinbehauptung aufzufassen.⁸⁴

Zum anderen stellt sich aber überhaupt die Frage, wie eng die Bindung zwischen Psychologie und Semantik in dem Zusammenhang sein muss. Denn weshalb sollte man annehmen, dass die Semantik von Zuschreibungen Spuren der zugrunde liegenden psychologischen Mechanismen aufweist? Warum sollte sich der Perspektivenwechsel, der der Zuschreibung vorausgeht und sie gewissermaßen ermöglicht, im Inhalt der Zuschreibung niederschlagen? Der Inhalt eines Wahrnehmungsurteils verrät ja auch nichts über die psychologischen Mechanismen, aus denen es resultiert. Auch wenn wir versuchen, uns in die Lage anderer zu versetzen, um zu einem Urteil über ihre Überzeugungen zu gelangen, müssen die resultierenden Überzeugungszuschreibungen keine Auskunft über diesen Vorgang geben. Der psychologische Hintergrund an sich legt uns nicht darauf fest, Überzeugungszuschreibungen als Scheinbehauptungen aufzufassen.

Neben dem psychologischen lässt sich allerdings auch ein semantisches Motiv für die Auffassung von Überzeugungszuschreibungen als Scheinbehauptungen anführen. Durch Zuschreibungen attribuieren wir nicht nur Überzeugungen, die wir mit dem Zuschreibungssubjekt teilen; wir attribuieren manchmal auch Überzeugungen, die uns selbst fern liegen, und tun es zum Teil auf eine Art und Weise, die sich mit unseren eigenen Ansichten offenkundig

83 Als prominente Vertreter des inferentiellen psychologischen Modells lassen sich z.B. Fodor (1987) oder Lewis (1994) nennen. Eine Verteidigung des Modells und eine frühe Kritik am simulativen Modell wird in Stich & Nichols 1992 vorgenommen. Einen instruktiven, kritischen Einblick in die Debatte zwischen alltagspsychologischen Inferentialisten und Simulationisten liefert Davies & Stone 1998.

84 Es könnte allerdings sein, dass die allgemeinen psychologischen Annahmen, woraus sich die Zuschreibungen herleiten, ursprünglich selbst Ergebnis simulativer Vorgänge sind. In dem Fall wäre ein Motiv für die Auffassung von Zuschreibungen als Scheinbehauptungen womöglich auch unter Zugrundelegung des inferentiellen psychologischen Modells gegeben. Siehe dazu auch die vorangegangene Anm. 83.

nicht verträgt. Obwohl mir z.B. klar ist, dass Marilyn Monroe bürgerlich „Norma Jean Baker“ hieß und dass die beiden Namen dieselbe Person bezeichneten, erscheint es mir ganz natürlich, eine Zuschreibung wie die folgende vorzunehmen:

(10) Helge glaubt, dass Marilyn berühmter ist als Norma.

Die Formulierung erweckt den Eindruck, als ginge es um Helge und zwei weitere Personen, die sich in ihrem Berühmtheitsgrad voneinander unterscheiden, nämlich Marilyn und Norma. Dies steht nicht nur in Spannung dazu, was tatsächlich der Fall ist, sondern auch dazu, was ich selbst über Marilyn bzw. Norma weiß. Dennoch würden wir die Zuschreibung vorderhand als wahr bewerten. Ein plausibler Weg, die Spannung aufzulösen und meine Äußerung mit meiner Kenntnis der Identität von Marilyn und Norma zu vereinbaren, besteht darin, die Äußerung als Scheinbehauptung aufzufassen, bei der sich die Namen „Marilyn“ und „Norma“ nur zum Schein auf unterschiedliche Individuen beziehen.

Natürlich ist das nicht der einzige Weg, das Problem anzugehen. Frege z.B. sah sich durch Fälle wie (10) zu einer alternativen Annahme über Zuschreibungen veranlasst. Er nahm an, dass sich Bezeichnungen wie „Marilyn“ und „Norma“ im Kontext von Zuschreibungen statt auf ihren Referenten auf die Art und Weise beziehen, wie der Referent dem Zuschreibungssubjekt gegeben ist. Demnach bezeichne ich mit den beiden Namen im Komplementsatz von (10) unterschiedliche Gegebenheitsweisen von Marilyn Monroe und diese bestimmen die Interpretation des Komplementsatzes wesentlich mit. Die Einführung von Gegebenheitsweisen verleiht Freges Ansatz die nötige Flexibilität und Feinkörnigkeit, um unsere vortheoretische Bewertung von Zuschreibungen zu erklären. Zudem steht die Kohärenz solcher Zuschreibungen mit bestehenden Verhältnissen und Kenntnissen nicht mehr in Frage. Ausschlaggebend für die semantische Bewertung meiner Äußerung von (10) ist ja nicht das Individuum, das die Namen

„Marilyn“ und „Norma“ eigentlich bezeichnen, sondern die Art und Weise, wie das Individuum Helge in Gedanken gegeben ist, und diese kann je nach Kontext variieren, ohne dass sich das Bezugsobjekt dabei ändert.⁸⁵

Der Verweis auf Gegebenheitsweisen in diesem Zusammenhang leuchtet ein, nur erscheint die Implementierung fragwürdig. Das Problem hat nicht so sehr mit den Entitäten und ihren Identitätsbedingungen zu tun – wir können Gegebenheitsweisen einfach als theoretische Postulate auffassen, die durch eine bestimmte Rolle definiert sind, und vorläufig offen lassen, was genau diese Rolle erfüllt.⁸⁶ Das Problem liegt vielmehr in der Vorstellung, dass Gegebenheitsweisen als Referenten dienen, und zwar als Referenten eben der Ausdrücke, die wir ansonsten verwenden, um Dinge wie Orte, Tiere oder Personen zu bezeichnen. Ein ganz gewöhnlicher Eigenname fungiert dann plötzlich nicht mehr als Eigenname, sondern als Bezeichnung für eine Gegebenheitsweise. Der dabei vollzogene psychologische Aufstieg und die referentielle Verschiebung wären eigentlich zu bedeutsam, um unbemerkt zu bleiben. Dennoch scheinen wir davon keine Notiz zu nehmen. Bei meiner Äußerung von (10) haben wir nicht das Gefühl, als ginge es um Gegebenheitsweisen; es kommt uns vielmehr so vor, als sei die Rede von Personen, Marilyn und Norma, und dem Verhältnis, das Helge zwischen ihnen sieht. Ginge es wirklich darum, Gegebenheitsweisen zu bezeichnen, gäbe es schlichtere und transparentere Möglichkeiten, dies zu vermitteln: anstatt bereits besetzte Bezeichnungen dafür zu verwenden, ließen sich einfach neue

85 Die ursprüngliche fregesche Theorie findet sich in Frege 1892. Spätere fregeanische Varianten wurden z.B. in Kaplan 1969 oder Forbes 1987 vertreten.

86 Das Spektrum an Kandidaten reicht von Individuenkonzepten über funktionale Rollen bis hin zu (Äußerungen von) sprachlichen Ausdrücken. Eine kritische Übersicht und Diskussion der Optionen findet sich in Schiffer 1990. Die Anforderungen, die Schiffer jedoch stellt, sind sehr restriktiv. Gegebenheitsweisen dienen in erster Linie dazu, einzelne Fälle, an einen Gegenstand zu denken, zu gruppieren. Dazu müssen sie keine unabhängig spezifizierbaren natürlichen Arten bilden; sie müssen auch nicht strikt mit entsprechenden sprachlichen Ausdrücken korreliert sein; und man braucht sie sich nicht einmal unbedingt zu vergegenwärtigen oder sie als solche zu erfassen, um darüber sprechen zu können.

Bezeichnungen einführen. Der Einsatz von Gegebenheitsweisen als Bezugsobjekten erlaubt es dem fregeanischen Vorschlag zwar, Zuschreibungen wie (10) zu rationalisieren und sie als semantisch stimmig zu erweisen; zugleich wird die resultierende Interpretation dadurch aber phänomenologisch unplausibel.⁸⁷

Die Gegenposition zum fregeanischen Ansatz bildet der russellianische Vorschlag, der Gegebenheitsweisen gänzlich aus der Semantik von Zuschreibungen verbannt. Dem russellianischen Vorschlag zufolge behält eine Bezeichnung auch im Rahmen einer Zuschreibung ihren herkömmlichen Bezug; wie ein Bezugsgegenstand dem Zuschreibungssubjekt gegeben ist, spielt semantisch keine Rolle. Um die Äußerung von (10) semantisch zu bewerten, brauchen wir nichts über die Gegebenheitsweisen zu wissen, die die zugeschriebene Überzeugung involviert. Worauf es allein ankommt, ist *die Person* Marilyn bzw. *die Person* Norma und das, was Helge davon hält. Wenn ich (10) also äußere, nehme ich mit den Namen im Komplement jeweils Bezug auf eine bestimmte Person und behaupte davon, Helge assoziiere unterschiedliche Berühmtheitsgrade damit; wie die Person Helge dabei gegeben ist, ist vollkommen irrelevant. Der Vorschlag, Gegebenheitsweisen bei der semantischen Deutung von Zuschreibungen wie (10) auszublenden und nur den herkömmlichen Bezug zu berücksichtigen, läuft im Grunde darauf hinaus, sie stets als Zuschreibungen *de re* zu behandeln, d.h. als Zuschreibungen, die den Zustand des Subjekts im Rückgriff auf einen bestimmten Gegenstand charakterisieren und dabei der spezifischen Perspektive des Subjekts gegenüber vollkommen indifferent bleiben.⁸⁸ Das bedeutet aber nicht,

⁸⁷ Davidson prägte in dem Zusammenhang den Begriff der vorfregeschen semantischen Unschuld, welche uns, wenn wir sie denn zurückgewinnen könnten, ungläubig staunen lassen würde darüber, dass Ausdrücke im Kontext von Zuschreibungen für etwas anderes stehen als üblich (Davidson 1969, 146). Die unterstellte Skepsis muss aber nicht nur phänomenologisch verstanden werden; sie kann auch psychologisch oder epistemologisch begründet sein, wie z.B. die Ausführungen in Schiffer 2003, 25ff. (insbesondere die Einwände drei bis fünf), nahe legen. Eine andere, gründliche Kritik am fregeanischen Ansatz findet sich z.B. in Richard 1990, Kap. 2.

⁸⁸ Dem Begriff der Zuschreibung *de re* steht der Begriff der Zuschreibung *de*

dass Russellianer insgesamt auf die Annahme von Gegebenheitsweisen verzichten müssten: zwar bedarf die Äußerung von (10) bei russellianischer Deutung ihrerseits keiner Rationalisierung (das, was ich mit (10) sage, steht hier ja nicht im Widerspruch zu dem, was ich selbst weiß); allerdings ist die Überzeugung, die ich Helge damit zuschreibe, unvernünftig, und der Russellianer behält es sich vor, diese im Rekurs auf einschlägige Gegebenheitsweisen psychologisch oder pragmatisch

dicto gegenüber. Zuschreibungen *de dicto* sind Zuschreibungen, die, anders als Zuschreibungen *de re*, die spezielle Konzeption des Subjekts davon, was ihm gegeben ist, semantisch berücksichtigen. Ein zuverlässiger Indikator für Zuschreibungen *de re* ist *referenzielle Transparenz* – die Austauschbarkeit koreferierender Zuschreibungsglieder *salva veritate* –, denn jede Zuschreibung, die nur darauf abzielt zu berichten, was dem Subjekt gegeben ist, ohne Rücksicht darauf, wie es ihm gegeben ist, wird auch semantisch unempfindlich sein gegen den Austausch koreferierender Zuschreibungsglieder. (Der entsprechende Indikator für Zuschreibungen *de dicto* ist *referenzielle Opakheit* – die Nicht-Austauschbarkeit koreferierender Zuschreibungsglieder *salva veritate*.)

Die Unterscheidung zwischen Zuschreibungen *de re* und *de dicto* sollte allerdings nicht mit der Unterscheidung zwischen Einstellungen *de re* und *de dicto* durcheinander gebracht werden. Letztere betrifft die Art von Beziehung, die das Subjekt zum Gegenstand seiner Einstellung hat. Im Falle einer *de re*-Einstellung muss das Subjekt in einem unmittelbaren individuellen (kausalen oder epistemischen) Kontakt zum Gegenstand seiner Einstellung stehen, während es im Falle einer *de dicto*-Einstellung bereits genügen kann, wenn der Gegenstand einen Begriff, den das Subjekt sich davon macht, einfach erfüllt. Anders als bei der Unterscheidung zwischen Zuschreibungen scheint es hier keinen klaren und zuverlässigen semantischen Test zu geben (was unter Umständen auch damit zusammenhängt, dass die Unterscheidung selbst weniger klar ist). Da die beiden Unterscheidungen unabhängig voneinander sind, gibt es prinzipiell vier Kombinationsmöglichkeiten: wir können einem Subjekt eine *de re*-Einstellung entweder *de re* oder *de dicto* zuschreiben, und wir können einem Subjekt eine *de dicto*-Einstellung entweder *de re* oder *de dicto* zuschreiben (wobei sich der Unterschied zwischen einer *de re* zugeschriebenen *de re*-Einstellung und einer *de re* zugeschriebenen *de dicto*-Einstellung semantisch nicht bemerkbar machen wird, wenn die Einstellungen sich nur darin unterscheiden, dass die eine eben *de re* und die andere *de dicto* ist, da es ja auf die Art und Weise, wie der Gegenstand dem Subjekt gegeben ist, bei Zuschreibungen *de re* nicht ankommt).

Diese beiden Unterscheidungen wiederum decken sich nicht unbedingt mit einer dritten, in Quine 1956 eingeführten Unterscheidung zwischen *relationalen* und *notionalen* Einstellungen. Die quinesche Unterscheidung scheint in erster Linie mit der Spezifität des bei der Einstellung bemühten Begriffs zu tun zu haben, den sich das Subjekt vom Gegenstand seiner Einstellung macht. Hat das Subjekt einen

zu rationalisieren.⁸⁹

Verglichen mit dem fregeanischen Vorschlag wirkt es zunächst so, als müsse eine Lösung wie die russellianische geradezu richtig sein: die Äußerung von (10) vermittelt den Eindruck, als sei von Personen und nicht von Gegebenheitsweisen die Rede, und der russellianische Ansatz löst diesen Eindruck ein. Allerdings mit einer Einschränkung: der Eindruck, den wir haben, ist eigentlich der, dass sich „Marilyn“ und „Norma“ auf unterschiedliche Personen beziehen, und das wird durch den Ansatz nicht bestätigt. Da Marilyn in Wirklichkeit dieselbe Person ist wie Norma, müssen die Namen „Marilyn“ und „Norma“ aus russellianischer Sicht auch in (10) denselben Referenten haben. Rein logisch betrachtet ist das vertretbar, aber phänomenologisch leuchtet es nicht ein und hat zudem unplausible psychologische Konsequenzen. Wenn Helge nämlich glaubt, dass Marilyn Norma an Berühmtheit übertrifft, ist er nach russellianischer Auffassung notwendig auch der

ganz bestimmten Gegenstand im Sinn, handelt es sich um eine relationale Einstellung, hat es hingegen irgendeinen, aber keinen bestimmten Gegenstand im Sinn, dann handelt es sich um eine notionale Einstellung. Die Nähe zur Unterscheidung zwischen Einstellungen *de re* und Einstellungen *de dicto* ergibt sich unter anderem daraus, dass im Falle relationaler Einstellungen der jeweilige Gegenstand tatsächlich existieren muss, während notionale Einstellungen dies nicht unbedingt erfordern.

⁸⁹ Der russellianische Vorschlag wurde von Russell selbst so vermutlich nicht vertreten. Russell war zwar der Ansicht, dass die semantische Bewertung von Zuschreibungen niemals von Gegebenheitsweisen, sondern ausschließlich von Individuen und/oder Eigenschaften abhängt, doch er glaubte auch, dass wir mit kaum einem Individuum außer uns selbst vertraut genug sind, um es bezeichnen zu können, und gelangte deshalb zur Auffassung, dass die meisten alltäglichen Namen nicht als Bezeichnungen von Individuen, sondern als versteckte (russellianische) Kennzeichnungen fungieren (vgl. z.B. Russell 1912, Kap. 5). Lässt man Russells epistemologische Einschränkungen auf die Bezeichnung von Individuen jedoch fallen, ist der Weg zu der Auffassung, die oben im Text unter dem Etikett „russellianisch“ skizziert ist, nicht mehr weit. Varianten dieser Auffassung finden sich z.B. in Salmon 1986 oder Soames 2002. Demnach sagt jemand, der (10) äußert, zwar nichts (semantisch Relevantes) über Gegebenheitsweisen aus, aber er setzt voraus, dass die Monroe Helge unter der Marilyn-Gegebenheitsweise berühmter gewesen zu sein schien als unter der Norma-Gegebenheitsweise, und das kann herangezogen werden, um zu erklären, weshalb wir den Eindruck haben, die Zuschreibung betreffe zwei unterschiedliche Individuen.

Überzeugung, dass Norma Marilyn an Berühmtheit übertrifft, und sogar, dass Marilyn sich selbst an Berühmtheit übertrifft. Vielleicht gibt es eine Lesart, die alle drei Zuschreibungen semantisch akzeptabel erscheinen lässt, doch psychologisch wird sie nur schwer zu begründen sein, denn die drei Zuschreibungen beruhen selbst nach russellianischen Vorgaben auf unterschiedlichen Voraussetzungen darüber, wie die Monroe Helge gegeben ist, und es ist äußerst unwahrscheinlich, dass diese Voraussetzungen wirklich für alle drei Fälle erfüllt sind.⁹⁰ Die (wieder)errungene logische Transparenz ist allerdings von zweifelhaftem Nutzen, wenn jegliche psychologische Plausibilität dafür geopfert werden muss.

Es gibt jedoch eine dritte Lösung, die eine Art Hybrid darstellt und in gewissem Sinne die fregeanische Position mit der russellianischen versöhnt. Demnach lassen sich Gegebenheitsweisen nämlich in die Semantik von Zuschreibungen eingliedern, ohne die ursprüngliche semantische Funktion der verwendeten Ausdrücke zu beeinträchtigen. Es wird einfach angenommen, dass Zuschreibungen zusätzliche, versteckte Bezugnahmen auf Gegebenheitsweisen enthalten, die je nach Kontext variieren und die semantische Bewertung der Zuschreibungen mitbestimmen. So können die Namen „Marilyn“ und „Norma“ auch in (10) ihren üblichen Referenten behalten und dennoch bleibt es möglich, semantisch zwischen (10) und der Aussage etwa, dass Helge Marilyn für berühmter hält als Marilyn, zu unterscheiden. Der Unterschied liegt darin, dass im ersteren Fall versteckt auf zwei Gegebenheitsweisen von Marilyn Monroe Bezug genommen wird, im letzteren jedoch nur auf eine: einmal wird gesagt, dass Helge die Monroe unter der Marilyn-

⁹⁰ Konkret: dass die Monroe Helge unter der Marilyn-Gegebenheitsweise berühmter gewesen zu sein schien als unter der Norma-Gegebenheitsweise, heißt nicht, dass sie ihm umgekehrt auch unter der Norma-Gegebenheitsweise berühmter gewesen zu sein schien als unter der Marilyn-Gegebenheitsweise, oder gar, dass sie ihm unter der Marilyn-Gegebenheitsweise berühmter gewesen zu sein schien als unter der Marilyn-Gegebenheitsweise. Genau das ergibt sich aber aus der russellianischen Interpretation. Andere, detailliertere Einwände gegen die russellianische Position sind u.a. in McKinsey 1999 oder Schiffer 2003, Kap. 1, zu finden.

Gegebenheitsweise für berühmter hält als unter der Norma-Gegebenheitsweise, das andere Mal, dass Helge sie unter der Marilyn-Gegebenheitsweise für berühmter hält als unter der Marilyn-Gegebenheitsweise. So gelingt es, die russellianische referentielle Robustheit mit der fregeanischen semantischen Feinkörnigkeit zu verbinden.⁹¹

Doch mit dieser Verbindung allein ist es nicht getan. Es genügt nicht, eine Lösung anzubieten, die die Vorzüge zweier Alternativen einfach kombiniert. Die jeweiligen Schwächen müssen ebenfalls beseitigt werden. Und die Lösung sollte sich unabhängig motivieren lassen, ansonsten erschiene sie ad hoc und konstruiert. Beides ist hier nicht der Fall. So werden „Marilyn“ und „Norma“ in (10) zwar als Personennamen und nicht als Bezeichnungen von Gegebenheitsweisen behandelt, doch was den Bezug der Namen betrifft, gibt es gegenüber dem russellianischen Vorschlag keinen Fortschritt: beide bezeichnen dieselbe Person, und das wird dem Eindruck, es sei von zwei Personen die Rede, nicht gerecht. Der Rekurs auf Gegebenheitsweisen behebt die Schwierigkeiten nicht, sondern fügt nur weitere hinzu. Zwar dienen Gegebenheitsweisen nun nicht mehr als Bezugsobjekte *anstelle* von Individuen, wie es im Rahmen des fregeanischen Vorschlags der Fall war; sie fungieren jedoch als Bezugsobjekte *neben* den Individuen, und das erscheint zumindest ebenso fragwürdig wie die fregeanische Lösung. Denn es ist vollkommen unklar, wie die Bezugnahme auf Gegebenheitsweisen *neben* Individuen helfen soll, den Eindruck der Bezugnahme auf Individuen zu erklären. Außerdem enthalten die Äußerungen selbst keinerlei Hinweis darauf, wie und wo solche zusätzliche Bezugnahmen auf Gegebenheitsweisen erfolgen, oder dass sie überhaupt erfolgen. Der einzig ersichtliche Grund für diese Annahme ist offenbar der erweiterte Spielraum, der dadurch bei der semantischen Bewertung von Zuschreibungen gewonnen wird.⁹²

⁹¹ Verschiedene Varianten dieses Ansatzes wurden in Schiffer 1977, Crimmins & Perry 1989, Richard 1990 oder Recanati 1993 vertreten.

⁹² Zu einer detaillierteren Kritik des Ansatzes, siehe z.B. McKinsey 1999 oder Schiffer 2003, 40 ff..

Von einem gewissen Standpunkt aus erscheint die Differenz zwischen den zuletzt beschriebenen drei Alternativen marginal. Denn was die semantische Grundstruktur von Überzeugungszuschreibungen betrifft, stimmen die drei Vorschläge überein. Diesem Verständnis zufolge unterscheiden sich Zuschreibungen strukturell nicht von anderen Äußerungen mit Subjekt-Prädikat-Objekt-Form, wie z.B. „Elvis umarmte Marilyn“ oder „Helge lebt in London“: das transitive Verb „glaubt“ in (10) drückt demnach eine zweistellige, asymmetrische Relation aus, deren Subjekt durch den Namen „Helge“ und deren Objekt durch das Zuschreibungskomplement „dass Marilyn berühmter war als Norma“ bezeichnet wird.⁹³ Uneinigkeit herrscht einzig über die Bestimmung und Zusammensetzung dieses Objekts: Fregeaner sehen darin eine Funktion der einschlägigen Gegebenheitsweisen; Russellianer betrachten es als einen Komplex aus einem Individuum mit (relationalem) Attribut; und Vertreter der Kompromisslösung wiederum halten es für eine Kombination von beidem, fregeanischen und russellianischen Komponenten. Insofern könnte man die obige Kritik an den drei Alternativen auch mit dem Vorwurf zusammenfassen, dass der Bezug auf solch ein Objekt die Ausgangsdaten und -erwartungen, die die Auffassung von Überzeugungszuschreibungen als Scheinbehauptungen mit motivieren, nicht befriedigend einlösen kann. Denn ein auf Gegebenheitsweisen basierendes Objekt lässt sich nur schwer mit dem Eindruck vereinbaren, dass das Komplement der Zuschreibung Individuen und deren Beziehungen betrifft. Andererseits wiederum ergibt sich aus den Individuen, die tatsächlich verfügbar sind, einfach kein Objekt, das differenziert genug wäre, um die Zuschreibung

⁹³ Die relationale Konzeption von Überzeugungszuschreibungen gilt als semantische Orthodoxie (explizite Bekenntnisse dazu finden sich z.B. in Burge 1980, S. 55, Fodor 1981, S. 178, Soames 1988, S. 105f., Stalnaker 1988, S. 140f., oder Schiffer 1992, S. 491 bzw. S. 505). Die Konzeption wurde z.B. in Bach 1997 und in McKinsey 1999 kritisiert und in King 2002 gegen diese Kritik verteidigt. Pryor (2007) und Rosefeldt (2008) wenden sich gegen die Behandlung von Zuschreibungskomplementen als Bezeichnungen von Objekten, räumen aber ein, dass eine relationale Interpretation des Zuschreibungsverbs deshalb nicht unbedingt ausgeschlossen sein muss.

von anderen relevanten Zuschreibungen angemessen zu unterscheiden.

Sobald Zuschreibungen aber als Scheinbehauptungen aufgefasst werden, treten die gemeinsamen Voraussetzungen dieser Alternativen außer Kraft. Es wird nicht mehr unterstellt, dass sich die Interpretation von Zuschreibungen unmittelbar aus ihrem grammatikalischen Oberflächenbau ablesen lässt, oder dass dem Zuschreibungskomplement ein eigenes Bezugsobjekt entspricht. Die Gemeinsamkeit mit den drei Alternativen reicht noch bis zur Feststellung, dass Überzeugungszuschreibungen dazu dienen, unsere doxastischen Zustände semantisch zu klassifizieren. Aber schon bei der Frage, wie diese Klassifikation vonstatten geht, scheiden sich die Wege. Die Lösung wird nun nicht mehr in der Idee oder im Bezug auf ein komplementäres Bezugsobjekt gesucht, sondern in den Mechanismen des semantischen Scheins. Sie sollen helfen, die festgestellte Kluft zwischen dem semantischen Eindruck und der semantischen Bewertung in Fällen wie (10) zu schließen. Die Schwierigkeiten, die die gängigen Alternativen diesbezüglich haben, können neben dem bereits angesprochenen psychologischen und semantischen Motiv als zusätzlicher Anreiz verstanden werden, der neuen Lösung nachzugehen.

8.3 Voraussetzungen des Vorschlags

Wir können uns der Auffassung von Überzeugungszuschreibungen als Scheinbehauptungen zunächst auf anschaulichem Wege nähern. Stellen wir uns vor, die Namen „Marilyn“ und „Norma“ bezeichneten tatsächlich zwei unterschiedliche Individuen. Und stellen wir uns vor, dies sei allseits bekannt und niemand würde sich über die Identität dieser beiden Individuen täuschen. Angenommen, die Zuschreibung (10) wäre unter solchen Umständen geäußert worden: wie wäre sie dann zu deuten?⁹⁴

⁹⁴ Die Vorstellung ließe sich systematisieren, indem man z.B. die allgemeinen epistemologischen Bedingungen verbessert. So könnte man sich vorstellen, dass sich kognitive Zustände wie Überzeugungen stets bewahrheiten und dass es niemals

Unter solchen Bedingungen würde sich die Interpretation der Zuschreibung erheblich vereinfachen. Die zuvor angesprochenen semantischen Komplikationen träten nicht mehr auf, da ausgeschlossen wäre, dass sich Zuschreiber und Zuschreibungssubjekt über die Identität der Bezugsobjekte uneinig sind (oder dass überhaupt jemand die Objekte fehlidentifiziert). Es wäre also nicht erforderlich, Gegebenheitsweisen als Bezugsobjekte von gewöhnlichen Bezeichnungen (oder versteckten syntaktischen Komponenten) zu postulieren: alle relevanten Unterschiede, die man damit hoffen könnte zu erfassen, ließen sich bereits im Rückgriff auf die herkömmlichen semantischen Werte der Zuschreibungsglieder erklären.

Unter den gegebenen Umständen hätten wir davon auszugehen, dass es zwei Personen gibt, Marilyn und Norma, und dass mit den beiden Namen im Zuschreibungskomplement auf diese zwei Personen Bezug genommen wird. Wenn „Marilyn“ das Individuum Marilyn und „Norma“ ein anderes Individuum, Norma, bezeichnet, bereitet auch die Anwendung bzw. Bewertung des Prädikats im Komplement der Zuschreibung keinerlei Schwierigkeiten, denn es erscheint unproblematisch, ein Individuum im Blick auf seine Berühmtheit mit einem anderen zu vergleichen. Was der Komplementsatz dann als Ganzes präsentiert, ist das Individuum Marilyn und das Individuum Norma unter dem Gesichtspunkt ihres relativen Berühmtheitsgrades. Dies erlaubt es, das Verhältnis des Komplements zum Rest der Zuschreibung in schlichter Weise zu bestimmen. Denn „glaubt“ ließe sich einfach als transitives Verb auffassen, das eine Beziehung ausdrückt zwischen einem Subjekt, das durch den Namen „Helge“ bezeichnet wird, und einem Objekt, das den semantischen Wert des Komplements bildet und sich aus den semantischen Werten der

zu Verwechslungen oder Dissoziationen der Gegenstände kommt, auf die sie sich richten. Das muss nicht heißen, dass es überhaupt keine epistemischen Beschränkungen gäbe: vieles wäre unbekannt und müsste erst entdeckt werden oder bliebe grundsätzlich verborgen; neu Entdecktes würde allerdings auf Anhieb richtig aufgefasst und eingeordnet. In solch einen Rahmen gliedert sich der im Text vorgestellte semantische Einzelfall reibungslos ein.

Komplementglieder herleitet. Mit anderen Worten, in der vorgestellten Situation wäre die gesamte Zuschreibung als wahr zu werten genau dann, wenn das Zuschreibungssubjekt Helge in der Relation des Glaubens steht zum Umstand, dass Marilyn berühmter ist als Norma.

Natürlich liegen in Wirklichkeit keine solchen Äußerungsbedingungen vor und es ist keineswegs so, dass den unterschiedlichen Bezeichnungen in der Zuschreibung auch unterschiedliche Individuen entsprechen. Gleichwohl kann die Vorstellung zum Verständnis der Zuschreibung herangezogen werden. Denn das, was ich mit (10) in der vorgestellten Situation behaupten würde, entspricht dem, was ich laut gegenwärtigem Vorschlag mit (10) aktual vorgebe zu behaupten: ich spreche, wenn ich (10) aktual äußere, so, als nähme ich Bezug auf zwei unterschiedliche Personen, Marilyn und Norma, und als behauptete ich, dass Helge die eine für berühmter hält als die andere – ähnlich wie ich es ja in der vorgestellten Situation ernsthaft machen würde. Damit ist nicht gesagt, dass die Vorstellung eine operative Rolle bei der aktuellen Überzeugungszuschreibung spielen muss (sei's als laufende Hintergrundannahme oder bloß als eine Art regulatives Ideal bei der Bewertung der Zuschreibung). Noch geht es darum, sich eine Phantasiewelt in all ihren Einzelheiten auszumalen. Die Vorstellung hat lediglich heuristischen Charakter und soll Licht auf eine bestimmte Art von Rede werfen. Sie soll veranschaulichen, wie wir manchmal sprechen, wenn wir uns Überzeugungen zuschreiben, und nicht erklären, weshalb wir es auf diese Weise tun.⁹⁵

Eine weitere Hinsicht, in der die vorgestellte Situation zum Verständnis der aktuellen Überzeugungszuschreibung beitragen kann, hat mit dem Zweck der Zuschreibung zu tun. In beiden Fällen geht es nicht so sehr darum, konkrete Objekte und Gegebenheiten zu beschreiben oder hervorzuheben. Der eigentliche Gegenstand ist

⁹⁵ Es soll z.B. keineswegs nahe gelegt werden, unsere aktuelle Zuschreibungspraxis ginge genealogisch auf eine Phase zurück, in der wir uns der Möglichkeit von Täuschung und Fehlidentifikation nicht bewusst gewesen und naiverweise davon ausgegangen sind, dass es sich bei Überzeugungen um ausschließlich veridische, oder um faktive, Einstellungen handelt.

vielmehr ein psychologischer. Beide Male geht es darum, einen Zustand des Zuschreibungssubjekts inhaltlich bzw. kognitiv zu verorten. In der vorgestellten Situation lässt sich erklären, wie dies gelingen kann, indem man annimmt, dass der semantische Wert des Zuschreibungskomplements mit dem Inhalt des zugeschriebenen Zustands, wovon dessen Identität ja mit abhängt, zusammenfällt. So zeigt das Zuschreibungsverb an, welche Art von Zustand vorliegt – in Helges Fall offenbar eine Überzeugung. Um was für eine Überzeugung es sich genauer handelt, kommt dann im Zuschreibungskomplement durch Angabe der Individuen und Verhältnisse zur Sprache, die den Inhalt der Überzeugung bilden – die Bezugnahme auf Marilyn zeichnet Helges Überzeugung als eine Marilyn-Überzeugung aus und jene auf Norma als eine Norma-Überzeugung. Die bezweckte Klassifikation des Zustands erfolgt hier also, indem einfach die Dinge angeführt werden, die dem Subjekt gegeben sind, wenn es sich in diesem Zustand befindet.

Bei der aktuellen Zuschreibung kann es offenbar nicht ganz so zugehen. Der bloße Rekurs auf konkrete Objekte und Gegebenheiten würde hier nicht automatisch zur gewünschten Klassifikation führen, da das, was dem Subjekt gegeben ist, sozusagen im falschen Verhältnis dazu steht, wie es ihm gegeben ist (das Bezugsobjekt ist dem Subjekt hier auf unterschiedliche, dissoziierte Weisen gegeben; in gewissen Fällen kann es sogar sein, dass sich überhaupt kein zugehöriges Bezugsobjekt findet). Allerdings spreche ich, wenn ich (10) äußere, so, als bezöge ich mich auf konkrete Individuen und Gegebenheiten. Und bemerkenswerter Weise nähert sich das Ergebnis dabei jenem unter vorgestellten Bedingungen an. Obwohl ich mit den Namen im Komplement von (10) nicht wirklich auf unterschiedliche Individuen Bezug nehme, sondern nur vorgebe, dies zu tun, erreiche ich damit im Grunde das, was ich unter den vorgestellten Bedingungen erreichen würde. Denn die mit „Marilyn“ vorgenommene Scheinbezugnahme in (10) weist die zugeschriebene Überzeugung als eine Marilyn-Überzeugung aus, so wie die mit „Norma“ vorgenommene Scheinbezugnahme auf eine Norma-Überzeugung hindeutet. Die so mit

der Zuschreibung erzielte Einteilung entspricht also jener unter vorgestellten Bedingungen. Nur ist der semantische Mechanismus ein anderer: während die Einteilung dort durch genuine Bezugnahmen und Behauptungen erfolgt, wird sie hier durch Scheinbezugnahmen und Scheinbehauptungen erreicht.

Der Zusammenhang lässt sich auch darstellen – und dadurch erscheint er vielleicht vertrauter –, indem man auf die Rede von Gegebenheitsweisen zurückgreift. Allerdings sollte, wie schon gesagt, dabei nicht zu viel hineingelesen werden. Es ist z.B. nicht erforderlich anzunehmen, dass eine besondere Verknüpfung zwischen Gegebenheitsweisen und Eigenschaften oder Beschreibungen der Bezugsobjekte vorliegt, oder dass Gegebenheitsweisen sich dadurch definieren, was kompetente Benutzer der zugehörigen Bezeichnungen erfassen bzw. was die Benutzer psychologisch miteinander verbindet. Die Rede von Gegebenheitsweisen reflektiert hier zunächst lediglich eine Unterscheidung zwischen individuellen kognitiven Perspektiven, die sich durch Zuschreibungen wiedergeben lässt. Wenn es etwa heißt, ein Zustand involviere bestimmte Gegebenheitsweisen, dann folgt daraus nicht unbedingt, dass es sich um (konkrete oder abstrakte) Konstituenten des Zustands handelt. Es impliziert allenfalls, dass der Zustand in eine bestimmte Gruppe von Zuständen fällt, die sich durch den Einsatz gewisser Ausdrücke im Komplement einer Zuschreibung kenntlich machen lässt. Diese Einteilung kann vage und kontextabhängig sein und muss, wie ganz zu Beginn bereits festgestellt, die spezifische Sichtweise des Zuschreibungssubjekts nicht exakt widerspiegeln. Doch das spricht weder gegen die Einteilung an sich noch gegen die Annahme, dass Zuschreibungen auf solch eine Einteilung abzielen. Was dann widerspiegelt wird, ist etwas, das die Sichtweise des Subjekts mit einer Menge von Sichtweisen gemein hat und sie von einer anderen Menge von Sichtweisen, die dasselbe betreffen, unterscheidet.⁹⁶ Vor diesem Hintergrund lässt sich der besagte

⁹⁶ Dieses minimale Verständnis deckt offenbar nicht alle Funktionen ab, die Frege ursprünglich mit der Rede von Gegebenheitsweisen assoziierte. Die Kontroversen über die (Verträglichkeit der) verschiedenen theoretischen Funktionen sind

Zusammenhang zwischen meiner aktuellen Äußerung von (10) und jener unter vorgestellten Bedingungen auch zum Ausdruck bringen, indem man, statt von einer Marilyn- bzw. Norma-Überzeugung zu sprechen, einfach sagt, beide Male werde Helges Zustand durch die Zuschreibung als eine Überzeugung eingestuft, die eine Marilyn- und eine Norma-Gegebenheitsweise involviert. Im Falle der Äußerung unter vorgestellten Bedingungen wäre der Rekurs auf Gegebenheitsweisen im Grunde nicht nötig, da die damit verbundene Einteilung nicht über das hinausgeht, was allein durch Berücksichtigung der Referenten bereits unterschieden werden könnte. Andererseits ist er nicht schädlich und dient dem Vergleich, denn er legt nahe, dass die bei Zuschreibungen vorgenommene Klassifikation nicht unbedingt von den Bezugsobjekten der verwendeten Ausdrücke abhängen muss, sondern aus anderen Indikatoren abgeleitet werden kann, wie z.B. den verwendeten Ausdrücken selbst ("Marilyn" bzw. „Norma“) oder den damit vollzogenen semantischen Akten (im aktuellen Fall Scheinbezugnahmen, im vorgestellten genuine Bezugnahmen).

Die oben bemühte Vorstellung hilft einerseits zu verstehen, welche Scheinbehauptung mit meiner Äußerung von (10) aufgestellt und wie Helges Zustand dadurch kognitiv verortet wird. Zugleich treten dabei aber auch die semantischen Differenzen zwischen den beiden Fällen deutlich hervor. Denn in der vorgestellten Situation ist unschwer zu erkennen, welche Umstände vorliegen müssen, damit die Äußerung wahr wird. Im aktuellen Fall jedoch ist nicht einmal klar, dass die Äußerung überhaupt wahr sein kann. Denn wo keine Bezugnahme stattfindet, sondern nur so getan wird, als ob, kann die Wahrheit der Äußerung nicht von einschlägigen Bezugsobjekten abhängen. Es fragt sich dann aber, wie die Wahrheit der Zuschreibung zu erklären ist. Jedenfalls kann sie nicht an dieselben Bedingungen geknüpft sein wie bei der Äußerung in der vorgestellten Situation. Der nächste Abschnitt setzt sich mit dieser Schwierigkeit auseinander.

hinlänglich bekannt. Siehe z.B. Burge 1977, Perry 1977, Dennett 1982, McDowell 1984 oder Salmon 1989.

8.4 Was tatsächlich behauptet wird

Wie wir gesehen haben, stützt sich der gegenwärtige Vorschlag auf Beobachtungen über den semantischen Eindruck, den Zuschreibungen wie (10) auf den ersten Blick vermitteln. Diesbezüglich scheint meine Überzeugungszuschreibung nämlich vergleichbar zu sein mit Äußerungen wie

- (11.1) Angela weiß, dass Berlin kleiner ist als New York
- (11.2) Anna sieht Fido und Mietze miteinander spielen
- (11.3) Franz erkennt an, dass Real Bayern technisch überlegen ist
- (11.4) Bruno vergleicht Frankreich flächenmäßig mit Spanien.

Jede dieser Zuschreibungen bringt ein Subjekt mit zwei Objekten (zwei Städten, zwei Tieren, zwei Mannschaften, zwei Ländern) und einer Beziehung, in der die beiden Objekte offenbar zueinander stehen, in Verbindung. Die Art und Weise, wie die Objekte dem Subjekt gegeben sind, spielen dabei keine Rolle. So zumindest sieht es vordergründig aus. Gegebenheitsweisen scheinen weder explizit erwähnt zu werden noch implizit semantisch relevant zu sein. Oder anders gesagt, all diese Äußerungen wirken wie Fälle von Zuschreibungen *de re*, Zuschreibungen, die Subjekte zu Gegenständen in Beziehung setzen, ohne Auskunft darüber zu geben, wie diese ihnen erscheinen, bzw. die Zustände im Rekurs auf das klassifizieren, was gegeben ist, und dabei offen lassen, wie es gegeben ist.

Im Falle meiner Äußerung von (10) jedoch verträgt sich dieser semantische Eindruck nicht mit der Tatsache, dass es die Bezugsgegenstände, von denen offenbar die Rede ist, so nicht gibt und dass dies mir als Zuschreiber bewusst ist. Mir ist bekannt, dass die Namen „Marilyn“ und „Norma“ nicht zwei, sondern ein Individuum bezeichnen, und trotzdem wähle ich mit (10) eine Formulierung, die wörtlich genommen nahe legt, dass es um zwei Individuen geht. Die

Lösung, die der gegenwärtige Vorschlag unterbreitet, besteht im Grunde genommen darin zu sagen, dass meine Äußerung von (10) nicht wörtlich zu nehmen ist. Der Eindruck, dass es sich um eine Zuschreibung *de re* handelt, ist deshalb aber dennoch nicht fehlgeleitet. Denn wenn ich vorgebe, mit „Marilyn“ und „Norma“ auf zwei Personen Bezug zu nehmen und zu behaupten, Helge halte die eine für berühmter als die andere, erwecke ich in der Tat ja den Anschein, eine Zuschreibung *de re* vorzunehmen – Scheinbezugnahmen und Scheinbehauptungen erwecken naturgemäß den Eindruck genuiner Bezugnahmen und Behauptungen. Diese Erklärung bestätigt allerdings nicht nur den vordergründigen semantischen Eindruck, sie erklärt auch auf plausible Weise, weshalb meine Formulierung in (10) keinen Widerspruch erzeugt dazu, was tatsächlich der Fall ist und was ich selbst weiß. Denn wenn ich nicht wirklich auf zwei Personen Bezug nehme, sondern nur so tue, als ob, ist dies verträglich mit meinem Wissen, dass es nicht zwei, sondern nur eine Person gibt, worauf man in der gegebenen Situation tatsächlich hätte Bezug nehmen können. Auf diese Weise wird die Spannung zwischen den beiden Ausgangsbeobachtungen aufgelöst.

Der Rückgriff auf Scheinbezugnahmen und Scheinbehauptungen in dem Zusammenhang leistet aber, wie wir gesehen haben, noch mehr. Was mit den Scheinbezugnahmen bzw. der Scheinbehauptung in (10) bewirkt wird, ist eine Klassifikation von Helges doxastischer Perspektive. Die Äußerung erweckt zwar den Anschein einer Zuschreibung *de re*, es sieht so aus, als spielten Gegebenheitsweisen bei der Bestimmung von Helges Zustand keine Rolle. In Wirklichkeit verhält es sich aber anders: indem ich vorgebe, mich auf eine Person namens „Marilyn“ und eine Person namens „Norma“ zu beziehen, ordne ich Helges Überzeugung tatsächlich als einen Zustand ein, der eine Marilyn- und eine Norma-Gegebenheitsweise involviert. Scheinbezugnahmen bieten gewissermaßen die Möglichkeit, Unterscheidungen zwischen Gegebenheitsweisen in Form von Unterscheidungen zwischen Dingen vorzunehmen, und diese Möglichkeit machen wir uns dem gegenwärtigen Vorschlag zufolge bei

Zuschreibungen wie (10) zunutze.

Doch all diese Einsichten führen ins Leere, wenn es nicht gelingt, sie mit der Wahrheit bzw. Wahrheitstauglichkeit der einschlägigen Zuschreibung(en) zu vereinbaren. Von Anfang an wurde ja vorausgesetzt, dass meine Äußerung von (10) als wahr zu werten ist, und das gilt es zu beherzigen. Wie aber lässt sich die Wahrheit meiner Äußerung erklären, wenn es sich nur um eine Scheinbehauptung handelt? Wie soll etwas, das ich nicht im Ernst, sondern nur zum Schein behaupte, ernsthaft wahr sein? Genau dieselbe Frage stellte sich bereits im Zusammenhang mit fiktionalen Äußerungen, und die Antwort, die sich dort anbot, scheint auch hier verfügbar zu sein. Allerdings ist der Hintergrund ein anderer.

Die Antwort, die im Zusammenhang mit fiktionalen Äußerungen gegeben wurde, bestand in der Annahme, dass eine Äußerung, die eine Scheinbehauptung verkörpert, zugleich auch eine genuine, wahrheitstaugliche Behauptung sein kann. Indem man vorgibt, etwas über bestimmte Dinge und deren Merkmale zu behaupten, kann man etwas behaupten, das tatsächlich wahr oder falsch ist. Allerdings ist das, was man tatsächlich behauptet, nicht dasselbe wie das, was man vorgibt zu behaupten: nicht die Äußerung qua Scheinbehauptung ist wahr oder falsch, sondern die Äußerung qua ernsthafte Behauptung. Soweit lässt sich das Modell fiktionaler Äußerungen ohne Weiteres auf Zuschreibungen wie (10) übertragen. Nichts spricht dagegen, meine Zuschreibung nicht nur als Scheinbehauptung, sondern auch als genuine Behauptung aufzufassen, solange beides nicht vermennt wird und die Konstruktion sich inhaltlich vertreten lässt. Im Gegenteil, allein schon die Aussicht, die Wahrheitstauglichkeit der Zuschreibung auf diese Weise angemessen erklären zu können, liefert zunächst einen positiven Grund dafür.

Die inhaltliche Begründung und die Wahrheitsbedingungen selbst müssen jedoch anders ausfallen als bei fiktionalen Äußerungen. Der Vorschlag beruhte dort ja auf ganz besonderen Voraussetzungen. Mit der Institution fiktionaler Werke gingen bestimmte strukturelle und

inhaltliche Vorgaben einher und diese stützten nicht nur die Auffassung von fiktionalen Äußerungen als Scheinbehauptungen, sondern lieferten auch den Rahmen für die Bestimmung der tatsächlichen Wahrheitsbedingungen der Äußerungen. Im Falle von Zuschreibungen wie (10) hingegen gibt es keinen solchen institutionalisierten Rahmen. Es gibt keine speziell auf Rezipienten ausgerichtete Vorlage, die bestimmte Scheinbehauptungen legitimiert und dadurch zugleich auch Bedingungen erzeugt bzw. determiniert, worunter ernsthaft vorgenommene Behauptungen wahr wären. Die Begründung lässt sich vom fiktionalen Fall nicht ohne weiteres übertragen, weil Zuschreibungen wie (10) offenbar nicht in denselben kommunikativen Zusammenhang eingebettet sind wie fiktionale Äußerungen.

In den zuvor angestellten Überlegungen ist eine alternative Erklärung jedoch schon angelegt. Wir haben gesehen, wie Scheinbezugnahmen es erlauben, Unterscheidungen zwischen Gegebenheitsweisen in Form von Unterscheidungen zwischen Dingen vorzunehmen. Den Unterscheidungen zwischen Gegebenheitsweisen müssen allerdings auch faktische Unterschiede zugrunde liegen – ansonsten wären die Unterscheidungen beliebig – und diese faktischen Unterschiede können eine semantische Rolle übernehmen, wenn wir einräumen, dass mit Äußerungen wie der von (10) nicht nur Zustände nach Gegebenheitsweisen klassifiziert, sondern genuine Behauptungen aufgestellt werden, Behauptungen, deren Wahrheit eben von faktischen Unterschieden zwischen den Gegebenheitsweisen abhängt. Die klassifikatorische Funktion der Scheinbehauptungen liefert gewissermaßen den Schlüssel dazu, was mit den Zuschreibungen ernsthaft behauptet wird. Der Zusammenhang ist zwar durchaus schwächer als im fiktionalen Fall. Gleichwohl zeigt er, wie es möglich ist, anhand von Scheinbehauptungen Unterscheidungen zwischen Gegebenheitsweisen als Unterscheidungen zwischen Dingen zu repräsentieren.

Natürlich lässt sich der Zusammenhang auch anders aufziehen: Inhaltliche Unterschiede zwischen Überzeugungen bilden die faktische

Grundlage dafür, wie Überzeugungen (korrekterweise) klassifiziert werden können. D.h. Behauptungen darüber, in welche Gruppe von Überzeugungen eine Überzeugung fällt (welche Gegebenheitsweisen sie etwa involviert), werden wahr oder falsch sein, je nachdem, welcher Gruppe von Überzeugungen die Überzeugung tatsächlich zugehört. In manchen Fällen sind die Klassifikationen und Behauptungen vermittelt durch Scheinbezugnahmen und Scheinbehauptungen. Die Scheinbezugnahmen und Scheinbehauptungen signalisieren dann, welche Klassifikationen mit den Zuschreibungen vorgenommen werden und verweisen damit indirekt auf die Bedingungen, auf die es bei der semantischen Bewertung der mit den Zuschreibungen eigentlich aufgestellten Behauptungen ankommt.

Wenn jemand nun konkret mit einer Zuschreibung eine Scheinbehauptung aufstellt und dabei mit dem Namen „Marilyn“ vorgibt, sich auf ein bestimmtes Individuum zu beziehen, dann behauptet er damit gemäß diesem Vorschlag ernsthaft etwas, das wahr ist nur dann, wenn das Subjekt der Zuschreibung sich wirklich in einem Zustand befindet, der eine Marilyn-Gegebenheitsweise involviert. Und wenn er mit der Zuschreibung eine Scheinbehauptung aufstellt, bei der er mit dem Namen „Norma“ zum Schein auf ein anderes Individuum Bezug nimmt, dann behauptet er damit ernsthaft etwas, das nur dann wahr ist, wenn der Zustand des Subjekts auch wirklich eine Norma-Gegebenheitsweise involviert. Entsprechend behaupte ich, indem ich vorgebe, mit den Namen „Marilyn“ und „Norma“ auf zwei unterschiedliche Personen Bezug zu nehmen, mit der Überzeugungszuschreibung (10) tatsächlich etwas, das wahr ist nur dann, wenn das Zuschreibungssubjekt Helge sich in einem doxastischen Zustand befindet, der sowohl eine Marilyn- als auch eine Norma-Gegebenheitsweise involviert.

Im Grunde wäre der kritische Teil der Wahrheitsbedingungen meiner Zuschreibung damit auch schon bestimmt. Von hier aus ergibt sich der Rest von ganz allein. Meine Zuschreibung, so könnte man nämlich sagen, ist insgesamt wahr genau dann, wenn Helge sich in

einem doxastischen Zustand befindet, der eine Marilyn- und eine Norma-Gegebenheitsweise involviert und in dem ihm das in der Marilyn-Weise Gegebene berühmter vorkommt als das in der Norma-Weise Gegebene. Diese Formulierung lässt sich durch halb-formale Kniffe sogar noch vereinfachen.⁹⁷ Die Zuschreibung wäre demnach wahr genau dann, wenn gilt:

(10a) Helge ist der Überzeugung: <Marilyn> ist berühmter als <Norma>.

Die spitzen Klammern sind eine psychologische Variante von Anführungszeichen, deren Einsatz sowohl die Erwähnung als auch die Verwendung von Ausdrücken markiert, wie z.B. in

(12) Franz nannte den Verein „einen Saftladen“.

Das Kursivgeschriebene innerhalb der spitzen Klammern in (10a) steht für unterschiedliche Arten von Gegebenheitsweisen, links Marilyn-, rechts Norma-Gegebenheitsweisen.⁹⁸ Die Klammer-Schreibweise ergibt

⁹⁷ Die nachfolgende Formulierung der Wahrheitsbedingungen sowie die Grundidee, Überzeugungszuschreibungen zur fiktionalen Rede in Beziehung zu setzen, verdankt sich zu großen Teilen der Arbeit Mark Crimmins' (siehe insbesondere Crimmins 1998 und 2002). Zusätzliche Bemühungen um eine angemessene Notation finden sich in Crimmins 1992 (insbes. Kap. 4), wo Crimmins allerdings noch eine hybride Kompromisslösung vertrat. Ein wesentlicher Unterschied zum crimminsschen Vorschlag liegt in der Motivation und Zielsetzung: Crimmins glaubt, mit seinem Vorschlag das gesamte Spektrum an Überzeugungszuschreibungen abdecken zu können. Der Vorschlag wurde z.B. in Richard 2000 einer ausführlichen Kritik unterzogen.

⁹⁸ Das ist eine Abweichung von der crimminsschen Formulierung. Bei den Wahrheitsbedingungen, so wie Crimmins sie auffasst, ist es nicht die jeweilige Art von Gegebenheitsweisen, wovon die Wahrheit der Zuschreibung abhängt, sondern bestimmte Gegebenheitsweisen. Es ist allerdings fraglich, ob unsere Zuschreibungen wirklich derart spezifisch sind. Daher scheint es plausibler, hier von Arten von Gegebenheitsweisen auszugehen, wobei eine Art von Gegebenheitsweisen sehr unterschiedliche Bestimmungen oder Stufen umfassen kann. Andererseits wiederum ist die von Crimmins vorausgesetzte Konzeption von Gegebenheitsweisen so schwammig, dass der Unterschied

eine Formel, die einerseits zwar andeutet, was angeblich geglaubt wird, die aber vor allem anführt, wie es angeblich geglaubt wird. Die Fassung in (10a) impliziert, dass Helges Überzeugung unterschiedliche Arten von Gegebenheitsweisen involviert, nicht jedoch, dass sie von unterschiedlichen Arten von Gegebenheitsweisen handelt.

Gemäß (10a) hängt die Wahrheit meiner Zuschreibung weniger vom Individuum ab, das der Name „Marilyn“ bzw. der Name „Norma“ eigentlich bezeichnet, als vielmehr von der Art und Weise, wie das Individuum dem Zuschreibungssubjekt Helge jeweils gegeben ist. Solche Wahrheitsbedingungen sind an sich typisch für Zuschreibungen *de dicto*, Zuschreibungen, die das Zuschreibungssubjekt nicht einfach direkt zu einem gegebenen Gegenstand in Beziehung setzen ohne Rücksicht darauf, wie er gegeben ist, sondern die die spezifische Konzeption (oder Beschreibung), derer sich das Subjekt bedient, um den Gegenstand zu repräsentieren, semantisch einbeziehen. Der vorliegende Vorschlag legt im Grunde genommen dar, wie eine Formulierung, die die charakteristischen Oberflächenmerkmale einer Äußerung *de re* besitzt, dazu dienen kann, tatsächlich eine Zuschreibung *de dicto* vorzunehmen. Die Oberflächenmerkmale meiner Äußerung von (10) kommen darin zum Tragen, was ich mit ihr vorgebe zu tun: ich stelle zum Schein eine Behauptung *de re* auf. Allerdings gebe ich dies vor, um wirklich etwas zu behaupten, das die Wahrheitsbedingungen einer Zuschreibung *de dicto* hat.

Folgt man dem fregeanischen Ansatz, haben Formulierungen wie (10) intrinsischen *de dicto*-Charakter und sind aufgrund der semantischen Konventionen unserer Sprache zur Bezeichnung und Zuschreibung von Gegebenheitsweisen veranlagt. Russellianer hingegen beharren darauf, dass solche Formulierungen, allem Anschein zum Trotz, ausschließlich und durch und durch als Zuschreibungen *de re* zu deuten sind. Der gegenwärtige Vorschlag besetzt eine Mittelposition: einerseits wird anerkannt, dass die Formulierung in (10) der Form nach

zwischen der Spezifikation einzelner Gegebenheitsweisen und Arten von Gegebenheitsweisen vielleicht gar nicht mehr ins Gewicht fällt.

de re ist; zugleich aber wird hervorgehoben, dass sich dies mit der Zuordnung von Gegebenheitsweisen einbeziehenden Wahrheitsbedingungen verträgt. Um jemandem bestimmte (Arten von) Gegebenheitsweisen zuzuschreiben, wird nämlich eine Form der Rede bemüht, die es erlaubt, von Überzeugungen, die diese Gegebenheitsweisen involvieren, so zu sprechen, als handle es sich um Überzeugungen über bestimmte Individuen. Die Sprache, die dabei eingesetzt wird, ist auf die Rede von Individuen und nicht von Gegebenheitsweisen ausgerichtet.

Anders als die hybride Kompromisslösung, welche sich auf versteckte indexikalische Äußerungskomponenten berief, wahrt der vorliegende Vorschlag allerdings die Stärken der fregeanischen und russellianischen Position, ohne sich ihre Schwächen einzuhandeln. Vom Standpunkt des Vorschlags ist es keine Überraschung, dass in (10) der Einsatz der Namen „Marilyn“ und „Norma“ vom Eindruck begleitet ist, es werde auf Individuen Bezug genommen. Eben dieser Eindruck ist es ja, der den Akt der Scheinbezugnahme als solchen auszeichnet. Dem Eindruck nach wird mit den Namen sogar nichts anderes unternommen als eine Bezugnahme auf Individuen. Die mit (10) zum Schein aufgestellte Behauptung hat, wenn man also will, eine durch und durch russellianische logische Form: die Überzeugung des Subjekts wird allein im Rekurs auf ihre Bezugsobjekte charakterisiert und Gegebenheitsweisen bleiben außen vor. Insofern ist der Vorschlag dem russellianischen ebenbürtig. Ein Nachteil der russellianischen Lösung bestand nun aber darin, dass sie zwar das Gefühl bestätigt, der Name „Marilyn“ und der Name „Norma“ in (10) diene allein dazu, ein Individuum zu bezeichnen; dass es sich dabei aber eben nicht um genau ein, sondern um je ein Individuum handeln soll, das konnte nicht bestätigt werden. Denn obwohl ich als Zuschreiber weiß, dass die beiden Namen tatsächlich denselben Referenten haben, klingt es so, als verwendete ich die Namen, um auf zwei Personen Bezug zu nehmen. Die Phänomenologie der Zuschreibung legt dies einfach nahe – es scheint, als würde eine Person Marilyn (und Helges Haltung ihr

gegenüber) von einer anderen Person Norma (und Helges Haltung ihr gegenüber) unterschieden. Der russellianische Ansatz registriert dies allenfalls, beherzigt es aber nicht. Der gegenwärtige Vorschlag hingegen trägt dem phänomenologischen Datum voll Rechnung.

Auch was die eigentliche semantische Bewertung der Zuschreibung betrifft, ist der Vorschlag dem russellianischen überlegen. Denn der Vorschlag ordnet meiner Zuschreibung wesentlich fregeanische Wahrheitsbedingungen zu und macht sich damit all das zueigen, was den fregeanischen Ansatz gegenüber dem russellianischen so plausibel erscheinen ließ. Allerdings gelangt man hier zu den fregeanischen Wahrheitsbedingungen, ohne sich auf die problematische fregeanische Annahme einlassen zu müssen, dass Bezeichnungen in Zuschreibungskontexten andere Arten von Dingen bezeichnen als üblich. Wie wir gesehen haben, ist es möglich, Gegebenheitsweisen in die Wahrheitsbedingungen von Zuschreibungen einzubinden und zugleich am Grundsatz festzuhalten, dass Bezeichnungen ihre gewöhnlichen Träger bezeichnen, sofern sie (verwendet werden, um) überhaupt etwas (zu) bezeichnen. Ja, offenbar ist es möglich, Gegebenheitsweisen in die Wahrheitsbedingungen von Zuschreibungen einzubeziehen, ohne davon auszugehen, dass irgendwelche Äußerungskomponenten – ob explizite, wie der fregeanische Ansatz voraussetzt, oder implizite, wie die hybride Kompromisslösung unterstellt – die Gegebenheitsweisen bezeichnen müssen. Ein Blick auf die fiktionale Rede und die Mechanismen des semantischen Scheins, die dort am Werke sind, hat uns eine allgemeine Perspektive und ein Verständnis dafür vermittelt, wie es möglich ist.

Beim Vergleich der Wahrheitsbedingungen in (10a) mit jenen, die für fiktionale Äußerungen angeboten wurden, fallen neben den erwartungsgemäßen Detailunterschieden allerdings auch erhebliche strukturelle Divergenzen auf. Was sofort ins Auge springt, ist der fehlende Rückbezug auf die Scheinbehauptung, die mit der Äußerung aufgestellt wird. Im fiktionalen Fall spielte die mit der Äußerung aufgestellte Scheinbehauptung in den Wahrheitsbedingungen der

Äußerung eine prominente Rolle. Die Wahrheit der Äußerung hing systematisch von der Legitimität dieser Scheinbehauptung ab. Bei meiner Zuschreibung hingegen findet die Scheinbehauptung, die ich mit der Zuschreibung aufstelle, keinen Eingang in die Wahrheitsbedingungen der Zuschreibung. Weshalb, so könnte man fragen, hat sich dieses strukturelle semantische Merkmal vom fiktionalen Fall nicht auf den Fall der Zuschreibung übertragen? Warum kommt der einschlägigen Scheinbehauptung bei Zuschreibungen ein vergleichsweise geringeres semantisches Gewicht zu?

Es ist ein Leichtes sich auszumalen, wie die Wahrheitsbedingungen meiner Zuschreibung ausfallen würden, wenn man versuchte, sie streng nach dem fiktionalen Schema zu formulieren. Die strukturelle Rolle, die fiktionalen Werken dort zukommt, würde hier der doxastische Zustand des Zuschreibungssubjekts bzw. die dabei involvierten Gegebenheitsweisen übernehmen. So könnte man sagen, die von mir mit (10) geäußerte Zuschreibung sei wahr genau dann, wenn gilt:

- (10b) Die in Helges doxastischem Zustand involvierten Gegebenheitsweisen berechtigen zu dieser Scheinbehauptung (wobei die relevante Scheinbehauptung anhand der Äußerung, deren Wahrheitsbedingungen gerade angegeben werden, demonstriert wird).

Bei dieser Ausführung der Wahrheitsbedingungen spielen die mit der Zuschreibung aufgestellte Scheinbehauptung und die dabei vorgenommenen Scheinbezugnahmen nicht mehr nur eine vermittelnde semantische Rolle wie in (10a), sondern eine konstitutive. (10b) impliziert, dass mit der Äußerung von (10) eine Scheinbehauptung aufgestellt und zugleich tatsächlich etwas über (die Legitimität) diese(r) Scheinbehauptung behauptet wird. Laut (10a) hingegen hilft die Scheinbehauptung lediglich, eine Behauptung über die Beschaffenheit des doxastischen Zustand Helges aufzustellen; davon, dass die

Beschaffenheit des Zustands auch zu dieser Scheinbehauptung berechtigt, wie (10b) es verlangt, ist nicht die Rede.

Das Problem mit der Formulierung in (10b) ist nicht einmal unbedingt, dass sie falsch oder unzureichend wäre. Das Problem ist vielmehr, dass diese Fassung der Wahrheitsbedingungen in der Sache unbegründet und irreführend ist. Im fiktionalen Fall gibt es, wie wir gesehen haben, einen normativen Zusammenhang zwischen Werkdarstellungen und den Reaktionen der Rezipienten. Dieser normative Zusammenhang liegt in der Natur fiktionaler Werke begründet: die enthaltenen Darstellungen sind an Rezipienten gerichtet und erfordern und berechtigen zu gewissen Reaktionen. Dieser Zusammenhang ist in den Wahrheitsbedingungen fiktionaler Äußerungen reflektiert. Im Falle von Zuschreibungen hingegen gibt es keinen derartigen Zusammenhang. Die kognitiven Zustände eines Subjekts dienen dem Subjekt selbst zwar zur Orientierung und erfolgreichen Lebensführung, aber sie sind an sich nicht an Außenstehende gerichtet, und schon gar nicht in einem institutionalisierten Rahmen. Wenn Außenstehende adressiert werden, dann in Form entsprechend artikulierter kommunikativer Akte, durch die man sich mitteilt und wofür es allerdings einen institutionalisierten, durch spezifische Normen geregelten allgemeinen Rahmen gibt. Dieser Rahmen sieht jedoch keine besondere Stellung für Scheinbehauptungen vor.

Es gibt natürlich auch einen Sinn, in dem eine Tatsache – sei's eine psychologische oder nicht-psychologische – grundsätzlich auch zur Feststellung derselben berechtigt. Das hat mit der intrinsischen Ausrichtung von Behauptungen auf Wahrheit, und damit auf die entsprechenden Tatsachen, zu tun. Da Behauptungen auf Wahrheit abzielen, ist eine Behauptung, sofern sie wahr ist, eben auch berechtigt. Aber dieser allgemeine normative Zusammenhang lässt sich nicht heranziehen, um den Sinn zu erhellen, in dem die Tatsache, dass Helge sich in einem bestimmten doxastischen Zustand befindet, berechtigen sollte zu der in (10b) erwähnten Scheinbehauptung. Diese Tatsache

berechtigt aufgrund des angesprochenen allgemeinen normativen Zusammenhangs zwischen Wahrheit und Behauptung allenfalls zur Behauptung, dass Helge sich in eben diesem doxastischen Zustand befindet. Es gibt aber keinen ersichtlichen Grund, weshalb diese Tatsache zu einer bestimmten Scheinbehauptung berechtigen sollte. Um diesen Zusammenhang zu begründen, bedürfte es eines anderen und viel spezifischeren Verständnisses von „Berechtigung“. Und es bedürfte noch eines plausiblen Motivs dafür, dass dieses Berechtigungsverhältnis ausgerechnet Gegenstand einer mit einer Zuschreibung aufgestellten Behauptung sein sollte. Beides ist jedoch nicht gegeben. Rein formal betrachtet ist dieser Transfer von der fiktionalen Rede auf Zuschreibungen vielleicht möglich, aber inhaltlich ergibt er keinen Sinn. (10b) macht aus einer Zuschreibung schematisch eine Art fiktionaler Äußerung, die sie offensichtlich nicht ist.

Selbstverständlich gibt es fiktionale Äußerungen, die die Form von Zuschreibungen haben. Eine fiktionale Äußerung kann sogar die gleiche Form wie (10) annehmen. Beispielsweise könnte ich mich der Formulierung

(10*) Ipmul glaubt, dass Marilyn berühmter ist als Norma

bedienen und damit eine fiktionale Zuschreibung vornehmen. Wie bei der ursprünglichen Äußerung von (10) gebe ich mit den Namen „Marilyn“ und „Norma“ vor, auf unterschiedliche Individuen Bezug zu nehmen. Doch anders als dort, beziehe ich mich hier auch mit dem Namen vor dem Zuschreibungsverb nur zum Schein auf ein Individuum und stelle so insgesamt eine andere Art von Scheinbehauptung auf als mit der Äußerung von (10). Ich gebe vor, einem durch „Ipmul“ bezeichneten Individuum eine Überzeugung über zwei andere Individuen *de re* zuzuschreiben. Doch indem ich das tue, stelle ich eine echte Behauptung auf, die wahr ist genau dann, wenn gilt

(10*a) Die Darstellungen im *Märchenprinzen* berechtigen zu

dieser Scheinbehauptung (wobei die relevante Scheinbehauptung anhand der Äußerung, deren Wahrheitsbedingungen gerade angegeben werden, demonstriert wird).

D.h. indem ich vorgebe, den doxastischen Zustand eines Subjekts über Bezugsobjekte zu klassifizieren, klassifiziere ich den Zustand nicht tatsächlich nach den darin involvierten Gegebenheitsweisen, wie es bei (10) noch gewesen ist. Ich nehme stattdessen eine Klassifikation der Darstellungen im *Märchenprinzen* vor, und zwar nach den Scheinbehauptungen, zu denen sie berechtigen, wie dies auch bei den übrigen (internen) fiktionalen Äußerungen der Fall war. Maßgeblich für die semantische Bewertung einer fiktionalen Zuschreibung ist also nicht der tatsächliche mentale Zustand eines Zuschreibungssubjekts, sondern die Darstellungen im zugehörigen fiktionalen Werk. Die semantische Verwandtschaft mit ganz gewöhnlichen Zuschreibungen erklärt sich, wie bei anderen Formen fiktionaler Äußerungen, über die wörtliche semantische Funktion der verwendeten Ausdrücke, die festlegt, welche Scheinbehauptung mit einer fiktionalen Äußerung aufgestellt wird und werden kann. Die semantische Abweichung vom herkömmlichen Fall ergibt sich aus den unterschiedlichen faktischen und normativen Voraussetzungen und Zusammenhängen, in die die Äußerungen eingebettet sind.

Die Betrachtung der fiktionalen Äußerung von (10*) wirft folgende Zusatzschwierigkeit bzw. Komplikation für den Vorschlag auf, die das Verhältnis von nicht-fiktionalen und fiktionalen Zuschreibungen ganz allgemein betrifft. Angenommen, die mit (10*) geäußerte fiktionale Zuschreibung wäre tatsächlich wahr. Ließe sich dann nicht von (10) und (10*) auf

(10**) Helge und Ipmul glauben dasselbe

schließen? Wie wäre die Gültigkeit des Schlusses bei so heterogenen

Wahrheitsbedingungen dann aber zu erklären?

Es ist nicht offensichtlich, dass wir solche Schlussfolgerungen von nicht-fiktionalen und fiktionalen Zuschreibungen wirklich akzeptieren müssen, da nicht klar ist, ob es im fiktionalen Fall wirklich eine Einstellung sein kann, die einem Subjekt zugeschrieben wird. Aber nehmen wir an, der Schluss auf (10**) wird tatsächlich akzeptiert. Das Resultat ist offenbar eine externe fiktionale Äußerung, bei der mit „Ipmul“ vorgeblich auf ein bestimmtes Individuum Bezug genommen und ihm vorgeblich dieselbe Überzeugung zugeschrieben wird wie Helge. Gemäß dem in 7.5 oben unterbreiteten Interpretationsvorschlag ist das, was mit der Äußerung tatsächlich behauptet wird wahr genau dann, wenn gilt

(10**a) Die Darstellungen im *Märchenprinzen* sowie Helge betreffende Tatsachen berechtigen zu dieser Scheinbehauptung (wobei die relevante Scheinbehauptung anhand der Äußerung, deren Wahrheitsbedingungen gerade angegeben werden, demonstriert wird).

Bei den Helge betreffenden Tatsachen, von denen hier die Rede ist, handelt es sich offenbar um die Tatsachen, deren Vorliegen zur Erfüllung der unter (10a) angeführten Wahrheitsbedingungen erforderlich ist. Ferner handelt es sich bei den angesprochenen Darstellungen im *Märchenprinzen* um dieselben Darstellungen, die gemäß (10*a) zu der mit (10*) geäußerten Scheinbehauptung berechtigen. Mit anderen Worten, die Tatsachen und Darstellungen, von denen die Wahrheit der Prämissen jeweils abhängt, sind genau die Tatsachen und Darstellungen, die zu der mit (10**) aufgestellten Scheinbehauptung berechtigen und damit die Wahrheit der mit (10**) gezogenen Schlussfolgerung festlegen. Insofern wird die mit (10**) geäußerte Schlussfolgerung wahr sein, wenn auch die Wahrheitsbedingungen der beiden mit (10) und (10*) geäußerten Prämissen erfüllt sind, andernfalls wird sie falsch sein. Mehr wird nicht

benötig, um die Gültigkeit des Schlusses auf (10**) zu erklären, und nach demselben allgemeinen Muster wird sich die Gültigkeit oder Ungültigkeit auch solcher Schlüsse erklären lassen, die von fiktionalen und ganz gewöhnlichen Zuschreibungen zu externen fiktionalen Zuschreibungen übergehen.

Aus den bisherigen Ausführungen sollte deutlich geworden sein, wie weit die Parallelen zwischen gewissen Zuschreibungen und fiktionalen Äußerungen tatsächlich gehen. Dabei ging es vor allem darum, diese Parallelen überhaupt erst herzustellen und eine entsprechende Erklärung anzubieten. Der Vorschlag wurde jedoch kaum kritisch hinterfragt. Im nächsten Abschnitt soll deshalb ein Blick auf einige Details und die augenfälligsten Widerstände geworfen werden. Vieles, was dabei anfällt, ist allerdings aus der Diskussion der fiktionalen Rede bereits bekannt und kann vergleichsweise schnell abgehandelt werden.

8.5 Mögliche Bedenken

Eines der Hauptmotive des gegenwärtigen Vorschlags bestand in der Aussicht, gewisse phänomenologische mit bestimmten semantischen und epistemischen Aspekten von Zuschreibungen wie der von mir mit (10) geäußerten vereinbaren zu können. Die angebotene Erklärung macht sich die semantische Doppelschichtigkeit zunutze, die im Zusammenhang mit der Interpretation fiktionaler Äußerungen zutage getreten war. Die Wahrheitsbedingungen solcher Äußerungen werden nicht auf herkömmliche Weise durch die wörtlichen semantischen Funktionen der verwendeten Ausdrücke festgelegt. Der Weg von der logischen Oberflächengrammatik zu den Wahrheitsbedingungen der Äußerung führt vielmehr über die Ebene des semantischen Scheins: das, was tatsächlich mit der Äußerung behauptet wird, hängt wesentlich davon ab, welche Scheinbehauptung mit der Äußerung aufgestellt wird. Dieser semantische Zwischenschritt erlaubt es nun, auch die

angesprochenen, zunächst unverträglich erscheinenden Aspekte von Zuschreibungen wie (10) zusammenzubringen. Die wörtliche semantische Funktion der verwendeten Ausdrücke legt fest, was zum Schein mit der Zuschreibung behauptet wird, und erklärt, weshalb die Zuschreibung der Form nach russellianisch ist und als eine Zuschreibung *de re* erscheint. Die Wahrheitsbedingungen der Behauptung, die eigentlich mit der Zuschreibung aufgestellt wird, sind allerdings fregeanisch, was andererseits erklärt, weshalb die Zuschreibung semantisch wie eine Zuschreibung *de dicto* bewertet wird. So kann sich ein Zuschreibender, der einen relevanten Wissensvorsprung gegenüber dem Zuschreibungssubjekt besitzt, einer (*de re*-)Formulierung bedienen, die auch die Zustimmung des Zuschreibungssubjekts finden würde, ohne sich selbst in semantische oder epistemische Widersprüche zu verstricken.

Wichtig ist es dabei, noch einmal festzuhalten, welche Rolle die Scheinbehauptung bei der Erklärung des phänomenologischen Aspekts der Zuschreibung spielt. Der Anschein, dass die Namen „Marilyn“ und „Norma“ im Komplement meiner Zuschreibung sich auf unterschiedliche Personen beziehen, geht laut dem Vorschlag darauf zurück, dass ich mit den Namen eben auch zum Schein auf unterschiedliche Personen Bezug nehme. Denn da mir die Identität der Monroe bewusst ist, kann ich mich nicht wirklich auf zwei Personen beziehen, sondern nur so tun, als seien es zwei. Jemand könnte einwerfen, dass er weiß, wie es ist, sich ein Ding als zwei verschiedene zu denken, und dass es offenbar nicht das ist, was man macht, wenn man eine Zuschreibung wie (10) vornimmt. Solch eine Zuschreibung vorzunehmen ist etwas vollkommen anderes als sich vorzustellen, dass Marilyn und Norma unterschiedliche Personen sind. Ein Vorschlag, der dies übergeht, wird nicht der Phänomenologie der Zuschreibung gerecht, so der Vorwurf, sondern ignoriert bzw. gibt psychologische Fakten einfach falsch wieder.

Es wäre allerdings ein Missverständnis zu glauben, der angebotene Vorschlag unterstelle, dass jemand sich automatisch etwas

bildhaft vor Augen führt oder auch nur in irgendeiner Form vorstellt, wenn er zum Schein etwas behauptet. In bestimmten Umständen kann man so tun, als ginge es um zwei Individuen anstatt um eines, ohne sich dabei gleich ein Individuum als zwei verschiedene zu denken. Das wurde im Zusammenhang mit der fiktionalen Rede bereits klargestellt, und der gegenwärtige Vorschlag setzt diese beiden Dinge auch keineswegs gleich. Denn so zu tun, als stelle man Behauptungen (über Individuen) auf, ist dem Vorschlag zufolge nicht viel mehr als sich einer bestimmten Form von Rede zu bedienen und vorhandene sprachliche Mittel auf besondere Weise einzusetzen. Im Falle von Zuschreibungen verwenden wir manchmal Formulierungen, die eigentlich dafür vorgesehen sind, konkrete Dinge zu beschreiben, um Behauptungen über Einstellungen zu solchen Dingen aufzustellen. Gerade wenn wir verschiedene Gegebenheitsweisen desselben Gegenstands unterscheiden, pflegen wir so zu sprechen, als bezögen wir uns auf verschiedene Gegenstände. Dies ist aber möglich, ohne sich irgendwelche begleitenden Gedanken oder Vorstellungen über die entsprechenden Gegenstände machen zu müssen. Oben wurde eine einleuchtende Erklärung dafür angeboten, wie dieser sprachliche Vorgang möglich ist. Selbst im Falle fiktionaler Äußerungen, wo Scheinbehauptungen und Scheinbezugnahmen noch an gewisse Vorstellungen gekoppelt waren, wurde nicht vorausgesetzt, dass dieser Zusammenhang konstitutiv ist für die einschlägige Verwendung sprachlicher Mittel. Das zu unterstellen, wäre in der Tat psychologisch äußerst unplausibel.

Insgesamt ist es aber wohl weniger die Erklärung der phänomenologischen Daten als vielmehr die angebotene semantische Interpretation, die auf Widerstand stoßen wird. Die Komplikation der Beziehung zwischen logischer Oberflächengrammatik und Wahrheitsbedingungen etwa wirft grundsätzliche Fragen über die semantische Kompositionalität der betrachteten Zuschreibungen auf. Die Mechanismen des semantischen Scheins erlauben dramatische Verschiebungen zwischen den semantischen Eigenschaften der

Äußerungsglieder und dem Äußerungsgesamthalt. Das mag einer der Gründe dafür sein, weshalb diese Art von Deutung in der durch ein doch allzu enges und starres Kompositionalitätsverständnis geprägten Fachdebatte bisher kaum eine Rolle gespielt hat, und das obwohl die fraglichen Zuschreibungen einen bekannten Teil der Alltagskommunikation bilden, der Gegenstand etlicher theoretischer Abhandlungen und Auseinandersetzungen gewesen ist. Diese Fragen zur Kompositionalität waren im Zusammenhang mit fiktionalen Äußerungen schon ein Thema, und es gibt nicht viel Neues und weniger Programmatisches hier dazu zu sagen. Das vorherrschende Kompositionalitätsverständnis, wonach sich der Äußerungsgesamthalt unmittelbar aus den Bedeutungen der Äußerungskomponenten ergibt, wird durch andere verbreitete Formen der nicht-wörtlichen, übertragenen Rede bereits stark auf die Probe gestellt. Natürlich ist es möglich, die Wahrheitstauglichkeit solcher Redeformen einfach grundsätzlich zu bestreiten und darauf zu beharren, dass eine Äußerung wie (1) oder (10) nur dann wahr oder falsch sein kann, wenn die Namen „Ipmul“ bzw. „Marilyn“ und „Norma“ darin wirklich referieren. Aber eine derartige Reaktion würde der Sache nicht gerecht. Zum einen spricht unser Alltagsverständnis solcher Äußerungen nun einmal dafür, sie als Behauptungen aufzufassen, die wahr oder falsch sind, je nachdem, ob die Bedingungen ihrer Wahrheit erfüllt sind oder nicht. Außerdem lassen sich die geäußerten Sätze problemlos in komplexere Satzäußerungen (wie Verneinungen oder Konditionale) einbetten, deren Wahrheit mit der Wahrheit oder Falschheit der eingebetteten Komponenten variiert. Die Anwendbarkeit des Wahrheitsbegriffs lediglich auf Äußerungen zu beschränken, deren Inhalt sich offenkundig und direkt aus der wörtlichen Bedeutung ihrer Glieder ergibt, kommt vielleicht gewissen limitierten theoretischen Interessen entgegen. Aber solch ein enges Wahrheitskonzept deckt sich nicht mit der Art von Geltung, die gemeinhin mit dem Begriff der Wahrheit verknüpft wird, und grenzt gewisse Merkmale, die Äußerungen als Behauptungen, Anfechtungen, Verneinungen, usw. auszeichnen, einfach aus.

Andere Bedenken betreffen die theoretische Tragfähigkeit der vorgeschlagenen Interpretation der Zuschreibungen. Die Interpretation ist nicht für alle Überzeugungszuschreibungen vorgesehen, sondern nur für einen kleinen Ausschnitt davon. Es fragt sich, wie die Interpretation dieses Ausschnitts sich zur Interpretation der übrigen Überzeugungszuschreibungen verhält und ob der Zusammenhang überhaupt hinreichend systematisch ist, um die stillschweigend vorausgesetzte inhaltliche Verbindung zwischen den beiden Gruppen von Äußerungen zu begründen oder um zu erklären, wie jemand, der den Umgang mit gewöhnlichen Zuschreibungen beherrscht, in der Lage ist, Zuschreibungen wie (10) zu verwenden bzw. zu verstehen.

Zunächst ist zu bemerken, dass Zuschreibungen wie (10) einen Sonderstatus unter Überzeugungszuschreibungen innehaben unabhängig davon, welche der vorhandenen Interpretationen man bevorzugt. Ihre Sonderstellung geht nicht unbedingt auf die semantischen Schwierigkeiten zurück, die sie bereiten, sondern verdankt sich zu großen Teilen der außergewöhnlichen, ausführlich beschriebenen epistemischen und psychologischen Konstellation. Die Abweichungen von der Deutung gewöhnlicher Überzeugungszuschreibungen – wie immer diese sich auch gestalten mag – sind also sachlich motiviert und nicht einfach willkürlich. Insofern sind es nicht die Ansätze, die Zuschreibungen wie (10) als semantische Sonderfälle behandeln, die unter einem speziellen Legitimationsdruck stehen, sondern umgekehrt die Konzeptionen, die solche Zuschreibungen zum Maß für die Deutung aller übrigen Zuschreibungen erheben. Im Übrigen ist der Umstand, dass eine semantische Unterteilung bei Zuschreibungen vorgenommen wird, an sich überhaupt nicht ungewöhnlich und er muss die inhaltliche Verbindung zwischen den Teilgruppen auch nicht automatisch untergraben, wie die weithin akzeptierte semantische Trennung zwischen Zuschreibungen *de re* und Zuschreibungen *de dicto* zeigt.

Was die Systematizität des Zusammenhangs zwischen der vorgeschlagenen Interpretation und der Deutung anderer

Überzeugungszuschreibungen betrifft, sind die Befürchtungen ebenfalls fehl am Platz. Die vorgeschlagene Interpretation von Zuschreibungen wie der von mir mit (10) geäußerten ist gegenüber der Deutung gewöhnlicher Überzeugungszuschreibungen durchaus nicht neutral, sondern baut auf einem bestimmten Verständnis derselben auf. Wenn ich (10) äußere, tue ich so, als würde ich damit etwas behaupten, um tatsächlich etwas anderes zu behaupten. Dies kann aber nur gelingen, weil die verwendeten Ausdrücke eine bestimmte wörtliche semantische Funktion, ein bestimmtes wörtliches Potenzial haben, das beim Aufstellen der Scheinbehauptung zum Tragen kommt und das ich mir zunutze mache, um das zu behaupten, was ich tatsächlich behaupte. Auch wenn das wörtliche Potenzial dabei nicht im eigentlichen Sinne semantisch realisiert wird, ist es gleichwohl das, was die Ausdrücke für den besonderen Einsatz erst qualifiziert, und dem wörtlichen Potenzial nach hat die Formulierung in (10), wie wir festgestellt haben, offenbar die Form einer Zuschreibung *de re*. Dies zeigt, dass die für meine Äußerung von (10) vorgeschlagene Interpretation eine bestimmte wörtliche Deutung von Zuschreibungen voraussetzt und geradezu mit ihr operiert. Das muss aber keineswegs bedeuten, dass alle übrigen Überzeugungszuschreibungen effektiv so zu deuten wären; es bedeutet zunächst nur, dass einige Überzeugungszuschreibungen normalerweise so gedeutet werden und dass diese Deutung bei der Interpretation von Überzeugungszuschreibungen wie (10) fundamental ist. Der angebotene Interpretationsvorschlag kann durchaus offen lassen, ob alle anderen Überzeugungszuschreibungen als einfache Zuschreibungen *de re* zu deuten sind oder nur ein bestimmter Teil davon. Im nächsten Kapitel werden wir uns noch ausführlicher mit dieser Frage beschäftigen.

Die beschriebene Verbindung zwischen der vorgeschlagenen Interpretation von Zuschreibungen wie (10) und der Deutung einfacher Zuschreibungen *de re* macht deutlich, wie die Äußerungen inhaltlich miteinander verknüpft sind. Sie ist auch systematisch genug, um erklären zu können, wie jemand, der mit einfachen Zuschreibungen *de re* umzugehen versteht, imstande ist, Zuschreibungen wie (10) zu

vollziehen und nachzuvollziehen. Das Instrumentarium, das hinzuerworben werden muss, ist vergleichsweise überschaubar und wird nicht beliebig, sondern in einem geregelten Rahmen eingesetzt. Dazu gehört z.B. das Prinzip, dass unter gewissen epistemischen Umständen der semantische Beitrag einer Bezeichnung im Komplement einer (*der re-*)Formulierung wie (10) nicht in ihrem Bezugsgegenstand (weder dem herkömmlichen noch sonst einem) besteht, sondern dass durch die mit der Bezeichnung vorgenommene Scheinbezugnahme eine mit der Bezeichnung assoziierte (Art von) Gegebenheitsweise des herkömmlichen Bezugsgegenstands in die Wahrheitsbedingungen der Äußerung einfließt. Wenn die wörtliche Deutung solcher Formulierungen systematisch genug war, um zu erklären, wie endliche kognitive Organismen unendlich viele Instanzen davon verstehen und verwenden können, wird es die vorgeschlagene Erweiterung ebenfalls sein.

Damit übrigens ist im Grunde stillschweigend auch eine Antwort auf die Frage vorgezeichnet, weshalb Zuschreibende sich manchmal gerade in der Weise ausdrücken, wie ich es mit (10) getan habe. Unser Alltagsvokabular ist in erster Linie für die direkte und wörtliche Rede über alltägliche Dinge und Geschehnisse um uns herum vorgesehen. Mithilfe des semantischen Scheins wird es möglich, sich über Zustände und Vorgänge auszutauschen, die diese alltäglichen Dinge betreffen, und zwar unter Bemühung einfacher und bereits verfügbarer sprachlicher Ressourcen, die wörtlich verwendet zu umständlichen Formulierungen führen oder eine alltagsferne und zum Teil technische Begrifflichkeit erfordern würden. Scheinbezugnahmen und Scheinbehauptungen ersparen uns so die aufwändige explizite Rede über Gegebenheitsweisen. In diesem Sinne fördern sie eine vergleichsweise konservative und ökonomische Form wahrheitsorientierter Kommunikation.

Im Laufe der Ausführungen wurde immer wieder betont, welche Rolle die wörtliche semantische Funktion der verwendeten Ausdrücke im Rahmen des semantischen Scheins spielt. Wenn ich so tue, als nähme

ich mit dem Namen „Marilyn“ in (10) Bezug auf ein bestimmtes Individuum, mache ich mir das wörtliche semantische Potential von Bezeichnungen zunutze: ich gebe vor, den Namen so zu verwenden, wie Namen normalerweise verwendet werden, nämlich um auf Individuen und Gegenstände zu referieren. Auf diese Weise wird der Grundsatz der semantischen Unschuld gewahrt, denn wenn der Name etwas bezeichnet, dann nichts anderes als sonst; nur bezeichnet der Name in (10) eben nichts, da er dort nicht verwendet wird, um irgendetwas zu bezeichnen. Gleichwohl könnte es aber als empfindlicher Verlust von semantischer Unschuld empfunden werden, dass das Individuum, das der Name „Marilyn“ ansonsten bezeichnet, keinen Eintritt in die Wahrheitsbedingungen meiner Äußerung findet.

Doch diese Befürchtung erscheint irregeleitet. Sie betrifft die Frage, welchen Beitrag ein Name zu den Wahrheitsbedingungen der Äußerung, in der er auftritt, leistet, und hängt mit dem oben schon kritisierten robusten Kompositionalitätsverständnis zusammen. Der Grundsatz der semantischen Unschuld scheint aber eher Ausdruck einer intuitiven Einschätzung davon zu sein, wofür Ausdrücke wie Namen plausibler Weise stehen können, und weniger eine theoretische Einschränkung darauf, was in die Wahrheitsbedingungen einer Äußerung einfließen sollte. Wenn wir die vorgeschlagenen Wahrheitsbedingungen meiner Zuschreibung betrachten, taucht die eigentliche Bezugsperson von „Marilyn“ zwar nicht auf. Das muss jedoch nicht unbedingt bedeuten, dass diese Bezugsperson für die Wahrheitsbedingungen der Zuschreibung überhaupt keine Rolle spielt. Die korrekte Klassifikation einer Überzeugung als einer Marilyn-Überzeugung bzw. als einer Überzeugung, die eine Marilyn-Gegebenheitsweise involviert, könnte beispielsweise wesentlich davon abhängen, dass der Name „Marilyn“ normalerweise Marilyn Monroe bezeichnet und dass Marilyn-Gegebenheitsweisen tatsächlich Gegebenheitsweisen von Marilyn Monroe sind, sowie die korrekte Klassifikation einer Überzeugung als einer Norma-Überzeugung auch wesentlich davon abhängen könnte, dass „Norma“ normalerweise die

Monroe bezeichnet und die entsprechenden Norma-Gegebenheitsweisen tatsächlich Gegebenheitsweisen der Monroe sind. In dem Fall wäre es zwar nicht nötig, den eigentlichen Referenten der beiden Namen in die Wahrheitsbedingungen mit aufzunehmen; aber sie wären indirekt präsent, da die in den Wahrheitsbedingungen auftretenden Gegebenheitsweisen als objektabhängige Gegebenheitsweisen ausgezeichnet wären.⁹⁹ Andererseits könnte der Referent bei der Ausführung der Wahrheitsbedingungen auch explizit genannt werden. Die Wahrheitsbedingungen glichen dann den zuvor im Rahmen der hybriden Lösung angebotenen. Die Behauptung, die ich mit meiner Zuschreibung aufstelle, wäre demnach wahr genau dann, wenn Helge sich in einem doxastischen Zustand befindet, der eine Marilyn- und eine Norma-Gegebenheitsweise von Marilyn Monroe involviert und in dem ihm Marilyn Monroe unter der Marilyn-Gegebenheitsweise berühmter vorkommt als unter der Norma-Gegebenheitsweise. Oder kurz, meine Äußerung von (10) wäre wahr, genau dann, wenn gilt:

(10c) Helge ist der Überzeugung: Marilyn Monroe<*Marilyn*> ist berühmter als Marilyn Monroe<*Norma*>.

Der Unterschied (und Vorteil) dieser Variante gegenüber der hybriden Lösung besteht darin, dass die eigentliche Bezugsperson der verwendeten Namen sowie ihre Gegebenheitsweisen in den Wahrheitsbedingungen der Zuschreibung berücksichtigt werden, ohne dass ausdrückliche oder verborgene Komponenten in der Formulierung ausgemacht werden müssten, die sich auf diese Elemente beziehen. Die Festlegung der Wahrheitsbedingungen würde weiterhin indirekt, über die zuvor beschriebenen Scheinbezugnahmen bzw. die Scheinbehauptung erfolgen. Doch wie gesagt, diese Variante ist lediglich eine mögliche Option und keineswegs durch den Grundsatz der semantischen Unschuld erzwungen. Soweit wurden keine

⁹⁹ Zur Idee objektabhängiger Gegebenheitsweisen, siehe z.B. Evans 1982 oder McDowell 1984.

überzeugenden Gründe geliefert, den ursprünglichen Vorschlag durch diese Variante zu ersetzen. Falls sich die kontroversen Annahmen über die Abhängigkeit der Gegebenheitsweisen vom eigentlichen Referenten begründen ließen, sollte sich dies in Form objektabhängiger Gegebenheitsweisen in den ursprünglichen Vorschlag implementieren lassen.

Ein anderer Einwand zielt in eine ähnliche Richtung. Dem Vorschlag zufolge werden Bezeichnungen als Bezeichnungen von Gegenständen verwendet (d.h. ihr Potenzial, Gegenstände zu bezeichnen, wird genutzt), um indirekt etwas anderes damit auszudrücken: anstatt, wie üblich, Gegenstände zu bezeichnen, dienen sie dazu, Überzeugungen zu klassifizieren, und zwar feiner als nach den Objekten, auf die sich die Überzeugungen beziehen. Der Vorschlag hängt entscheidend davon ab, dass es sich dabei tatsächlich um Bezeichnungen handelt und nicht um Ausdrücke, die zwar oberflächliche syntaktische Ähnlichkeiten zu Bezeichnungen aufweisen, in Wirklichkeit aber keine Bezeichnungen sind. Doch bislang wurde nichts gesagt, was diese Voraussetzung rechtfertigen würde. Den Wahrheitsbedingungen meiner Zuschreibung nach zu schließen, wäre das nächst liegende zu sagen, dass „Marilyn“ und „Norma“ zunächst als Eigennamen erscheinen, aber in Wirklichkeit keine sind.

Die Betrachtung einer einzelnen Formulierung wie bislang ist tatsächlich viel zu mager, um die syntaktische Voraussetzung zu rechtfertigen, dass „Marilyn“ und „Norma“ Eigennamen sind. Es könnte ja sein, dass solche Ausdrücke im Komplementsatz einer Zuschreibung bei aller oberflächlicher Ähnlichkeit dennoch einer anderen, eigenen Kategorie von Ausdrücken angehören, die nichts mit der Bezeichnung von Gegenständen zu tun hat. Dann wäre die Annahme, dass man sich ihr wörtliches Potenzial, Gegenstände zu bezeichnen, im dass-Satz einer Zuschreibung dienstbar macht, um Scheinbezugnahmen vorzunehmen und dadurch Überzeugungen zu klassifizieren, einfach falsch. Allerdings lässt sich eine Menge anderer Formulierungen anführen, die ähnliche semantische Merkmale aufweisen und darauf hindeuten, dass es sich im

Komplement meiner Äußerung von (10) tatsächlich um Eigennamen und keine oberflächlichen Doppelgänger handelt.

Zunächst einmal ist zu bemerken, dass Ausdrücke wie „Marilyn“ und „Norma“ offenbar auch außerhalb von dass-Sätzen denselben semantischen Effekt erzielen können. So könnte ich z.B. wahrer Weise sagen

(13) Es ist Marilyn und nicht Norma, die Helge für berühmt hält.

Hier treten die Ausdrücke „Marilyn“ und „Norma“ nicht in einem dass-Satz auf, verhalten sich syntaktisch aber dennoch so wie Namen. Wenn sie allerdings Namen wären, die standardmäßig – d.h. zur Bezeichnung von Individuen – gebraucht werden, müssten sie unterschiedliche Individuen bezeichnen, ansonsten ließe sich die Wahrheit der Äußerung nicht erklären. Da „Marilyn“ und „Norma“ in ihrer Standardverwendung aber dasselbe Individuum bezeichnen, kann es sich nicht um Namen handeln, die standardmäßig verwendet werden. Sie müssen einen anderen Beitrag zu den Wahrheitsbedingungen von (13) leisten.

Weitere, ebenfalls indirekte Hinweise dafür, dass „Marilyn“ und „Norma“ in meiner Äußerung von (10) tatsächlich Namen sind, die aber nicht standardmäßig verwendet werden, erhalten wir, wenn wir uns anschauen, wie die Ausdrücke mit anderen gegenstandsbezogenen Wendungen wie Quantoren, Anaphora, Identifikations- oder Zählausdrücken syntaktisch und semantisch interagieren. So ist es nicht ungewöhnlich, wenngleich man vielleicht theoretische Vorbehalte dagegen haben mag, in Zuschreibungskontexte hineinzuquantifizieren:

(14.1) Es gibt (mindestens) eine Person, die von Helge für berühmter gehalten wird als Norma, nämlich Marilyn.

Der Quantor in (14.1) scheint ein objektualer zu sein, denn offenbar wird hier über Dinge bzw. Personen quantifiziert, ebenso wie es Personen sind, die in (14.2) und (14.3) gezählt bzw. unterschieden und

verbal wieder aufgegriffen werden:

(14.2) Marilyn und Norma sind zwei Personen unter hunderten, die Helge zu seinem Bekanntschaftskreis zählt.

(14.3) Die Person, die Helge für berühmt hält, nämlich Marilyn, ist nicht dieselbe, mit der er zusammen sein wollte; letztere ist Norma.

Es wäre verwunderlich, wenn all die in (14) neben „Marilyn“ und „Norma“ eingesetzten gegenstandsbezogenen Wendungen tatsächlich nur syntaktische Doppelgänger solcher Wendungen wären, doch genau das müssten wir annehmen, wenn wir „Marilyn“ und „Norma“ den Status von Eigennamen absprechen wollten. Wenn es sich dabei aber um Eigennamen handelt, dann erfüllen sie in all diesen Formulierungen, ähnlich wie in (10), nicht ihre semantische Standardfunktion, sondern dienen in ihrer Eigenschaft als Namen dazu, Überzeugungen bzw. Gedanken zu klassifizieren – ansonsten ließe sich nicht erklären, wie die Äußerungen wahr sein können.

Die Fülle an verwandten möglichen Beispielen legt nahe, dass es sich bei der Formulierung in (10) nicht um einen Einzelfall handelt, sondern dass der nicht-standardgemäße semantische Gebrauch der Bezeichnungen systematisch ist. Die Art, wie wir Gedanken mittels solcher Bezeichnungen klassifizieren, scheint mehr oder weniger geregelt zu sein. Damit ist nicht gesagt, dass die Regeln sich automatisch aus den Beispielen ergeben. Doch die Beispiele sprechen für eine einheitliche, systematische Behandlung bzw. Deutung. Eine mögliche und verhältnismäßig attraktive Deutung beruht, wie wir gesehen haben, auf den Mechanismen des semantischen Scheins.

Einen Großteil ihrer Attraktivität und Plausibilität verdankt diese Deutung den besonderen psychologischen und epistemischen Umständen, die bei den Äußerungen von (10), (13) und (14) vorausgesetzt werden. Die betrachtete Situation ist gekennzeichnet durch die Diskrepanz zwischen den kognitiven Perspektiven des

Zuschreibungssubjekts und des Zuschreibenden, die entsteht, weil das Zuschreibungssubjekt sich einerseits über die Identität eines Individuums täuscht und der Zuschreibende andererseits über den Irrtum des Subjekts bescheid weiß. Diese perspektivische Diskrepanz liefert ein psychologisches Motiv für die Annahme des semantischen Scheins, um den abweichenden Gebrauch der Ausdrücke und das Missverhältnis zwischen wörtlicher semantischer Funktion und Wahrheitsbedingungen in (10) zu erklären: das, was mit der Formulierung aufgrund des wörtlichen Verständnisses zum Schein behauptet wird, entspricht der kognitiven Perspektive des Zuschreibungssubjekts; die Wahrheitsbedingungen der Behauptung hingegen, die mit Hilfe der Scheinbehauptung tatsächlich aufgestellt wird, entsprechen der Perspektive des Zuschreibenden. Die semantische Zweischichtigkeit ermöglicht es, beide Perspektiven zu berücksichtigen.

Wenn der abweichende Einsatz von Bezeichnungen und gegenstandsbezogenen Wendungen allerdings systematisch ist, geht er unter Umständen über die bisher betrachteten epistemischen Ausnahmefälle hinaus. Diese Fälle eignen sich, um den Interpretationstransfer von der fiktionalen Rede zu motivieren, weil hier eine relative epistemische und semantische Deckung zu beobachten ist. Doch das bedeutet nicht, dass sich der Interpretationsvorschlag nicht auch auf andere Fälle von Zuschreibungen ausweiten ließe. Wo immer sich eine Diskrepanz zwischen den Wahrheitsbedingungen der Zuschreibung und der wörtlichen semantischen Funktion der verwendeten Ausdrücke beobachten lässt, so die Idee, und wann immer zugeschriebene Einstellungen feiner klassifiziert werden als nach den eigentlichen Bezugsgegenständen der verwendeten Ausdrücke, da sind die Mechanismen des semantischen Scheins am Werk. Im abschließenden Kapitel wollen wir uns mit den Erfolgsaussichten dieser Hypothese befassen.

9. Überzeugungszuschreibungen (II)

9.1 Ließe sich der Vorschlag verallgemeinern?

Eine Besonderheit am Marilyn/Norma-Beispiel ist die offenkundige Gegenwart von Gegebenheitsweisen: angesichts der Umstände würde kaum jemand bestreiten, dass bei der Äußerung von (10) auf irgendeiner kommunikativen Ebene zwischen Gegebenheitsweisen unterschieden wird. Das ist außergewöhnlich, denn häufig bringen wir Zuschreibungen nicht gleich mit Gegebenheitsweisen in Verbindung. Wenn z.B. gesagt wird

(15) Franz glaubt, München sei eine wundervolle Stadt,

ist es nicht nötig, auf Gegebenheitsweisen zurückzugreifen, um Sinn aus der Äußerung zu machen und ihre Wahrheit zu erklären. Das Gesagte lässt sich ohne die Annahme von Gegebenheitsweisen problemlos nachvollziehen.

Es ist allerdings nicht klar, dass das die einzige unmarkierte Lesart von Zuschreibungen wie (15) sein muss. Unter dieser Lesart kommt es nicht darauf an, wie Franz die Stadt auffasst, die den Gegenstand seiner Überzeugung bildet; für die Wahrheit der Zuschreibung ist es vor allem wichtig, dass es sich bei der Stadt um München handelt. D.h. die Zuschreibung könnte auch dann wahr sein, wenn Franz sich z.B. erinnert, aus einem Flugzeug in 10000m Höhe einmal eine Stadt gesehen zu haben, die er zwar damals nicht als München erkannt hat, aber seither für eine der wundervollsten Städte der Welt hält. Falls uns dies für die Wahrheit der Zuschreibung aber nicht genügt, ist das ein Indiz dafür, dass wir die Zuschreibung anders verstehen. In dem Fall begnügen wir uns nicht damit, dass Franz irgendeine Auffassung von München besitzt, sondern knüpfen Bedingungen daran, wie Franz die Stadt repräsentiert, und diese spielen

bei unserer semantischen Bewertung der Zuschreibung eine Rolle. Mit anderen Worten, wir verstehen die Zuschreibung nicht *de re*, sondern *de dicto* und unterstellen, dass sie Franz' Überzeugung nicht nur nach dem Objekt klassifiziert, das Gegenstand der Überzeugung ist, sondern feiner, nämlich nach der Art und Weise, wie dieses Objekt Franz gegeben ist. In dieser Hinsicht ist die Zuschreibung von jener, die ich mit (10) vorgenommen habe, also überhaupt nicht weit entfernt. Was spräche nun dagegen, die Zuschreibung auf ähnliche Weise zu deuten wie meine Äußerung von (10) zuvor? Oder vielmehr: Was spräche dagegen, die für (10) angebotene Art von Deutung insgesamt auf Zuschreibungen *de dicto* auszuweiten? Im diesem letzten Kapitel wollen wir noch einen flüchtigen, explorativen Blick auf die Konturen dieses Verallgemeinerungsversuchs werfen.

9.2 Scheinbehauptungen und Zuschreibungen *de dicto*

Dem Vorschlag zufolge sind Zuschreibungen wie (15) unter ihrer *de dicto*-Lesart semantisch prinzipiell gleich zu behandeln wie meine Äußerung von (10). Demnach bezieht sich der Sprecher mit „München“ bei seiner Äußerung von (15) nicht wirklich auf die Stadt München, sondern er gibt nur vor, dies zu tun. Und er behauptet auch nicht über diese Stadt, dass Franz sie für wundervoll hält, sondern er gibt nur vor, dies zu behaupten. Doch indem er dies vorgibt, stellt er eine Behauptung über Franz und seinen doxastischen Zustand auf, die tatsächlich wahr ist genau dann, wenn gilt:

(15a) Franz ist der Überzeugung: <München> ist eine wundervolle Stadt.

D.h. die Wahrheit von (15) unter der *de dicto*-Lesart hängt davon ab, dass Franz sich in einem doxastischen Zustand befindet, der eine München-Gegebenheitsweise involviert und in dem sich ihm das in der

München-Weise Gegebene als eine wundervolle Stadt darbietet. Die semantischen Mechanismen und Verhältnisse sind also grundsätzlich dieselben wie zuvor bei meiner Äußerung von (10), allein die inhaltlichen Einzelheiten weichen voneinander ab.

Doch es sind nicht nur die inhaltlichen Details, die die beiden Fälle voneinander unterscheiden, sondern vor allem eben auch die psychologischen und epistemischen Begleitumstände. Eines der Hauptmotive für die Interpretation im Falle meiner Äußerung von (10) bestand ja gerade in den besonderen epistemischen Voraussetzungen, auf denen die Zuschreibung beruhte, und im Falle von (15) ist nichts Vergleichbares gegeben. Zwischen den kognitiven Perspektiven von Zuschreiber und Zuschreibungssubjekt liegt hier keine Diskrepanz vor, und das, was dem Subjekt zugeschrieben wird, erscheint keineswegs ungereimt. Wie also wäre die Anwendung der Interpretation auf Fälle wie (15) zu motivieren? Weshalb sollte der semantische Schein hier am Werke sein?

Den Ausgangspunkt für die erweiterte Anwendung bildet die Beobachtung, dass für Zuschreibungen wie (15) zwei mögliche Lesarten zur Auswahl stehen: eine *de re*- und eine *de dicto*-Lesart. Die Frage, welche dieser Lesarten zutrifft, lässt sich im Grunde bei jeder Zuschreibung stellen (was nicht unbedingt bedeuten muss, dass alle Zuschreibungen intrinsisch zweideutig und stets beide Lesarten zugelassen sind).¹⁰⁰ Als Standardtest dafür gilt die Substituierbarkeit bezugsgleicher Ausdrücke *salva veritate*. Wenn bezugsgleiche Ausdrücke im Kontext einer Zuschreibung ohne Veränderung des Wahrheitswerts gegeneinander austauschbar sind, so die Annahme, handelt es sich um eine Zuschreibung *de re*, andernfalls um eine Zuschreibung *de dicto*. Wenn z.B. die Zuschreibung

¹⁰⁰ Einige Autoren halten die *de re/de dicto*-Unterscheidung zwischen Zuschreibungen, zumindest so, wie sie herkömmlich ausgeführt wird, für fehlgeleitet (siehe z.B. Stich 1983 oder Richard 1990) oder hegen Zweifel daran, dass es genuine bzw. reine Zuschreibungen *de re* gibt (siehe z.B. Crimmins 1995 oder 1997).

(16) Franz glaubt, Reinholds Geburtsort sei eine wundervolle Stadt,

die sich aus (15) nach Ersetzung von „München“ durch den bezugsgleichen Ausdruck „Reinholds Geburtsort“ ergibt, wahr ist, und zwar obwohl Franz Reinhold weder kennt noch weiß, wo er geboren wurde, dann ist (15) dem Substitutivitätstest zufolge als Zuschreibung *de re* zu betrachten, denn es macht deutlich, dass Franz' Repräsentation der Stadt München bei der Zuschreibung keine Rolle spielen kann und dass es einfach darum geht, die Stadt zu benennen, die Franz repräsentiert – alle Ausdrücke, die diese Stadt herausgreifen, sind dafür geeignet, einer ist so gut wie jeder andere. Wird die Zuschreibung nach der Ersetzung hingegen falsch, kann es bei der Bewertung der Zuschreibung nicht einfach auf die repräsentierte Stadt ankommen, da sie ja beim Austausch der bezugsgleichen Ausdrücke dieselbe bleibt. Was mit dem Austausch der bezugsgleichen Ausdrücke aber zu variieren scheint, ist die Art und Weise, wie die Stadt repräsentiert wird. Das jedenfalls ist die Idee, durch die sich der Substitutionstest begründen lässt. Bei Zuschreibungen *de dicto* liefert die Wahl der Ausdrücke Hinweise darauf, wie das Zuschreibungssubjekt den repräsentierten Gegenstand repräsentiert, und dies fällt bei der semantischen Bewertung der Zuschreibungen ins Gewicht. Denn die durch den Austausch der bezugsgleichen Ausdrücke eintretende Veränderung im Wahrheitswert von (15) ließe sich durch die Variation der einschlägigen Gegebenheitsweisen plausibel erklären.

Falls (15) nun tatsächlich *de dicto* zu deuten ist, besteht eine Kluft zwischen der sich aus der wörtlichen semantischen Funktion der verwendeten Ausdrücke unmittelbar ergebenden Bewertung und den Wahrheitsbedingungen der Äußerung, wie sie ja schon oben im Falle von (10) zu beobachten war. Ebenso wie dort scheint sich auch hier der Wahrheitswert der Zuschreibung nicht auf herkömmliche Weise aus den wörtlichen semantischen Beiträgen der Zuschreibungsglieder herzuleiten, ansonsten käme es zu keiner Variation im Wahrheitswert

zwischen (15) und (16). Von diesem Standpunkt betrachtet wirkt es so, als bestünde der einzige prinzipielle Unterschied zwischen den Zuschreibungen (10) und (15) darin, dass die *de dicto*-Lesart dort auf der Hand liegt und Gegebenheitsweisen sich bei der Deutung geradezu aufdrängen, während hier nicht sofort klar ist, welche Lesart zutrifft, und Gegebenheitsweisen, wenn überhaupt, erst auf den zweiten Blick bemerkbar werden. Doch das ist unerheblich. Es braucht nicht immer offensichtlich zu sein, dass eine Zuschreibung *de dicto* zu deuten ist, noch ist es unbedingt nötig, im konkreten Falle von (15) auf dieser Lesart zu bestehen. Worauf es ankommt, ist das Zugeständnis, dass Zuschreibungen auch in gewöhnlichen, epistemisch nicht sonderlich auffälligen Situationen natürliche *de dicto*-Lesarten haben können und dass die angesprochene semantische Diskrepanz dort auftritt.

Die Betrachtung des Unterschieds zwischen Zuschreibungen *de re* und *de dicto* sowie der interpretativen Diskrepanz, die sich in *de dicto*-Fällen ergibt, liefert also ein Motiv, das rein semantischer Natur ist und den gegenwärtigen Vorschlag für sich schon attraktiv erscheinen lassen kann. Der Vorschlag verspricht eine Auflösung der Spannungen zwischen der semantischen Bewertung, die die wörtliche Deutung der Zuschreibungsglieder einerseits nahe legt, und den Wahrheitsbedingungen, die der Zuschreibung andererseits tatsächlich zugeordnet werden. Solche Spannungen treten auf, weil die zugeschriebenen Zustände nach Gegebenheitsweisen klassifiziert werden, allerdings in einer Sprache, die eigentlich für die Rede über Alltagsgegenstände vorgesehen ist. In Ausnahmefällen wie meiner Äußerung von (10) sind die Spannungen augenfällig, dort werden die besonderen semantischen Verhältnisse durch die speziellen epistemischen Umstände in den Vordergrund gerückt. Bei der Mehrzahl solcher Zuschreibungen hingegen, wo es keine psychologischen und epistemischen Ungereimtheiten gibt und eine konventionelle, wörtliche Interpretation zunächst keinerlei Probleme bereiten würde, werden die semantischen Spannungen erst nach einiger Reflexion über die Wahrheitsbedingungen sichtbar. In beiden Arten von Fällen sind die

epistemischen Voraussetzungen nicht wirklich ausschlaggebend. Was zählt, ist der semantische Eindruck, dass auf gewöhnliche Gegenstände und nicht auf Gegebenheitsweisen Bezug genommen wird, und die Mechanismen des semantischen Scheins erklären, weshalb dies so ist.

Der gegenwärtige Vorschlag begründet die Unterscheidung zwischen Zuschreibungen *de re* und *de dicto* in einer Weise, die syntaktisch neutral ist. Häufig wird angenommen, die Unterscheidung hätte mit der syntaktischen Stellung der gegenstandsbezogenen Ausdrücke in den Zuschreibungen zu tun. Dabei gilt die Substituierbarkeit bezugsgleicher Ausdrücke zwar weiterhin als Test für die Unterscheidung, nur wird der Zusammenhang anders erklärt. Demnach lassen sich bezugsgleiche Ausdrücke in Zuschreibungen ohne Wahrheitswertveränderung für einander einsetzen, wenn (und weil) sie außerhalb des Skopus des Einstellungsverbs auftreten. Im Skopus des Einstellungsverbs dagegen ist kein solcher Austausch möglich. Wird die Bezeichnung „München“ in (15) z.B. aus dem Skopus des Einstellungsverbs exportiert, wie in

- (17) München ist dergestalt, dass Franz glaubt, es sei eine wundervolle Stadt,

dann lässt sie sich ohne Wahrheitswertveränderung durch „Reinholds Geburtsort“ ersetzen. Bleibt die Bezeichnung jedoch im Skopus des Einstellungsverbs wie in (15) stehen, kann die Ersetzung durch bezugsgleiche Ausdrücke zu Veränderungen im Wahrheitswert führen. In beiden Fällen aber wird die zugeschriebene Einstellung nach Gegebenheitsweisen klassifiziert, nur bleibt die Zuschreibung im ersteren Fall weniger spezifisch als im letzteren. So lassen sich Zweifel über die beabsichtigte Lesart auch umgangssprachlich bereinigen, indem einfach auf die Stellung der gegenstandsbezogenen Ausdrücke zum Einstellungsverb geachtet wird.

Dass diese syntaktische Erklärung aber nicht zutreffen kann, lässt sich bereits aus den zuvor betrachteten Formulierungen in (13) und (14)

erahnen. Dort haben die bezugsgleichen Namen „Marilyn“ und „Norma“ jeweils weiten Skopus gegenüber dem Einstellungsverb, was nach dem eben Gesagten darauf hindeutet, dass es sich um Zuschreibungen *de re* handelt. Der Substitutionstest stützt jedoch die *de dicto*-Lesart, denn tauscht man die beiden Namen in den Beispielen gegeneinander aus, verändert sich offensichtlich der Wahrheitswert der Äußerungen. Noch deutlicher wird der Punkt vielleicht, wenn man versucht, meine Äußerung von (10) in das Format von (17) zu bringen und die Namen „Marilyn“ und „Norma“ aus dem Skopus des Einstellungsverbs zu exportieren:

- (18) Marilyn und Norma sind dergestalt, dass Helge die eine für berühmter hält als die andere.

Die Formulierung mag zwar umständlich und eigentümlich erscheinen, aber sie ist nicht falsch. Tauscht man „Marilyn“ und „Norma“ jedoch gegeneinander aus, wird sie falsch, und zwar obwohl die Namen sich außerhalb des Skopus des Einstellungsverbs befinden. Dies zeigt, dass Skopus und Substituierbarkeit nicht in der Weise miteinander zusammenhängen, wie es die syntaktische Erklärung nahe legt. Wenn die Substituierbarkeit bezugsgleicher Ausdrücke tatsächlich ein zuverlässiger Test für die *de re/de dicto*-Unterscheidung sein soll, kann die Unterscheidung nicht auf Skopusunterschiede zurückgeführt werden. Die Ansicht, dass die *de re/de dicto*-Unterscheidung von solchen Skopusunterschieden abhängt, beruht vermutlich auf der Annahme, dass die Frage, ob es sich um eine Zuschreibung *de re* oder *de dicto* handelt, durch die logische Oberflächengrammatik der Äußerung geregelt sein muss. Die Verfügbarkeit einer Erklärung auf der Basis des semantischen Scheins macht nicht nur deutlich, dass auf diese Annahme verzichtet werden kann; es zeichnet sich zudem eben auch eine plausiblere und angemessenere Alternative ab.

9.3 Was für den Vorschlag sprechen könnte

Die Glaubwürdigkeit des Vorschlags hängt entscheidend von der psychologischen Unverfänglichkeit von Scheinbezugnahmen und Scheinbehauptungen ab. Zwar ist es alles andere als abwegig anzunehmen, dass Zuschreibungen an gewisse Vorstellungen geknüpft sein können – wir machen uns häufig ein Bild davon, was Andere denken, indem wir versuchen, uns in ihre Lage zu versetzen und die Dinge aus ihrer Sicht zu betrachten, sodass es nicht überraschen würde, wenn sich dies irgendwie auch in den resultierenden Einstellungszuschreibungen niederschläge.¹⁰¹ Aber der gegenwärtige Vorschlag setzt solch einen Zusammenhang nicht unbedingt voraus. Wenn wir Anderen Überzeugungen (*de dicto*) zuschreiben, geben wir zwar vor, etwas Bestimmtes zu sagen, und sprechen in einer Weise, die ihre Perspektive reflektiert. Doch das ist nicht dasselbe wie sich in die Lage eines Anderen hineinzusetzen oder sich ein mögliches Szenario vorzustellen. Der vorgebliche Akt, um den es hier geht, ist verbaler Natur und braucht nicht psychologisch aufgeladen zu sein. Zum Schein auf etwas Bezug zu nehmen oder etwas zu behaupten ist nicht mehr als auf eine bestimmte Art zu sprechen und Ausdrücke in bestimmter Weise zu gebrauchen. Wir machen uns eine Form der Klassifikation von Zuständen – nämlich die nach Gegenständen – zunutze, um eine andere Form der Klassifikation von Zuständen – nämlich die nach Gegebenheitsweisen – durchzuführen. Wir sprechen dann so, als unterhielten wir uns über eine Einstellung zu einem bestimmten Gegenstand (München), um tatsächlich etwas über eine Einstellung zu sagen, die eine bestimmte Art von Gegebenheitsweisen (eine München-Gegebenheitsweise) involviert. Diese Art zu sprechen erfordert keinerlei imaginative Extraarbeit und erscheint uns so natürlich, dass wir sie spontan anwenden und uns dessen nur selten bewusst sind. Die Frage,

¹⁰¹ Dies wurde weiter oben in 8.1 und 8.2 bereits angesprochen. Zu einschlägiger Literatur, siehe die Anmm. 80 und 82.

die sich dabei stellt, ist, weshalb das so sein sollte. Warum erscheint uns das vorgebliche Sprechen über gewöhnliche Dinge so natürlich, wo es uns doch eigentlich um Gegebenheitsweisen geht? Und warum sind wir uns über dieses Vorgehen oft selbst gar nicht im Klaren?

Einer der Gründe, weshalb wir manchmal Scheinbezugnahmen und Scheinbehauptungen bemühen, ist sicherlich ein ökonomischer: es kommt uns einfach gelegen, auf die bereits verfügbare, vertraute Rede über Gegenstände zurückzugreifen, um uns die aufwändigere explizite Rede über Gegebenheitsweisen zu ersparen; dieses Verfahren haben wir verinnerlicht und daher fällt es uns nicht mehr auf. Ein anderer, interessanterer Grund könnte jedoch mit den Eigenheiten des Zugriffs, den wir auf unsere eigenen Zustände haben, zusammenhängen. Angenommen, Franz und Helge schrieben sich die Überzeugungen, die ihnen mit (15) bzw. (10) zugeschrieben werden, jeweils selbst in folgender Form zu:

(15*) Ich glaube, dass München unter meiner München-Gegebenheitsweise eine wundervolle Stadt ist.

(10*) Ich glaube, dass Marilyn unter meiner Marilyn-Gegebenheitsweise berühmter ist als Norma unter meiner Norma-Gegebenheitsweise.

Es ist nicht nur die Umständlichkeit und begriffliche Eigentümlichkeit, die bei diesen Formulierungen irritiert. Die Selbstzuschreibung der Gegebenheitsweisen erscheint deshalb so absurd und überflüssig, weil die Gegebenheitsweisen beim Zuschreiben gewissermaßen schon gegenwärtig sind: sie sind ja das Mittel, wodurch der Zuschreibende die gegebenen Objekte repräsentiert. Wenn man Anlass hat, sich selbst eine Überzeugung über etwas oder jemanden *de dicto* zuzuschreiben, dann ist einem in der Regel dieses Etwas oder dieser Jemand beim Zuschreiben eben in der Weise gegeben, die man sich eigentlich dabei auch zuschreiben müsste. Deshalb, und vermutlich weil Unterschiede

zwischen Gegebenheitsweisen sich in der Perspektive der ersten Person grundsätzlich als Unterschiede zwischen Objekten darbieten, erscheint es hier so abwegig, neben Objekten auch noch über Gegebenheitsweisen zu sprechen: im eigenen Fall werden die Zustände durch die Rede von Objekten automatisch auch nach Gegebenheitsweisen klassifiziert. Insofern stellt die Strategie, sich über Gegenstände zu unterhalten, wenn es eigentlich um Gegebenheitsweisen geht, hier eine willkommene und ganz natürliche Vereinfachung dar, die bereits verfügbare sprachliche Ressourcen elegant und effizient nutzt.

Die Vertrautheit mit der Strategie bei Selbstzuschreibungen macht sie auch für Fremdzuschreibungen attraktiv. Die Anwendung erfordert keinen Zusatzaufwand und stößt auf breites und spontanes Verständnis, da jedermann aus der ersten Person heraus bereits damit vertraut ist. Der einzige Unterschied besteht darin, dass dabei nicht von den eigenen Gegebenheitsweisen gesprochen wird, sondern von den Gegebenheitsweisen Anderer, aber das geht ja schon aus der Benennung des Zuschreibungssubjekts hervor. Die Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit der Anwendung im eigenen Fall überträgt sich dann auch auf die Anwendung bei dritt-personalen Zuschreibungen.¹⁰²

Einer der Vorteile des gegenwärtigen Vorschlags gegenüber der im vorigen Kapitel vertretenen eingeschränkten Version läge offenbar in einer einheitlicheren und systematischeren semantischen Behandlung von Zuschreibungen. Beispiele wie (10) erschienen so nicht mehr als semantische Exoten, sie wären lediglich einige Instanzen unter vielen. Zudem treffen *de dicto*-Lesarten nicht nur bei Überzeugungszuschreibungen zu, sondern bei Zuschreibungen mentaler

¹⁰² Die Übertragung erscheint noch offensichtlicher, wenn man, wie Vertreter der Simulationstheorie, davon ausgeht, dass Fremdzuschreibungen im Grunde verkappte oder simulierte Selbstzuschreibungen sind (vgl. die vorangegangene Anm.). Crimmins (1997, 25) bietet eine alternative Erklärung an. Er vermutet, dass der Übergang von der ersten zur dritten Person deshalb so unproblematisch erscheinen könnte, weil wir, wenn wir uns vergegenwärtigen, worauf sich die Einstellung des Zuschreibungssubjekts bezieht, dieselben Gegebenheitsweisen bemühen wie das Zuschreibungssubjekt selbst. Doch Crimmins räumt ein, dass dies vielleicht nicht unbedingt der typische Fall sein muss.

Zustände unterschiedlichster Form: wir schreiben uns gegenseitig Wünsche, Hoffnungen, Einsichten, ja sogar Wahrnehmungen¹⁰³ *de dicto* zu, und all diese Fälle würden dem gegenwärtigen Vorschlag zufolge nach demselben Muster interpretiert. Die Möglichkeit von Marilyn/Norma-Fällen außerhalb von Zuschreibungskontexten legt sogar nahe, dass der semantische Schein in der Umgangssprache eine noch größere Rolle spielt. Wenn ich etwa sage,

(19) Marilyn trat in der Öffentlichkeit häufiger auf als Norma,

scheinen ähnliche semantische Mechanismen am Werke zu sein wie bei den Beispielen (10), (13) oder (14), obwohl hier kein mentaler Zustand zugeschrieben wird. Ich bin mir der Identität von Marilyn und Norma sehr wohl bewusst, und dennoch stelle ich mit der Äußerung von (19) eine Behauptung auf, die durchaus als wahr gewertet werden kann. Solche Fälle deuten darauf hin, dass der semantische Schein möglicherweise eine breitere und systematischere Anwendung findet als zunächst angenommen, was die Verallgemeinerung, die mit dem gegenwärtigen Vorschlag vorgenommen wird, indirekt stützen würde.

Auch die oben im Zusammenhang mit (10) beobachteten Vorzüge des Interpretationsvorschlags gegenüber russellianischen und fregeanischen Alternativen gewannen bei breiterer Anwendung an Gewicht. Russellianer haben Schwierigkeiten, die individuelle Perspektive des Zuschreibungssubjekts semantisch zu erfassen, da sie sich vornehmlich auf den Gegenstand konzentrieren, auf den sich die Einstellung des Zuschreibungssubjekts jeweils bezieht. Dies äußert sich in der Zuweisung unplausibler Wahrheitsbedingungen, insbesondere dort, wo das Zuschreibungssubjekt einen Bezugsgegenstand fehlidentifiziert oder wo es überhaupt keinen solchen Gegenstand gibt. Fregeaner hingegen betrachten Gegebenheitsweisen anstelle von

¹⁰³ Die Behauptung, dass Wahrnehmungen *de dicto* zugeschrieben werden können, mag theoretisch kontrovers erscheinen. In der Umgangssprache sind Formulierungen wie „Helge sah Marilyn häufiger im Fernsehen als Norma“ jedoch keineswegs unüblich.

herkömmlichen Objekten als Bezugsgegenstände und gelangen so zu einer differenzierteren Konzeption von Wahrheitsbedingungen. Allerdings haben sie dann Mühe zu erklären, wie die herkömmlichen Bezugsgegenstände semantisch relevant sein können. Der gegenwärtige Vorschlag bildet eine Art russellianische und fregeanische Synthese, die diese Probleme vermeidet: eine russellianische Konzeption des Gegenstandsbezugs wird mit fregeanischen Wahrheitsbedingungen kombiniert und dies hebt die Spannungen, die die beiden Alternativen für sich genommen belasten, weitläufig auf.

Es wäre möglich, hier weitere Vorzüge und Nachteile aufzuzählen. Allerdings würde das zu weit führen. Der Zweck dieses letzten Kapitels ist es nicht, eine vollständige Verteidigung oder kritische Diskussion des Vorschlags vorzunehmen. Es soll lediglich skizzenhaft angedeutet werden, wie sich der vorgeschlagene Verallgemeinerungsversuch gestalten würde. Ein abschließender Blick auf einige kontrovers diskutierte Beispiele und die Art und Weise, wie der Vorschlag damit umgehen könnte, soll der abstrakten Skizze noch etwas konkretere Züge verleihen.

9.4 Anwendungen

Wir haben gesehen, welche Interpretation der Vorschlag für Fälle wie (10) anbietet, in denen das Zuschreibungssubjekt ein Ding für zwei verschiedene hält. Solche Fälle gelten als klassisches Motiv für fregeanische Wahrheitsbedingungen und begünstigen Interpretationen wie die vorgeschlagene. Es gibt allerdings auch den umgekehrten Fall, in dem das Zuschreibungssubjekt Unterschiedliches für dasselbe hält. In solchen Fällen scheint sich die semantische Bewertung der Zuschreibungen über Gegebenheitsweisen alleine manchmal nicht erklären zu lassen, es kommt vor allem auf die gegebenen Bezugsobjekte an. Die angebotenen fregeanischen Wahrheitsbedingungen können dies offenbar nicht erfassen.

Betrachten wir z.B. Alfred, der den Ausdruck „Arthritis“ missversteht und ihn nicht nur auf Gelenkentzündungen, sondern auch auf Erkrankungen der Glieder anwendet und Entsprechendes denkt.¹⁰⁴ D.h. er hält verschiedene Arten von Erkrankungen für ein und dieselbe Erkrankung. Wenn wir also sagen

(20) Alfred glaubt, dass Arthritis (auch) eine Erkrankung der Glieder ist,

nehmen wir eine wahre Zuschreibung vor, wenngleich die Überzeugung, die wir Alfred zuschreiben, natürlich falsch ist. Stellen wir uns nun aber vor, Alfred wäre immer schon Mitglied einer Sprachgemeinschaft gewesen, in der sein aktueller Gebrauch des Ausdrucks korrekt ist und seine daran geknüpften Überzeugungen wahr sind – d.h. „Arthritis“ bezeichnet dann eine andere Art von Erkrankung und mit der Behauptung „Arthritis ist eine Erkrankung der Glieder“ wird dort normalerweise eine Überzeugung ausgedrückt, die den Tatsachen entspricht. Die Zuschreibung, die wir mit der Äußerung von (20) vornehmen, kann unter diesen Umständen nicht mehr richtig sein, denn die Überzeugung, die Alfred damit zugeschrieben wird, ist falsch (Arthritis ist definitionsgemäß nur eine Gelenkentzündung), während das, was Alfred unter den vorgestellten Umständen glaubt, der Wahrheit entspricht. Hinge die Wahrheit der Zuschreibung allein von der Art und Weise ab, in der Alfred die Erkrankung jeweils gegeben ist, wie der gegenwärtig betrachtete Interpretationsvorschlag es ja verlangt, ließe sich die Veränderung im Wahrheitswert der Zuschreibung nicht erklären, da die Gegebenheitsweise bei Alfred beide Male dieselbe ist. Was mit dem Wahrheitswert der Zuschreibung variiert, ist nicht die

¹⁰⁴ Burge (1979) verwendete das Beispiel ursprünglich in erster Linie dafür, um gegen individualistische Konzeptionen intentionaler Inhalte zu argumentieren. Im gegenwärtigen Zusammenhang geht es jedoch weniger um die Frage, ob intentionale Inhalte individualistisch oder externalistisch zu individuieren sind. Die vorliegende Adaption des Beispiels ist auf bestimmte Deutungen von Zuschreibungen zugeschnitten.

Gegebenheitsweise, sondern die Erkrankung, für die „Arthritis“ in den beiden Sprachgemeinschaften jeweils steht, doch diese findet offenbar keinen Eingang in die vorgeschlagenen fregeanischen Wahrheitsbedingungen. Solche Fälle deuten darauf hin, dass der Vorschlag die eigentlichen Bezugsobjekte der verwendeten Ausdrücke nicht gebührend einbezieht.

Es wäre allerdings verkehrt, das eigentliche Bezugsobjekt semantisch einbeziehen zu wollen, indem man die Äußerung von (20) einfach als Zuschreibung *de re* behandelt. Denn (20) ist als Zuschreibung *de dicto* intendiert und erfährt eine Veränderung im Wahrheitswert, wenn „Arthritis“ darin durch einen beliebigen bezugsgleichen Ausdruck wie „Reinholds lästigstes Leiden“ ersetzt wird. Eine Pointe des Beispiels besteht gerade darin, dass wir solche Zuschreibungen auch dann vornehmen, wenn das Subjekt den Inhalt der zugeschriebenen Einstellung nur partiell oder nicht richtig erfasst hat. Alfred mag die Erkrankung, die Gegenstand seiner Überzeugung ist, fehlerhaft konzipiert haben, aber das hindert uns nicht daran, die Überzeugungszuschreibung *de dicto* zu deuten.¹⁰⁵

Anders als angenommen, ist der betrachtete Vorschlag jedoch keineswegs auf die Annahme verpflichtet, dass Alfreds Überzeugungen in den beiden Situationen dieselbe (Art von) Gegebenheitsweise involvieren müssen. Wir erinnern uns, Gegebenheitsweisen müssen nicht darüber definiert sein, was kompetente Sprecher psychologisch miteinander verbindet (vgl. Abschnitt 8.3). Welche Gegebenheitsweisen in die Wahrheitsbedingungen von Zuschreibungen eingehen, braucht entsprechend auch nicht unbedingt von kognitiven Unterschieden bzw. Gemeinsamkeiten der Zuschreibungssubjekte abzuhängen. Ein möglicher Ausweg für den Vorschlag bestünde darin, von objektabhängigen Gegebenheitsweisen auszugehen, ähnlich wie dies weiter oben (Abschnitt 8.5) schon zur Diskussion stand. Wenn die Gegebenheitsweise der Erkrankung, die dem Vorschlag zufolge in den Wahrheitsbedingungen von (20) auftritt, objektabhängig und wesentlich

¹⁰⁵ Dies ist ein zentraler Punkt der ursprünglichen Argumentation in Burge 1979.

an die Gelenkerkrankung Arthritis geknüpft ist, dann lässt sich erklären, weshalb die Zuschreibung unter den vorgestellten Umständen falsch wäre. Unter jenen Umständen sind die Wahrheitsbedingungen der Zuschreibung nämlich nicht erfüllt, weil es dort nicht die Gelenkerkrankung Arthritis ist, die den Gegenstand von Alfreds Überzeugung bildet, sondern eine andere, allgemeinere, die auch Gliedererkrankungen umfasst. Entsprechend kann die Art und Weise, wie Alfred die dortige Erkrankung gegeben ist, bei aller psychologischer Ähnlichkeit, keine Gegebenheitsweise der Gelenkerkrankung Arthritis sein, denn streng genommen gibt es diese spezifische Art von Erkrankung unter jenen Umständen überhaupt nicht.

Im Grunde ist aber die Annahme objektabhängiger Gegebenheitsweisen für die Erklärung solcher Fälle überhaupt nicht erforderlich. Dies wird deutlich, wenn wir uns überlegen, wie wir eine Zuschreibung formulieren würden, die auf Alfred unter den vorgestellten Umständen zutrifft. Um Alfred die wahre Überzeugung, die er unter diesen Umständen hätte, wahrheitsgetreu zuzuschreiben, würden wir uns nicht des Ausdrucks „Arthritis“ bedienen. Da dieser in unserer Sprachgemeinschaft bereits anders belegt ist, müssten wir stattdessen auf eine Umschreibung oder eine alternative Bezeichnung, sagen wir „Smarthritis“, zurückgreifen. Dem Vorschlag zufolge geben wir mit dem alternativen Ausdruck aber vor, uns auf etwas zu beziehen, das sich davon, was wir in (20) mit „Arthritis“ vorgeben zu bezeichnen, unterscheidet, und verweisen so tatsächlich auch auf eine andere (Art von) Gegebenheitsweise. Während wir mit (20) also etwas behaupten, das wahr ist genau dann, wenn gilt

(20a) Alfred ist der Überzeugung: <Arthritis> ist eine Erkrankung der Glieder,

trifft die alternative Zuschreibung zu, wenn gilt

(20b) Alfred ist der Überzeugung: <Smarthritis> ist eine

Erkrankung der Glieder.

Obwohl sich die beiden zugeschriebenen Überzeugungen kognitiv ähneln, klassifizieren wir sie unterschiedlich, und das schlägt sich in unterschiedlichen Gegebenheitsweisen in den Wahrheitsbedingungen der Zuschreibungen nieder. Ob die Gegebenheitsweisen damit auch wesentlich objektabhängig sein müssen, bleibt dahingestellt.

Andere Komplikationen für Interpretationen wie die hier erwogene entstehen durch iterierte oder geschachtelte Zuschreibungen wie

(21) Reinhold glaubt, dass Franz München für wundervoll hält.

Wir wollen annehmen, dass hier einem Subjekt eine Überzeugung über die Überzeugung eines anderen Subjekts *de dicto* zugeschrieben wird. Wenn die eingebettete Zuschreibung ihrerseits eine Zuschreibung *de re* ist (nennen wir dies die „gemischte Lesart“), dürften sich keine neuen grundsätzlichen Schwierigkeiten gegenüber den bislang betrachteten Zuschreibungen ergeben. In dem Fall wird bei der Äußerung von (21) mit „Franz“ und „München“ vorgeblich auf ein bestimmtes Individuum bzw. eine bestimmte Stadt Bezug genommen und Reinhold vorgeblich nachgesagt, in einer transparenten doxastischen Beziehung dazu zu stehen. Indem all dies aber vorgegeben wird, wird tatsächlich etwas behauptet, das wahr ist genau dann, wenn gilt

(21a) Reinhold ist der Überzeugung: <Franz> ist der Überzeugung: <München> ist wundervoll.

Unter dieser Lesart unterscheiden sich die Wahrheitsbedingungen von (21) der Form nach nicht von jenen von (10), was deutlicher wird, wenn wir (21a) folgendermaßen umformulieren

(21b) Reinhold ist der Überzeugung: <München> wird für

wundervoll gehalten von <Franz>.

Demnach ist die Zuschreibung also wahr, wenn Reinholds Überzeugung eine Franz- und eine München-Gegebenheitsweise involviert und der in der München-Weise gegebenen Stadt die Eigenschaft attribuiert, vom in der Franz-Weise gegebenen Individuum für wundervoll gehalten zu werden. Der substantielle Unterschied gegenüber (10a) liegt darin, dass es sich hier tatsächlich um Gegebenheitsweisen unterschiedlicher Objekte handelt, während die Gegebenheitsweisen dort vom selben Gegenstand rühren, aber dieser Unterschied ist in den Wahrheitsbedingungen selbst nicht repräsentiert.

Die Lage wird jedoch komplizierter, wenn die eingebettete Zuschreibung in (21) ebenfalls als Zuschreibung *de dicto* verstanden wird (nennen wir dies die „reine *de dicto*-Lesart“).¹⁰⁶ Die Frage ist nicht nur, wie sich die Wahrheitsbedingungen dadurch gegenüber (21b) verändern, sondern auch, welche Auswirkungen dies im Blick auf die Scheinbehauptung hat, die mit der Äußerung aufgestellt wird, falls es Auswirkungen hat.

Wenn die eingebettete Zuschreibung in (21) *de dicto* zu verstehen ist, hängt ihre Wahrheit davon ab, dass der Zustand, der Franz dabei zugeschrieben wird, eine München-Gegebenheitsweise involviert. Nun

¹⁰⁶ Komplikationen ergeben sich hier nicht nur für den gegenwärtig betrachteten Vorschlag, sondern für fast jede Art von Ansatz. Den Komplikationen könnte man versuchen aus dem Weg zu gehen, indem man sich einfach gegen eine *de dicto*-Lesart der eingebetteten Zuschreibung sperrt. Allerdings finden sich dann andere Fälle, in denen dies sehr viel schwerer fiele, wie z.B. die Äußerung

Reinhold glaubt, dass Helge Marilyn für berühmter hält als Norma.

Eine andere Möglichkeit bestünde darin, die *de dicto*-Lesart der eingebetteten Zuschreibung zu akzeptieren, sich aber dagegen zu sträuben, die einbettende Zuschreibung *de dicto* zu lesen. Es ist durchaus möglich, die einbettende Zuschreibung *de re* zu deuten, während man die eingebettete Zuschreibung *de dicto* versteht, und bei mehrfach iterierten Zuschreibungen ist dies vielleicht sogar die Regel, da wir uns selten für die zwischengeschalteten Gegebenheitsweisen interessieren und häufig einfach davon abstrahieren. Doch diese Strategie umgeht die unten genannten Komplikationen nicht.

wird diese Zuschreibung in (21) Reinhold aber selbst in Form einer Überzeugung zugeschrieben. D.h. die Wahrheit der Überzeugung, die Reinhold zugeschrieben wird, erfordert es, dass Franz sich in einem Zustand befindet, der eine München-Gegebenheitsweise involviert. Wir stehen also vor dem eigentümlichen Fall, dass eine zugeschriebene Überzeugung nicht einfach nur eine Gegebenheitsweise involviert, sondern dass sie eine in der Überzeugung eines Anderen involvierte Gegebenheitsweise zum Gegenstand hat – Reinhold glaubt etwas über die (Art von) Gegebenheitsweise, die in Franz' Überzeugung eine Rolle spielt.

Der Fall ist aber weniger eigentümlich als es zunächst den Anschein hat. An und für sich ist überhaupt nichts Eigentümliches daran, wenn die Wahrheit einer Überzeugung davon abhängt, dass der Zustand eines Anderen eine bestimmte (Art von) Gegebenheitsweise involviert; schließlich trifft das auch auf einfache, nicht-iterierte verbale Zuschreibungen *de dicto* zu, wie es ja nun mehrfach nahe gelegt wurde. Allerdings nimmt der Zuschreiber bei solchen verbalen Zuschreibungen weder ausdrücklich Bezug auf die einschlägigen Gegebenheitsweisen noch braucht er sie unbedingt begrifflich zu erfassen oder zu repräsentieren – gerade das wird ihm durch die Mechanismen des semantischen Scheins ja erspart. Demgegenüber fällt es aber schwer zu glauben, dass eine Überzeugung eine bestimmte (Art von) Gegebenheitsweise betrifft, ohne dass die Gegebenheitsweise durch die Überzeugung irgendwie repräsentiert bzw. durch den Überzeugungsinhaber, und sei es noch so unvollständig und inkurrat, erfasst wird. Mit anderen Worten, es fällt schwer zu glauben, dass eine Überzeugung eine bestimmte Gegebenheitsweise betrifft, ohne dass sie ihrerseits eine Gegebenheitsweise dieser Gegebenheitsweise – d.h. eine Gegebenheitsweise zweiter Ordnung – involviert. Eben solche Gegebenheitsweisen zweiter Ordnung müssten dann aber in die Wahrheitsbedingungen von Äußerungen einfließen, die derartige Überzeugungen Subjekten *de dicto* zuschreiben, wie es bei (21) unter der reinen *de dicto*-Lesart ja der Fall ist.

Betrachten wir, wie sich dies konkret bei (21) niederschlägt. Nach dem bisher Gesagten hat Reinhold eine gewisse Auffassung davon, wie München Franz gegeben ist, und diese Auffassung schlägt sich in der Überzeugung, die Reinhold mit (21) zugeschrieben wird, nieder. Da es sich dabei um eine Zuschreibung *de dicto* handelt, spielt Reinholds Auffassung der franzschen München-Gegebenheitsweise in den Wahrheitsbedingungen der Zuschreibung eine Rolle. Wenn wir die bisherige Kurzschreibweise etwas erweitern, lassen sich die fraglichen Wahrheitsbedingungen folgendermaßen formulieren:

(21c) Reinhold ist der Überzeugung: <*Franz*> ist der Überzeugung: <[*München*]> ist wunderbar.

Die spitzen Klammern werden weiter wie bisher gebraucht. Die neuen kursiven eckigen Klammern indes zeigen an, dass es sich um eine Gegebenheitsweise der Art von Gegebenheitsweise handelt, für die das Kursivgeschriebene innerhalb der Klammern steht. Reinhold wird mit (21) also eine Überzeugung zugeschrieben, die eine Gegebenheitsweise erster Ordnung und eine Gegebenheitsweise zweiter Ordnung involviert und daher eine weitere Gegebenheitsweise erster Ordnung zum Gegenstand hat. Die Wahrheit der Zuschreibung hängt davon ab, dass Reinhold eine Überzeugung besitzt, die eine Franz-Gegebenheitsweise und eine Gegebenheitsweise einer Franz zugeschriebenen München-Gegebenheitsweise involviert. Dies mag zunächst kompliziert klingen, aber es gibt das erwartete Resultat wieder: (21) wird behandelt als eine Zuschreibung *de dicto* einer Zuschreibung *de dicto*.

Zu diesen Komplikationen auf der Ebene der Wahrheitsbedingungen treten weitere im Blick darauf hinzu, was mit solch einer iterierten Zuschreibung zum Schein gesagt wird. Oben wurde zwischen zwei Lesarten von (21) unterschieden, der gemischten und der reinen *de dicto*-Lesart. Es gibt zwei plausible Möglichkeiten, die Äußerung zu disambiguieren: auf der Ebene der Wahrheitsbedingungen oder auf der Ebene des semantischen Scheins.

Im ersteren Fall wird mit der Äußerung unter beiden Lesarten dieselbe Scheinbehauptung aufgestellt, aber tatsächlich Unterschiedliches behauptet – unter der gemischten Lesart ist, wie wir gesehen haben, die eigentliche Behauptung wahr, wenn (21a), unter der reinen *de dicto*-Lesart, wenn (21c). Wird die Doppeldeutigkeit andererseits aber auf der Ebene des semantischen Scheins aufgelöst, werden mit der Äußerung bereits unterschiedliche Scheinbehauptungen aufgestellt. Was unter der gemischten Lesart zum Schein behauptet wird, wurde oben bei der Auseinandersetzung mit (21a) schon gesagt: der Zuschreiber gibt vor, mit „Franz“ und „München“ auf ein bestimmtes Individuum bzw. eine bestimmte Stadt Bezug zu nehmen und über Reinhold zu behaupten, in einer transparenten doxastischen Beziehung zu diesen beiden ihrerseits durch eine transparente doxastische Beziehung miteinander verbundenen Dingen zu stehen. Die Scheinbehauptung unter der reinen *de dicto*-Lesart unterscheidet sich von dieser hauptsächlich darin, wie der Ausdruck „München“ dabei verwendet wird. Während der Zuschreiber unter der gemischten Lesart vorgibt, mit „München“ auf eine Stadt Bezug zu nehmen, gibt er unter der reinen *de dicto*-Lesart vor, sich mit „München“ *vorgeblich* auf eine Stadt zu beziehen.¹⁰⁷ D.h. bei diesem Verständnis wird mit „Franz“ in (21) zum Schein auf ein Individuum Bezug genommen und mit „München“ zum Schein eine Scheinbezugnahme auf eine Stadt durchgeführt. Der Vorteil dieser Auflösung der Doppeldeutigkeit bestünde darin, dass es eine klarere und konsequentere Zuordnung gäbe zwischen Scheinbehauptungen und genuinen Behauptungen. Allerdings liefe man dabei Gefahr, zumindest einen Teil der ursprünglichen phänomenologischen Plausibilität des

¹⁰⁷ Damit ist nicht gemeint, dass der Zuschreiber, da er ja nur vorgibt, sich vorgeblich auf eine Stadt zu beziehen, nicht wirklich eine Scheinbezugnahme vornimmt. Dadurch, dass eine Scheinbezugnahme vorgegeben wird, wird aus dem Akt nicht wieder eine genuine Bezugnahme (wenngleich dies auch eine Möglichkeit wäre, den Vorgang zu verstehen). Vorgeblich eine Scheinbezugnahme vorzunehmen bedeutet im Grunde, eine Scheinbezugnahme zweiter Stufe vorzunehmen, und ist vielleicht eher damit vergleichbar, jemanden darin zu imitieren, wie er jemanden imitiert – solch eine imitierte Imitation kommt nicht automatisch wieder dem Original gleich.

Vorschlags einzubüßen, da auch bei iterierten reinen Zuschreibungen *de dicto* zunächst der Eindruck vorherrscht, dass einfach auf normale Gegenstände Bezug genommen wird, und dieses Bild durch die Annahme höherstufiger Scheinbezugnahmen möglicherweise verzerrt wird (was nicht zuletzt auch damit zusammenhängen dürfte, dass wir uns keinen klaren Begriff vom Akt einer höherstufigen Scheinbezugnahme machen). Im gegenwärtigen Zusammenhang geht es jedoch nicht darum, diese Fragen zu entscheiden oder eine der Varianten zu verteidigen. Für die hiesigen Zwecke genügt es zunächst, die Alternativen zu umreißen, die dem betrachteten Vorschlag im Umgang mit iterierten Zuschreibungen wie (21) offen stehen.

Eine andere Herausforderung bilden kombinierte Zuschreibungen, die Geach seinerzeit als Fälle „intentionaler Identität“ bezeichnete¹⁰⁸:

(22) Hob denkt, dass eine Hexe Bobs Stute zugrunde gerichtet hat,
und Nob fragt sich, ob sie Cobs Sau umgebracht hat.

Diese Äußerung stellt die übliche *de re/de dicto*-Aufteilung auf die Probe. Offenbar ist hier in beiden Zuschreibungen die Rede von einer bestimmten Hexe.¹⁰⁹ Da es jedoch keine Hexen gibt (und der Zuschreiber aufgeklärt ist), kann es sich um keine Zuschreibungen *de re* handeln.¹¹⁰ Andererseits scheint aber auch die *de dicto*-Lesart nicht zuzutreffen, da sich aus den Wahrheitsbedingungen der Äußerung unter

¹⁰⁸ Siehe Geach 1967.

¹⁰⁹ Es gibt eine markierte Lesart, der zufolge es beide Male um genau eine Hexe geht, aber nicht unbedingt um dieselbe: Demnach denkt Hob, dass genau eine Hexe Bobs Stute zugrunde gerichtet hat, und Nob denkt, dass genau eine Hexe Bobs Stute zugrunde gerichtet hat, und Nob fragt sich, ob die eine Hexe, die Bobs Stute zugrunde gerichtet hat, auch Cobs Sau umgebracht hat. Allerdings ist diese Lesart von Geach nicht beabsichtigt und kann für unsere Zwecke übergangen werden.

¹¹⁰ Natürlich könnte man versuchen, den *de re*-Charakter der Zuschreibung einzulösen, indem man sie auffasst im Sinne von: Es gibt eine Person, von der Hob denkt, sie sei eine Hexe und habe Bobs Stute zugrunde gerichtet, und die Nob ebenfalls für eine Hexe hält und sich fragt, ob sie Cobs Sau umgebracht hat. Diese Formulierung setzt zwar die Existenz von Hexen nicht voraus, gibt aber den intendierten Sinn von (22) nicht adäquat wieder, da Hobs und Nobs Einstellungen keine reale Person betreffen müssen.

dieser Lesart der Sinn nicht herauslesen lässt, in dem die zugeschriebenen Einstellungen dasselbe betreffen – die angebliche Bezugsgleichheit ist jedenfalls nicht durch eine Gleichsetzung der involvierten Gegebenheitsweisen zu erklären, allein deshalb schon, weil es für die Wahrheit von (22) selbst bei reiner *de dicto*-Deutung nicht erforderlich ist, dass die zugeschriebenen Einstellungen dieselbe (Art von) Gegebenheitsweise involvieren.¹¹¹ Die Herausforderung besteht, kurz gesagt, also darin zu erklären, wie man wahrheitsgemäß sagen kann, dass Nob sich über eine Hexe wundert, und zwar eine bestimmte Hexe, nämlich die, an die auch Hob denkt, wenn es doch keine Hexen gibt und somit auch keine bestimmte Hexe, über die Nob sich wundern könnte.

Die Lösung, die der vorliegende Vorschlag anbietet, fügt sich reibungslos ins bisherige Erklärungsschema. Der Zuschreiber gibt demnach in (22) mit „eine Hexe“ und dem anaphorischen Pronomen „sie“ vor, jeweils auf dasselbe Individuum, nämlich eine Hexe, Bezug zu nehmen, und sagt Hob und Nob zum Schein unterschiedliche Haltungen dazu nach. Indem er dies vorgibt, behauptet er aber etwas, das wahr ist genau dann, wenn gilt

(22a) Es gibt eine Hexen-Gegebenheitsweise *h* und *m*, sodass Hob die Vermutung hat: $\langle h \rangle$ hat Bobs Stute zugrunde gerichtet; und Nob sich fragt: hat $\langle m \rangle$ Cobs Sau umgebracht?

Hier werden die (Arten von) Gegebenheitsweisen, die in den zugeschriebenen Einstellungen involviert sind, nicht genannt, sondern es wird lediglich darüber quantifiziert, weil in der Zuschreibung keine Bezeichnungen verwendet werden, die Hinweise auf die (Arten von)

¹¹¹ Die angebliche Bezugsgleichheit lässt sich auch nicht dadurch (weg)erklären, dass man das Personalpronomen als Abkürzung einer Kennzeichnung auffasst und (22) liest im Sinne von: Hob denkt, dass eine bestimmte Hexe Bobs Stute zugrunde gerichtet hat, und Nob fragt sich, ob die Hexe, die (Hob zufolge) Bobs Stute zugrunde gerichtet hat, auch Cobs Sau umgebracht hat. Denn die ursprüngliche Formulierung in (22), so wie von Geach beabsichtigt, ist neutral gegenüber der Frage, ob Nob Hobs Vermutung teilt bzw. etwas darüber weiß.

Gegebenheitsweisen liefern würden. Ansonsten aber entspricht die Form der Wahrheitsbedingungen jener, die wir im Zusammenhang mit den übrigen Zuschreibungen *de dicto* bereits angetroffen haben.

Der Eindruck, dass Hobs und Nobs Einstellungen dasselbe betreffen, wird ausschließlich damit in Zusammenhang gebracht, was sich auf der Ebene des semantischen Scheins abspielt: der Eindruck herrscht deshalb vor, weil der Sprecher vorgibt, sich beide Male auf dieselbe Hexe zu beziehen. Auf der Ebene der Wahrheitsbedingungen macht sich dies aber nicht bemerkbar. Die Wahrheitsbedingungen wären dieselben, wenn der Zuschreiber nicht (22) geäußert hätte, sondern stattdessen

(23) Hob denkt, dass eine Hexe Bobs Stute zugrunde gerichtet hat,
und Nob fragt sich, ob eine Hexe Cobs Sau umgebracht hat.

Das Problem lässt sich nicht einfach dadurch beheben, dass man die Gegebenheitsweisen im Falle von (22) als objektabhängige auffasst oder das eigentliche Bezugsobjekt der Gegebenheitsweisen in die Wahrheitsbedingungen mit aufnimmt, ähnlich wie das oben mit (10c) vorgeschlagen wurde. Denn hier ist kein solches Bezugsobjekt vorhanden, um die Gegebenheitsweisen darin zu verankern. Es müsste daher ein anderer Weg gefunden werden, die Gegebenheitsweisen in (22) gegenüber jenen in (23) zu qualifizieren. Wenn wir uns vergegenwärtigen, dass Gegebenheitsweisen nicht immer vom zugehörigen Bezugsobjekt herrühren, sondern auch anderen Ursprungs sein können – wie im Falle von Halluzinationen, bloßen Erfindungen, Mythen, falschen Gerüchten, usw., wo es eben keine entsprechenden Bezugsobjekte gibt –, dann läge es am nächsten zu sagen, die Gegebenheitsweisen in (22) seien gleichen Ursprungs, während dies auf jene in (23) nicht unbedingt zutrifft. Worauf die Gegebenheitsweisen genau zurückgehen, braucht dabei nicht spezifiziert zu werden (wenn nur klar ist, dass der Ursprung nicht ein zugehöriges Bezugsobjekt sein muss); die Annahme, auf die es ankommt, ist, dass die beiden

Gegebenheitsweisen in (22) denselben Ursprung haben. Demnach hinge die Wahrheit von (22) davon ab, dass gilt

- (22b) Es gibt eine Hexen-Gegebenheitsweise *h* und *m* gemeinsamen Ursprungs, sodass Hob die Vermutung hat: *<h>* hat Bobs Stute zugrunde gerichtet; und Nob sich fragt: hat *<m>* Cobs Sau umgebracht?

Dies scheint den Unterschied zu (23) auch auf der Ebene der Wahrheitsbedingungen angemessen wiederzugeben.

Mit Äußerungen wie (22) stellt sich natürlich unweigerlich am Ende auch die Frage, wie der Vorschlag mit solchen Zuschreibungen umgehen würde, die fiktionale Bezeichnungen wie „Sherlock Holmes“ enthalten. Wären solche Äußerungen als gewöhnliche Zuschreibungen wie (15) bzw. (22) zu behandeln oder eher als fiktionale Äußerungen wie z.B. (1) oder (3)? Das wird vor allem davon abhängen, ob die Äußerung als fiktionale intendiert ist oder als nicht-fiktionale, und davon, wer das Subjekt der Äußerung ist. Wenn es sich um ein nicht-fiktionales Subjekt handelt wie etwa im Falle von

- (24) Franz hält Holmes für einen cleveren Detektiv,

wird man die Äußerung als gewöhnliche Zuschreibung auffassen können, die nach demselben Muster zu deuten ist wie die von (15). Da eine *de re*-Lesart offenbar nicht in Frage kommt, wäre (24) wahr genau dann, wenn gilt

- (24a) Franz ist der Überzeugung: *<Holmes>* ist ein cleverer Detektiv.

Anders hingegen verhält es sich mit

- (25) Watson hält Holmes für einen cleveren Detektiv.

Verstanden als fiktionale Äußerung ist (25) wahr genau dann, wenn gilt

(25a) Die Darstellungen in den *Holmes-Geschichten* berechtigen zu dieser Scheinbehauptung (wobei die relevante Scheinbehauptung anhand der Äußerung, deren Wahrheitsbedingungen gerade angegeben werden, demonstriert wird).

Auch wenn sich das, was mit den Äußerungen von (24) und (25) zum Schein behauptet wird, ähnelt – der wesentliche Unterschied liegt darin, dass mit „Franz“ in (24) ernsthaft und mit „Watson“ in (25) nur zum Schein auf ein Individuum Bezug genommen wird –, weichen die Wahrheitsbedingungen der Behauptungen, die tatsächlich damit aufgestellt werden, stark voneinander ab. Doch das ist im Grunde nicht anders zu erwarten, denn offensichtlich ist die Wahrheit der Äußerung im einen Fall am Verhalten und der Umgebung eines lebenden Subjekts zu überprüfen, während im anderen Fall nur die Recherche im einschlägigen fiktionalen Werk maßgeblich sein kann. Wenn wir also bereit sind, von den beiden Äußerungen überzugehen zur Äußerung von

(26) Franz und Watson halten Holmes beide für einen cleveren Detektiv,

dann ist der Übergang nicht etwa deshalb gültig (wenn er es ist), weil die zugeschriebenen Überzeugungen beide eine Holmes-Gegebenheitsweise involvieren, wie es sich verhielte, wenn es sich beide Male um nicht-fiktionale Zuschreibungen *de dicto* handelte. Der Schluss ist deshalb gültig, weil die Wahrheitsbedingungen der resultierenden externen fiktionalen Äußerung in einem systematischen Zusammenhang stehen mit den Wahrheitsbedingungen der beiden Prämissen, ähnlich wie es sich bereits oben (Abschnitt 8.4) beim Übergang von (10) und (10*) zu (10**) beobachten ließ. Demzufolge ist

die fiktionale Äußerung von (26) wahr genau dann, wenn gilt

(26a) Die Darstellungen in den *Holmes-Geschichten* und Franz betreffende Tatsachen berechtigen zu dieser Scheinbehauptung (wobei die relevante Scheinbehauptung anhand der Äußerung, deren Wahrheitsbedingungen gerade angegeben werden, demonstriert wird).

Die hier gemeinten Darstellungen sind dieselben, die zu der mit (25) aufgestellten Scheinbehauptung berechtigen und wovon die Wahrheit von (25) mithin abhängt. Die Franz betreffenden Tatsachen wiederum sind offenbar diejenigen, auf denen die Wahrheit von (24) beruht. D.h. die Darstellungen und Tatsachen, von denen die Wahrheit der Prämissen jeweils abhängt, sind genau die Darstellungen und Tatsachen, die zu der mit (26) aufgestellten Scheinbehauptung berechtigen und damit die Wahrheit der mit (26) gezogenen Schlussfolgerung festlegen. Dies würde erklären, weshalb der Übergang von den Prämissen zur Schlussfolgerung wahrheitserhaltend und damit gültig wäre.

Obwohl die hier im abschließenden Kapitel angestellten Betrachtungen sich gewissermaßen aus dem Vorschlag herleiten, der im vorigen Kapitel zur Interpretation einer kleinen Sondergruppe von Zuschreibungen unterbreitet wurde, handelt es sich keineswegs um Ergebnisse, sondern allenfalls um einen Anfang. Ob es sich lohnt, dieses Projekt weiter zu verfolgen, lässt sich anhand dieser wenigen Hinweise und Andeutungen nur schwer beurteilen und wird sich erst nach weiterer Prüfung zeigen.

Literatur:

- Austin, J. 1961: „Pretending”, in J. Austin: *Philosophical Papers*, Oxford (OUP).
- Bach, K.: „Do Belief Reports Report Beliefs?”, *Pacific Philosophical Quarterly* 78, 215-41.
- Beardsley, M. 1981: „Fiction as Representation”, *Synthese* 46, 291-313.
- Beaver, D. 2001: *Presupposition and Assertion in Dynamic Semantics*, Stanford (CSLI Publications).
- Bonomi, A. & Zucchi, S. 2003: „A Pragmatic Framework for Truth in Fiction”, *Dialectica* 57, 103-20.
- Brock, S. 2002: „Fictionalism about Fictional Characters”, *Nous* 36, 1-21.
- Brock, S. 2004: „The Ubiquitous Problem of Empty Names”, *Journal of Philosophy* 101, 277-98.
- Burge, T. 1977: „Belief De Re”, *Journal of Philosophy* 74, 338-62. (Wieder abgedruckt mit Postscriptum in Burge 2006.)
- Burge, T. 1979: „Individualism and the Mental”, in P. French et al. (Hrsg.): *Midwest Studies in Philosophy* 4, Minneapolis (University of Minneapolis Press).
- Burge, T. 1980: „The Content of Propositional Attitudes”, *Nous* 14, 53-60.
- Burge, T. 2006: *Foundations of Mind*. Oxford (OUP).
- Byrne, A. 1993: „Truth in Fiction: The Story Continued”. *Australasian Journal of Philosophy* 71, 24-35.
- Castaneda, H. 1974: „Thinking and the Structure of the World”, *Philosophia* 4, 3-40.
- Crimmins, M. 1992: *Talk About Beliefs*. Cambridge, Mass. (MIT Press).
- Crimmins, M. 1995: „Notional Specificity”, *Mind and Language* 10, 464-77.
- Crimmins, M. 1997: „Hesperus and Phosphorus: Sense, Pretense, and Reference”, *Philosophical Review* 107, 1-48.

- Crimmins, M. 2002: „Thing Talk Moonlighting”, *Philosophical Studies* 108, 83-98.
- Crittenden, C. 1991: *Unreality: The Metaphysics of Fictional Objects*. Ithaca (Cornell University Press).
- Currie, G. 1990: *The Nature of Fiction*. Cambridge (Cambridge University Press).
- Davidson, D. 1967: „Truth and Meaning”, *Synthese* 17, 304-23.
- Davidson, D. 1969: „On Saying That”, *Synthese* 19, 130-46.
- Davidson, D. 1979: „Moods and Performances”, in A. Margalit (Hrsg.): *Meaning and Use*, Dordrecht (Reidel).
- Davies, M. & Stone, T. 1998: „Folk Psychology and Mental Simulation”, in A. O'Hear (Hrsg.): *Contemporary Debates in the Philosophy of Mind*. Cambridge (Cambridge University Press).
- Dennett, D. 1982: „Beyond Belief”, in A. Woodfield (Hrsg.): *Thought and Object*. Oxford (Clarendon Press).
- Deutsch, H. 1985: „Fiction and Fabrication”, *Philosophical Studies* 47, 201-13.
- Evans, G. 1982: *The Varieties of Reference*. Oxford (Oxford University Press).
- Fine, K., 1982: „The Problem of Non-Existents, I. Internalism”, *Topoi* 1, 97-140.
- Fine, K. 1984: „Critical Review of Parsons' *Non-Existent Objects*”, *Philosophical Studies* 45, 95-142.
- Fodor, J. 1981: „Propositional Attitudes”, in ders.: *Representations*. Cambridge, Mass. (MIT Press).
- Fodor, J. 1987: *Psychosemantics*. Cambridge, Mass. (MIT Press).
- Forbes, G. 1987: „Indexicals and Intensionality: a Fregean Perspective”, *The Philosophical Review* 96, 3-31.
- Frege, G. 1892: „Über Sinn und Bedeutung”. *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* 100, 25-50. (Wieder abgedruckt in G. Frege: *Funktion, Begriff, Bedeutung*. Herausgegeben und eingeleitet von G. Patzig, Göttingen, 1962.)
- Frege, G. 1897: „Logik”, in G. Frege: *Nachgelassene Schriften*,

- herausgegeben von H. Hermes et al., Hamburg (Meiner), 1974.
- Geach, P. 1967: „Intentional Identity“, *Journal of Philosophy* 64, 627-32.
- Gendler, T. 2003: „On the Relation between Pretense and Belief“, in M. Kieran & D. Lopes (Hrsg.): *Imagination, Philosophy and the Arts*. London (Routledge).
- Goldman, A. 1989: „Interpretation Psychologized“, *Mind and Language* 4, 161-85.
- Goodman, J. 2003: „Where is Sherlock Holmes?“, *Southern Journal of Philosophy* 41, 183-98.
- Goodman, N. 1982: „Fiction for Five Fingers“, *Philosophy and Literature* 6, 162-4.
- Gordon, R. 1986: „Folk Psychology as Simulation“, *Mind and Language* 1, 158-71.
- Grice, P. 1989: *Studies in the Way of Words*. Harvard (Harvard University Press).
- Heim, I. 1983: „On the Projection Problem for Presuppositions“, in M. Barlow et al. (Hrsg.): *Second Annual West Coast Conference on Formal Linguistics*, Stanford.
- Hills, D. 1997: „Aptness and Truth in Verbal Metaphor“, *Philosophical Issues* 25, 117-55.
- Horwich, P. 1998: *Meaning*. Oxford (OUP).
- Howell, R. 1979: „Fictional Objects: How They Are and How They Aren't“, *Poetics* 8, 129-77.
- Kaplan, D. 1969: „Quantifying In“, in D. Davidson & J. Hintikka (Hrsg.): *Words and Objections*. Dordrecht (Reidel).
- Kaplan, D. 1973: „Bob and Carol and Ted and Alice“, in J. Hintikka et al. (Hrsg.): *Approaches to Natural Language*. Dordrecht (Reidel).
- Kaplan, D. 1989a: „Demonstratives“, in J. Almog et al. (Hrsg.): *Themes from Kaplan*. Oxford (OUP).
- Kaplan, D. 1989b: „Afterthoughts“, in J. Almog et al. (Hrsg.): *Themes from Kaplan*. Oxford (OUP).
- Karttunen, L. 1974: „Presuppositions and Linguistic Context“,

- Theoretical Linguistics* 1, 181-94.
- Kim, J. 1993: „Events as Property Exemplifications”, in J. Kim: *Supervenience and Mind: Selected Philosophical Essays*, New York (Cambridge University Press).
- King, J. 2002: „Designating Propositions”, *The Philosophical Review* 111, 341-71.
- Kripke, S. 1973: „Reference and Existence”, unveröffentlichtes Ms. präsentiert als „The John Locke Lectures”.
- Kripke, S. 1980: *Naming and Necessity*. Oxford (Blackwell).
- Kroon, F. 1992: „Was Meinong only Pretending?”, *Philosophy and Phenomenological Research* 52, 499-527.
- Kroon, F. 1994: „Make-Believe and Fictional Reference”. *The Journal of Aesthetics and Art Criticism* 52, 207-14.
- Künne, W. 1983: *Abstrakte Gegenstände*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Lamarque, P. & Olsen, S. 1994: *Truth, Fiction, and Literature*. Oxford (Clarendon).
- Levinson, J. 1993: „Making Believe”, *Dialogue* 32, 359-74.
- Lewis, D. 1968: „Counterpart Theory and Quantified Modal Logic”, *Journal of Philosophy* 65, 113-26.
- Lewis, D. 1972: „General Semantics”, in D. Davidson & G. Harman (Hrsg.): *Semantics for Natural Language*. Dordrecht (Reidel).
- Lewis, D. 1978: „Truth in Fiction”, *American Philosophical Quarterly* 15, 37-46; wieder abgedruckt mit Postscripta in Lewis 1983, 261-80.
- Lewis, D. 1979: „Attitudes *De Dicto* and *De Se*”, *The Philosophical Review* 88, 513-43. (Wieder abgedruckt mit Postscripta in Lewis 1983.)
- Lewis, D. 1979a: „Scorekeeping in a Language Game”, *Journal of Philosophical Logic* 8, 339-59.
- Lewis, D. 1983: *Collected Papers (Vol.1)*. Oxford (OUP).
- Lewis, D. 1986: *On the Plurality of Worlds*. Oxford (Blackwell).
- Lewis, D. 1994: „Reduction of Mind”, in S. Guttenplan (Hrsg.): *A Companion to the Philosophy of Mind*. London (Blackwell).

- Ludlow, P. 2006: „From Sherlock and Buffy to Klingon and Norrathian Platinum Pieces: Pretense, Contextualism, and the Myth of Fiction”, *Philosophical Issues* 16, 162-83,
- MacDonald, M. 1979: „The Language of Fiction”, in W. Kennick (Hrsg.): *Art and Philosophy*. New York (St. Martin's).
- McDowell, J. 1984: „De Re Senses”, in C. Wright (Hrsg.): *Frege: Tradition & Influence*, Oxford (Blackwell).
- McGinn, C. 2000: *Logical Properties*. Oxford (OUP).
- McKinsey, M. 1999: „The Semantics of Belief Ascriptions”, *Nous* 33, 519-57.
- Meinong, A. 1904: „Über Gegenstandstheorie”, in A. Meinong (Hrsg.): *Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie*. Leipzig (Barth).
- Ohnmann, R. 1971: „Speech Acts and the Definition of Fiction”, *Philosophy and Rhetoric* 4, 1-19.
- Parsons, T. 1980: *Nonexistent Objects*. New Haven (Yale University Press).
- Peacocke, C. 1999: *Being Known*. Oxford (OUP).
- Peacocke, C. 2002: „Principles for Possibilia”, *Nous* 36, 486-508.
- Perry, J. 1977: „Frege on Demonstratives”, *Philosophical Review* 86, 474-97.
- Perry, J. 1979: „The Problem of the Essential Indexical”, *Nous* 13, 3-21.
- Perry, J. & Crimmins, M. 1989: „The Prince and the Phone Booth: Reporting Puzzling Beliefs”. *The Journal of Philosophy* 86, 685-711.
- Phillips, J. 1999: „Truth and Inference in Fiction”, *Philosophical Studies* 94, 273-93.
- Predelli, S. 2002: „'Holmes' and Holmes – A Millian Analysis of Names from Fiction”, *Dialectica* 56, 261-79.
- Priest, G. 2005: *Towards Non-Being*. Oxford (Clarendon Press).
- Pryor, J. 2007: „Reasons and That-Clauses”, *Philosophical Issues* 17, 217-44.
- Quine, W. 1953: „On What There Is”, in W. Quine: *From a Logical*

- Point of View*. Cambridge, Mass. (Harvard University Press).
- Quine, W. 1956: „Quantifiers and Propositional Attitudes”, *The Journal of Philosophy* 53, 177-87.
- Quine, W. 1960: *Word and Object*. Cambridge, Mass. (MIT Press).
- Rappaport, W. 1978: „Meinongian Theories and a Russellian Paradox”, *Nous* 12, 153-80.
- Recanati, F. 1993: *Direct Reference*. Oxford (Blackwell).
- Recanati, F. 2000: *Oratio Obliqua, Oratio Recta*. Cambridge, Mass. (MIT Press).
- Richard, M. 1990: *Propositional Attitudes*. Cambridge (Cambridge University Press).
- Richard, M. 2000: „Semantic Pretense”, in A. Everett & T. Hofweber (Hrsg.): *Empty Names, Fiction and the Puzzle of Non-Existence*, Stanford (CSLI Publications).
- Rosefeldt, T.: „'That'-Clauses and Non-nominal Quantification”, *Philosophical Studies* 137, 301-333.
- Ross, J. 1997: *The Semantics of Media*. Dordrecht (Kluwer Academic Publishers).
- Routley, R. 1980: *Exploring Meinong's Jungle and Beyond*. Canberra (RSSH Publications).
- Routley, R. 1982: „On What There Isn't”, *Philosophy and Phenomenological Research* 43, 151-78.
- Russell, B. 1905: „On Denoting”, *Mind* 14, 479-93.
- Ryle, G. 1949: *The Concept of Mind*. London (Hutchinson).
- Sainsbury, M. 2005: *Reference without Referents*. Oxford (Clarendon Press).
- Sainsbury, M. 2010: *Fiction and Fictionalism*. London (Routledge).
- Salmon, N. 1986: *Frege's Puzzle*. Cambridge, Mass. (MIT Press).
- Salmon, N. 1989: „Reference and Information Content: Names and Descriptions”, in D. Gabbay & F. Guenther (Hrsg.): *Handbook of Philosophical Logic*, Vol. IV, Dordrecht (Reidel).
- Salmon, N. 1990: „A Millian Heir Rejects the Wages of Sinn”, in A. Anderson & J. Owens (Hrsg.): *Propositional Attitudes*, Stanford

- (CSLI Publications).
- Salmon, N. 1998: „Nonexistence”, *Nous* 32, 277-319.
- Schiffer, S. 1972: *Meaning*. Oxford (OUP).
- Schiffer, S. 1977: „Naming and Knowing”, in French et al. (Hrsg.): *Midwest Perspectives in the Philosophy of Language* 2, 28-44.
- Schiffer, S. 1992: „Belief Ascription”, *The Journal of Philosophy* 89, 490-521.
- Schiffer, S. 1996: „Language-Created Language-Independent Entities”, *Philosophical Topics* 24, 149-67.
- Schiffer, S. 2003: *The Things We Mean*. Oxford (OUP).
- Searle, J. 1969: *Speech Acts*. Cambridge (Cambridge University Press).
- Searle, J. 1974: „The Logical Status of Fictional Discourse”, *New Literary History* 6, 319-32. (Wieder abgedruckt in Searle, J.: *Expression and Meaning: Studies in the Theory of Speech Acts*, Cambridge (Cambridge University Press), 1979.)
- Searle, J. 1983: *Intentionality*. Cambridge (Cambridge University Press).
- Soames, S.: „Substitutivity”, in J. Thomson (Hrsg.): *On Being and Saying: Essays in Honour of Richard Cartwright*, Cambridge, Mass. (MIT Press).
- Soames, S. 2002: *Beyond Rigidity: The Unfinished Agenda of Naming and Necessity*. New York (OUP).
- Stalnaker, R. 1974: „Pragmatic Presupposition”, in M. Munitz & P. Unger (Hrsg.): *Semantics and Philosophy*, New York (New York University Press).
- Stalnaker, R. 1978: „Assertion”, *Syntax and Semantics* 9, 315-32.
- Stalnaker, R. 1988: „Belief Ascription and Context”, in R. Grimm & D. Merrill (Hrsg.): *Contents of Thought*, Tucson (University of Arizona Press).
- Stich, S. & Nichols, S. 1992: „Folk Psychology: Simulation or Tacit Theory?”, *Mind and Language* 7, 35-71.
- Strawson, P.F. 1950: „On Referring”, *Mind* 59, 320-44.
- Sutrop, M. 2002: „Imagination and the Act of Fiction-Making”,

- Australasian Journal of Philosophy* 80, 332-44.
- Thomasson, A. 1999: *Fiction and Metaphysics*. Cambridge (Cambridge University Press).
- Vaihinger, H. 1911: *Die Philosophie des Als Ob*. Berlin (Reuther & Richard).
- Van Inwagen, P. 1977: „Creatures of Fiction”, *American Philosophical Quarterly* 14, 299-308.
- Van Inwagen, P. 2003: „Existence, Ontological Commitment, and Fictional Entities”, in M. Loux & D. Zimmerman (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Metaphysics*. Oxford (OUP).
- Voltolini, A. 2006: *How Ficta Follow Fiction*. Dordrecht (Springer).
- Walton, K. 1973: „Pictures and Make-Believe”, *Philosophical Review* 82, 283-319.
- Walton, K. 1978: „Fearing Fictions”, *Journal of Philosophy* 75, 5-27.
- Walton, K. 1990: *Mimesis as Make-Believe*. Cambridge, Mass. (Harvard University Press).
- Walton, K. 1993: „Metaphor and Prop-Oriented Make-Believe”, *European Journal of Philosophy* 1, 39-57.
- Yablo, S. 1998: „Does Ontology Rest on a Mistake?”, *Proceedings of the Aristotelian Society, Suppl. Vol.* 72, 229-62.
- Yagisawa, T. 2001: „Against Creationism in Fiction”, *Philosophical Perspectives* 15, 153-72.
- Zalta, E. 1983: *Abstract Objects*. Dordrecht (Reidel).